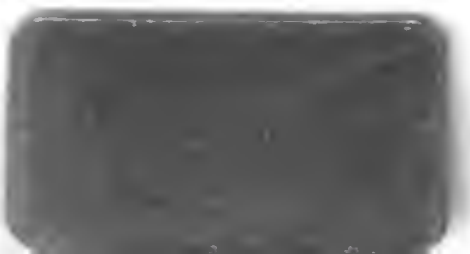
UC-NRLF
$B 182 971

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

V. 210. (2.)



Digitized by Google

Mecklenburg's Volkssagen.

Gesammelt und herausgegeben

von

M. Dr. A. Niederhöffer,

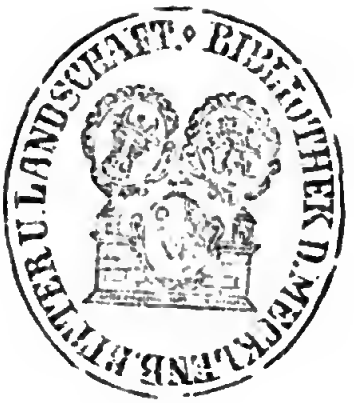
Mitglied des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde.

Zweiter Band.

Leipzig.

Verlag von Heinrich Hübner.

1859.



LOAN STACK

Digitized by Google

PT919
M4N5
v.2

Inhaltsverzeichniss des zweiten Bandes.

Seite

56. Der spukende Fischer auf der Ostsee bei Alt-Gaarz, unweit Neu-Bukow (vom Herausgeber) 1
57. Die Kirchenglocken zu Prillwitz bei Neu-Strelitz (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 3
58. Die Sonntagsschänder von Carwitz bei Feldberg (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 8
59. Das seltsame Ochsenhorn in der Kirche zu Woldegk (vom Herausgeber) 10
60. Der Wehrwolf von Klein-Krams bei Ludwigslust (von J. J. F. Giese zu Strohkirchen) 11
61. Die gottlosen Pächterleute von Niederhagen bei Rostock (von Pastor E. Wolff zu Röversdhagen) 16
62. Die Hexe von Camin bei Wittenburg (von J. F. L. Bohn zu Demern) 17
63. Die goldene Wiege in den Kellern des Klostergebäudes zu Neukloster (von Organist L. Pechel zu Röbel) 18
64. Die Hexe von Elbena bei Grabow (von Pastor Fr. Günther zu Groß-Methling) 21
65. Der Hirschkopf in der Kirche zu Doberan (vom Herausgeber) 31
66. Die Wunder der Bischöfe von Ratzeburg (von Pastor C. Masch zu Demern) 33
67. Der vom Teufel geholte Kartenspieler von Kessin bei Rostock (von L. P. zu S.) 37
68. Die in Steine verwandelten sieben Hirtenknaben bei Spornitz, zwischen Parchim und Neustadt (vom Herausgeber) . . . 42
69. Der spukende Barbier von Penzlin (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 44

200

Seite

70. Die Keule unter dem alten brandenburger Thore zu Woldegk (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 53
71. Der räuberiſche Müller an der Jasnitz, zwiſchen Ludwigsluſt und Hagenow (von J. J. F. Gieſe zu Strohkirchen) . . 57
72. Der Klatthammel in der roſtocker Heide bei Roſtock (von Paſtor E. Wolff zu Röversbagen) 66
73. Die geraubte Frau aus Süllsdorf bei Schönberg (von J. F. L. Bohn zu Demern) 67
74. Wie der Name der Blutſtraße zu Roſtock entſtanden ſein ſoll (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 68
75. Warum die Tollenſe bei Neu-Brandenburg vor Weihnachten nicht zufriert (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 75
76. Weßhalb die Wächterglocke jetzt nicht mehr in Röbel gezogen wird (vom Herausgeber) 77
77. Der Juchhans bei Breſegard, unweit Hagenow (von J. J. F. Gieſe zu Strohkirchen) 79
78. „Es iſt nicht gut, daß man erzählt, was Einem begegnet iſt," Volksſage aus der roſtocker Heide bei Roſtock (von Paſtor E. Wolff zu Röversbagen) 84
79. Die Knittel in den alten Thoren von Sternberg (vom Herausgeber) 85
80. Die Glocke im See bei Sülten, unweit Sternberg (von L. P. zu S.) 87
81. Die in Fehde lebenden Ritter von Stüvendorf und Wangelin, und die Kirchenglocken des untergegangenen Dorfes Stüvendorf bei Lübz (von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe) 89
82. Sagen von der wilden Jägerin Frau Goden, aus der Umgegend von Dömitz, Eldena und Grabow (von Paſtor Fr. Günther zu Groß-Methling) 91
83. Der Teufelsſee bei Güſtrow (vom Herausgeber) 97
84. Der Hexenkeller und die letzte Hexenverbrennung in Penzlin (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 98
85. Die Meſſung des Lucin-Sees bei Feldberg (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 105
86. Der Urſprung des Sandes um Ramm bei Lübtheen (von J. J. F. Gieſe zu Strohkirchen) 106

Seite

87. Der ſpukende Müller von Wendorf bei Brüel (vom Herausgeber) 112
88. Wunderbare Thiere bei Niederhagen, Mittelhagen und Hinrichshagen, unweit Roſtock (von Paſtor E. Wolff zu Röverhagen) 113
89. Das Duell der Todten in der Kirche zu Alt-Gaarz bei Neu-Bukow (von Adolf Pechel zu Brahlſtorf) 114
90. Der verbannte Mittelſtädt von Alt-Strelitz (von L. P. zu S.) 118
91. Der Schatz in der Kirche zu Ankershagen bei Penzlin (vom Herausgeber) 119
92. Der Mönkenberg bei Kritzenow, unweit Roſtock (von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe) 120
93. Die Unterirdiſchen oder Mönken in dem Rummelsberge bei Peckatel, unweit Schwerin (von L. u. A. zu R.) 121
94. Der Steintanz bei Boitin, unweit Bützow (von F. Schwenn zu Ludwigsluſt) 124
95. Das Teufelsgitter in der St. Marienkirche zu Wismar (vom Herausgeber) 127
96. Von der großen Feuersbrunſt in Roſtock und dem Urſprunge der ſchwaanſchen Kuchen (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 128
97. Die Erlöſung eines Ruheloſen bei der Brücke zwiſchen Bargensdorf und Stargard (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 135
98. Brandt's Kreuz in der roſtocker Heide bei Roſtock (von J. J. F. Gieſe zu Strohkirchen) 137
99. Das heilige Blut und die Judenverbrennung zu Sternberg (vom Herausgeber) 141
100. Noch drei Sagen über Findenwirunshier bei Dömitz (von G. F. C. Neumann zu Röbel) 156
101. Die ewige Blüſe auf dem Salzhaffe (von Organiſt C. Pechel zu Alt-Gaarz) 159
102. Die ſpukende Tonne von Buchholz bei Schwaan (von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe) 162
103. Der Heiligegeiſt- oder Köppenberg bei Kronskamp, unweit Laage (vom Herausgeber) 164
104. Der dumme Teufel und der ſchlaue Küſter zu Eldena bei Grabow (von Paſtor Fr. Günther zu Groß-Methling) . . 168

Seite

105. Ein seltsamer Mann zu Oberhagen bei Rostock (von Pastor E. Wolff zu Röversdhagen) 171
106. Einiges über sogenannte Hünensteine und die Sage von den Hünen (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 172
107. Der Stein mit den Riesenfinger-Spuren auf dem groß-slotowschen Felde bei Penzlin (vom Herausgeber) 176
108. Die Glocke zu Mildenitz bei Woldegk (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) 177
109. Die Muränen im Schaalsee bei Zarrentin (von Organist L. Pechel zu Röbel) 179
110. Die Entstehung des Sees bei Probst-Jesar, unweit Lübtheen (von J. J. F. Giese zu Strohkirchen) 181
111. Das spukende Edelfräulein von Kiekindemark bei Parchim (vom Herausgeber) 185
112. Der Rector Beatus zu Dömitz (von G. F. C. Neumann zu Röbel) 193
113. Der Teufelswinkel bei Wittenburg (von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe) 194
114. Was man sich von der zwischen Penzlin und Hohenzieritz gelegenen Ihsepuhrt erzählt (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 196
115. Vom Spuk an der alten Brücke zwischen Sponholz und Warlin bei Neu-Brandenburg (von Lehrer C. Langmann zu Sponholz) 197
116. Der spukende Stallmeister G. zu Steinbeck bei Neustadt (vom Herausgeber) 198
117. Die Nixe im See bei Wanzka, zwischen Stargard und Neu-Strelitz (von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg) . 199
118. Von den vierzehn Brüdern, welche die St. Marienkirche zu Rostock erbaut haben sollen (von Kämmerarius H. Pintz zu Röbel) 201
119. Die Schloßruine zu Groß-Vogtshagen bei Dassow (von G. F. C. Neumann zu Röbel) 204
120. Was sich die Leute von einer Glocke zu Lichtenhagen bei Rostock erzählen (von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe) . . . 205
121. Das Petermännchen, der alte treue Schutzgeist des Fürsten-

Seite

schlosses Schwerin (vom Herausgeber). (Hierzu die Titel-Vignette dieses Bandes) 206

122. Abenteuerliche Thiere zwischen Wahrstorf und Pölchow bei Rostock (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 225

123. Die untergegangene Stadt in dem See von Groß-Pankow bei Lübz (von J. J. F. Giese zu Strohkirchen) 226

124. Der unvollendete Saal im Schlosse zu Sponholz bei Neu-Brandenburg (von Lehrer C. Langmann zu Sponholz) . 230

125. Das Männlein bei den Scheunen zu Stargard (von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg) 231

126. Was man von einer Glocke in Buchholz bei Schwaan erzählt (von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe) 232

127. Die spukende Baronesse Göden in dem Herrenhause zu Dameckow bei Wismar (vom Herausgeber) 233

128. Die verwünschte Prinzessin im Buchenberge bei Doberan (von Fr. Schulz) 235

129. Das Weib mit dem goldenen Kamme im Schloßberge bei Kirchdorf auf der Insel Pöl (von C. Struck zu Dargun) . 238

130. Sagen von der wilden Jagd aus der penzliner Gegend (von A. C. F. Krohn zu Penzlin) 241

131. Von der Ahnfrau und sonstigem Spuk im Herrenhause zu Wietow bei Wismar (vom Herausgeber) 247

Der spukende Fischer auf der Ostsee bei Alt-Gaarz, unweit Neu-Bukow.

Charfreitag war's; feierlich ertönten von dem Kirchthurme zu Alt-Gaarz die Glocken und luden ein zum gemeinsamen Dienste des Herrn. Während alle die gottesfürchtigen Strandbewohner, diesem Rufe folgend, im Feststaate zur Kirche eilten, dort beteten, die Predigt hörten und Gott, ihren Schöpfer lobeten und priesen, fuhr Einer von ihnen, der Fischer Hans Peter, in seinen alltäglichen Kleidern hinaus in die See, um Angeln auszuwerfen. Für diesen gab es nämlich keinen Festtag; er glaubte nicht an Gott, nicht an Seine Gerechtigkeit, nicht an ein Fortleben der Seele und eine ewige Glückseligkeit; er war ein gottloser, wilder, roher und gefühlloser Geselle.

Obgleich Hans Peter auch von seinem Nachbar aufgefordert war, mit in das Gotteshaus zu kommen, obgleich ihn auch sein braves Weib flehentlich und mit Thränen in den Augen gebeten, sie, nach eben erst überstandenem Wochenbette, dorthin zu begleiten, um gemeinschaftlich mit ihm dem Höchsten ihr Dankgebet darzubringen für ihre glückliche Genesung, für die gnädige Erhaltung ihres lieben, zarten Säuglings, so hatte ihn doch nichts, weder Bitten noch Vorstellungen, erweichen und zum Mitgehen bewegen können. Spottend und Gott

verhöhnend ging er dahin, warf seine Angelgeräthschaften über die Schulter und stach bald darauf in See.

Als Hans Peter die hohe See erreicht, begann er, die Melodie eines leichtfertigen Liedes vor sich hinpfeifend, seine Angeln auszuwerfen. Es war ein prächtiger Frühlingsmorgen; die Sonne beleuchtete mit ihren Alles belebenden und erquickenden Strahlen die, wie ein Spiegel ruhig und klar daliegende, große, weite Meeresfläche. Hans Peter sah von seinem Bote aus den weithin sichtbaren Thurm der heimathlichen Dorfkirche*), und deutlich hörte er den frommen Gesang der dort versammelten alt-gaarzer Gemeinde. Es war so friedlich, so feierlich und schön in Gottes herrlicher Natur; unserm gottlosen Fischer aber rührte das Alles nicht. Sein verstocktes Herz fühlte und empfand nichts; kalt und gleichgültig blieb er bei allen den ihn umgebenden Naturschönheiten, bei dem feierlichen Gesange der frommen Kirchengänger, der durch die Stille des Morgens zu ihm herüber drang, ja er lachte und spottete sogar über Beides und verhöhnte aufs Neue Gott und Sein Wort.

Doch der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der Seinen Namen mißbraucht; ob früher oder später, den Schänder des dritten Gebots, den Spötter Seines heiligen Names ereilt doch gewiß immer die wohlverdiente Strafe. Hier sollte sie sofort erfolgen. Denn plötzlich erhob sich ein Wirbelwind, hohe Wellen thürmten sich auf, warfen das leichte Fahrzeug gleich einem Federballe hin und her und verschlangen bald darauf Fischer und Kahn.

---

*) Alt-Gaarz liegt auf der Landenge zwischen dem Salzhaffe und der offnen See. Der Thurm der hochliegenden Dorfkirche pflegt den vorbeisegelnden Schiffen stets als Seezeichen zu dienen.

So fand der schlechte Hans Peter, ohne Reue und Buße, tief unten auf feuchtem Meeresgrunde sein einsam Grab.

Seit dieser Zeit soll nun an jedem Charfreitage der Fischer in seinem Bote auf der See bei Alt-Gaarz erscheinen und dort während des Vormittags-Gottesdienstes ruhelos umherfahren; gleichsam zur Mahnung für die Strandbewohner, stets nur auf Gottes Wegen zu wandeln und den Tag des Herrn heilig und in Ehren zu halten!

Die Kirchenglocken zu Prillwitz bei Neu-Strelitz.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Südwestlich von dem schönen Tollenserſee liegt, von diesem nur durch eine schmale, niedrige Wiese getrennt, ein kleiner See, der Liepsſee, gleichsam nur ein Anhängsel des ersteren, mit dem er durch einen Kanal, der Fischergraben, verbunden ist. In dieser Gegend soll Rhetra, die altberühmte Hauptstadt der Rhedrianer, gelegen haben und zwar, wie die Gelehrten behaupten, an der Stelle des jetzigen Dorfes Prillwitz. Die Sage im Volksmunde, welche sie die schöne Rhetra, oder kurzweg auch „de Rhetra" nennt, erzählt dagegen, sie habe dort gestanden, wo sich jetzt der kleine Liepsſee ausbreitet.

Rhetra war, der Sage nach, eine schöne, große Stadt und weit und breit ihrer Reichthümer wegen berühmt; und Alle,

die von nah und fern herbeikamen, um sie zu sehen, verwunderten sich mit Recht ihrer Pracht und Herrlichkeit. Nun ist sie aber schon lange dahin. Sie lud den Zorn Gottes, oder wie Einige sagen, eines mächtigen Zauberers auf sich, und in Folge eines über sie ausgesprochenen Fluches that sich die Erde unter ihr auf, und verschlang sie und alle ihre Einwohner mit aller ihrer Habe. Es blieb auch keine Spur von Rhetra, denn die Erde sank auf der Stelle so tief, daß sich dort in kurzer Zeit ein kleiner See, der oben erwähnte Lieps bildete.

So ruht nun die schöne Rhetra mit all ihren Schätzen tief unten im See, und nur bei ruhigem Wetter, wenn das Wasser des See's recht klar ist, soll man weit unten in der Tiefe die Thurmspitzen der Stadt schimmern sehen können.

Ganz sollte indeß das Andenken an Rhetra doch nicht untergehen. Auf den Kirchthürmen der Stadt befanden sich nämlich drei wundervolle Glocken. Diese mußten zwar das Schicksal der Stadt theilen, aber jährlich ein Mal, in der Mittagsstunde des Johannistages, wurden sie von dem Banne frei. Dann kamen sie an's Land und lagen dort frei und offen vor Jedermanns Augen, nur daß sie Niemanden anders, als drei große, unförmliche Steine erschienen. Schon oft waren sie also an's Tageslicht gekommen, aber eben so oft auch unbeachtet wieder in ihr Wassergrab zurückgekehrt. Denn obwol Jeder in der Umgegend die Sage von den Glocken kannte, so vermuthete doch Niemand dieselben in den Steinblöcken.

Einstmals begab es sich nun, daß mehrere kleine Dirnen aus Prillwitz ihre Gößel am Seestrande hüteten. Es war gerade am Johannistage. Sie vertrieben sich die Zeit mit Puppenspiel und kamen bald auch auf den Gedanken, ihr Puppenzeug im See auszuspülen. Dies war in der Mittagsstunde, als die Glocken eben unbemerkt in der Gestalt von Steinen

wieder zum Vorſchein gekommen waren. Die kleinen Mädchen hatten zwar vorher nie die großen Steine am Strande liegen ſehen, dachten ſich aber doch nichts dabei und deckten darum ganz unbefangen ihr Puppenzeug auf die beiden größten Steine zum Trocknen in der Sonne. Wie erſchraken ſie aber, als gleich darauf der dritte, noch unbedeckte Stein ſich in Bewegung ſetzte und in's Waſſer zurückkehrte, und als ſie dabei ein Glockenläuten und im Glockenton deutlich die Worte vernahmen:

„Hanne, Suſanne, wenn Du mit wiſt, denn kumm.“ *)

Voll Schrecken ließen ſie Gößel, Puppen und Puppenzeug im Stiche und rannten im vollen Laufe nach Prillwitz, um ihren Eltern die wunderbare Mähr mitzutheilen.

Anfangs hörte Keiner darauf, als aber die Kleinen wiederholt die Geſchichte erzählten und ſie mit den heiligſten Betheuerungen verſicherten, da gingen doch endlich einige Einwohner mit, und dieſe ſahen nun zu ihrem nicht geringen Erſtaunen zwei herrliche Glocken am See liegen. Durch das Aufdecken der kleinen Wäſche, waren dieſelben ganz von ihrem Banne gelöſ't und erſchienen nun wieder in ihrer eigentlichen, ſchönen Geſtalt.

Alſo waren die Glocken der Oberwelt wieder gegeben; aber wem ſollten ſie fortan gehören! denn die urſprünglichen Beſitzer weilten ja ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr unter den Lebenden.

Die Brandenburger behaupteten, ihnen gebühre der Fund, weil er aus ihrem See ſtamme und auf ihrem Grund und Boden entdeckt war. Die Prillwitzer hingegen nahmen wieder die Glocken für ſich in Anſpruch weil ſie durch ihre Kinder aufgefunden und vom Banne befreit worden waren.

---

*) „Johanna, Suſanna, wenn Du mit willſt, dann komme.“

Da beide Parteien ſich nicht gütlich vergleichen konnten, ſo kam es zu einem Prozeſſe, und die Glocken blieben einſtweilen noch an ihrer Stelle liegen. Endlich gewannen die Brandenburger und nun wurde ein Tag zur feierlichen Einholung der Glocken beſtimmt. Der Tag kam. Halb Brandenburg pilgerte mit hinaus, um den Zug mit anzuſehen; denn die Glocken ſollten in feierlicher Proceſſion, auf einem eigends dazu erbauten Wagen, in die Stadt gebracht werden. Der Wagen aber war mit den ſechs ſchönſten Pferden, die man in der Stadt hatte auftreiben können, beſpannt.

Endlich war man an Ort und Stelle und, weil viele Hände rüſtig zugriffen, ſo waren die Glocken auch bald auf den Wagen gehoben. Nun ſollte es vorwärts gehen und mit den Worten:

„Nu, hoi, alltoſam'n,
Dis ſählt bloot föa uns Rieken gahn;“*)

trieb der Fuhmann ſeine Pferde an. Der Fuhrmann ſelbſt gehörte nämlich zu den Begütertſten der Stadt.

Aber, ſo viel auch der Fuhrmann knallen, ſchelten, ſchimpfen, fluchen, ſchlagen und toben mogte, und ſo ſehr auch die armen Pferde ſich anſtrengten, der Wagen kam nicht aus der Stelle. Er ſtand da, wie angewachſen und rührte ſich nicht. Man ſpannte noch mehr Pferde vor; denn viele der Zuſchauer waren herausgeritten. Aber vergebens! der Wagen rührte ſich nicht. Ja, es war, als würde er, je länger es währte, deſto unbeweglicher. Da ſtand man nun rathlos. Man hatte wol einen großen Schatz gewonnen, und konnte ſeiner aber doch nicht froh werden.

---

*) „Nun, halloh, Alle zuſammen,
Dieſe ſollen nur für uns Reichen gehen.“

Die Prillwitzer, welche auf den benachbarten Feldern arbeiteten, sahen dies vergebliche Bemühen nicht ohne innere Befriedigung mit an. Aber Keiner rührte Hand noch Fuß, um zu helfen. Nur zuletzt kam ein alter Häker, dem es wol eine innere Stimme rathen mogte. Der spannte seine vier Ochsen vom Haken aus und trieb mit ihnen nach der Stelle hin, wo die nun schon halb muthlos gewordenen Brandenburger sich noch immer mit den Glocken abmüheten.

Als man den Häker in seiner Einfalt mit den vier Ochsen kommen sah, lachte man ihn nicht wenig aus. Doch das kümmerte ihn nicht, er verlangte beharrlich, seine Ochsen vorzulegen und es mit denen einmal zu versuchen. Anfangs hörte man gar nicht auf ihn, dann aber gab man halb aus Scherz seiner Bitte nach. So legte er denn seine Ochsen vor, klappte an und rief:

„All Vier to gliek,
Föa Arm' und Riek!" *)

Und siehe da, was die Menge der Pferde und alle Menschen Hülfe nicht hatte ausrichten können, das gelang mit Gottes Hülfe den Ochsen. So leicht, als wär' er unbeladen, jagten sie mit dem Wagen und seiner Last davon, und, zum Erstaunen Aller, nahmen sie ihren Weg ohne Führer und Peitsche, grade nach Prillwitz hinein auf den Kirchthurm zu, wo sie dann mit einem Male wieder still standen.

Hier war Gottes Hand im Spiele. Zwar meinten manche Brandenburger, das ginge nicht mit rechten Dingen zu und die Glocken müßten dennoch, es koste, was es wolle, nach Neubrandenburg geschafft werden, aber die Väter der Stadt

*) „Alle Vier zu gleich,
Für Arm' und Reich!"

und die Mehrzahl der anweſenden Bürger erklärten einſtimmig: „Hier hat der Herr ſelbſt gerichtet, und der richtet recht. Den Prillwitzern kommen nach Seinem Urtheilsſpruch die Glocken zu, und ihnen ſollen ſie auch fortan unangefochten verbleiben.“

Alſo mußten die von Neubrandenburg unverrichteter Sache wieder heimziehen. Die Prillwitzer aber brachten ungeſäumt die beiden ſchönen Glocken auf ihren Kirchthurm, und dort hängen ſie noch bis auf den heutigen Tag.

Die Sonntagsſchänder von Carmitz bei Feldberg.

(Von **F. C. W. Jacoby** zu Neubrandenburg.)

„Heut iſt es Wetter wie gemacht zum Angeln,
Die ganze Woche haben wir uns viel gequält,
Auf, laß zum See uns gehn, nicht kann's uns mangeln,
Heut beißt der Fiſch und kommt zu Sack uns ungezählt!“

So ſprach zu Hinz am frühen Sonntagsmorgen
Sein Mitgeſelle Balthaſar, der Zimmermann,
„Du mußt für guten Branntwein aber ſorgen,
Und Tabak ſchaffe reichlich ich für heute an.“

„„Es ſei!““ hat luſtig dieſer drauf geſprochen,
„„Ich ſuche Maden nur und Stang' und Angelſchnur,
Ich ſeh nicht ein, was dabei iſt verbrochen,
Am Sonntag auszuziehn, den Fiſchen auf die Spur!““

Beim Ziegelofen haben ſich getroffen
Die beiden Angler mit dem Zeug und Proviant,
Und ziehn zum See von Carwitz frei und offen,
Als ſchon die Sonntagsglocken tönen durch das Land.

Am See iſt bald die Rüſtung auch vollzogen,
Dort unterm Erlenſtrauche ſitzt das Anglerpaar;
Die Angel fällt in kleinen, kurzen Bogen
Gleich hinterm Schilfe in das Waſſer, ſtill und klar.

Stumm ſitzen ſie, die Pfeifen in dem Munde,
Und ſeh'n auf ihre Angel ernſt und mit Bedacht;
In Menge kommen Fiſche aus dem Grunde, —
Doch beißet keiner an, wie ſie es ſich gedacht.

Des Wartens müde ſtrömen Läſterworte
Aus ihrem böſen Munde, und manch harter Fluch; —
Da regt es drüben ſich an einem Orte
Und über's Waſſer kommt ein großer Schlangenzug.

Inmitten ſchwimmt mit einer gold'nen Krone
Die größte Schlange, um ſie her unzähl'ge noch;
Auf jene Angler, die dem Tag zum Hohne
Dort angelten, die Schaar wie gift'ge Pfeile flog.

Entſetzen faſſet dieſe, und ſie reißen
Mit Ungeſtüm die Angelſchnur aus blauer Fluth,
Zu fliehen eiligſt Angſt und Furcht ſie heißen,
Ein naher Hügel dünket ihnen ſich're Hut.

Kaum aber ſind ſie auch dort angekommen,
Kaum hat das Auge bang' ſich einmal umgeſehen,
Da ſind die Schlangen ſchon an's Land geklommen
Und hoch empor gerichtet ſieht man Eine ſtehn.

Bald ſchließt um die gekrönte ſich die Runde
Und es beginnt ein ſchneller, ſchaur'ger Schlangentanz.
Die Angler ſind geſchieden noch zur Stunde
Und haben abgeleget ihren Frevel ganz.

Das ſeltſame Ochſenhorn in der Kirche zu Woldegk.

Das freundliche Städtchen Woldegk, deſſen Einwohner ſich hauptſächlich von Ackerbau und Viehzucht nähren, wurde in alten Zeiten einmal von einer entſetzlichen Viehſeuche heimgeſucht. Obſchon man ſich mit Angſt und Beſorgniß bemühte, die noch geſunden Thiere vor der ſchrecklichen Krankheit zu bewahren, ſo half doch Alles nicht, und in kurzer Zeit war von dem ſonſt ſo reichen Viehſtande der Stadt nichts mehr übrig, als ein einziger Ochſe; denn ſämmtliche Rinder, Pferde, Schafe und Schweine waren eine Beute der Alles verheerenden Seuche geworden.

Auf dieſen, merkwürdiger Weiſe allein verſchont gebliebenen Ochſen richtete ſich jetzt die allgemeine Sorgfalt, indem man bemüht war, ihn wenigſtens am Leben zu erhalten.

Die achtſame Behandlung, das gute Futter, ſowie die fette, üppige Stadtweide, auf die man den Ochſen getrieben, kräftigten denſelben alsbald ſo ſehr, daß er in kurzer Zeit eine ſolche Größe und Stärke erlangte, als wol ſelten der Fall. Das Wunderbarſte aber an ihm war ein Horn, das er dabei angeſetzt hatte, von einer ſo außerordentlichen Länge und Form, wie man es noch nie zuvor geſehen.

Nach dem Tode des Ochſen hing man dies ſeltſame Horn, zur ewigen Erinnerung an den die Stadt ſo ſchwer betroffenen Schickſalsſchlag, in der dortigen Kirche auf, und ſoll nun Woldegk — einer alten Sage nach — ſo lange das Horn dort hängt, von allen Viehſeuchen verſchont bleiben.

Dies hat ſich bis jetzt auch bewahrheitet, indem die älteſten Leute von keiner Viehſeuche in Woldegk zu erzählen wiſſen.

Noch jetzt befindet ſich vorbenanntes Horn in der alterthümlichen St. Petrus-Kirche zu Woldegk. Hinter der Kanzel hängt daſſelbe, und Jedermann kann es dort noch heute ſehen.

Der Wehrwolf von Klein-Krams bei Ludwigslust.

(Von J. J. F. Gieſe zu Strohkirchen.)

Als in den früheren Zeiten noch die meiſten unſerer Gegenden in Holz und Buſch lagen, reichten die Waldungen bei

Klein-Krams, unweit Ludwigsluſt, noch viel über ihre jetzige Grenze hinaus und erſtreckten ſich bis in die unmittelbare Nähe des Dorfes.

Dieſe Waldungen waren ſo wildreich, daß die Herzöge jährlich mehrere Male hinauszogen, um daſelbſt große Treibjagden zu halten, und gewöhnlich war das Ergebniß dieſer Jagden ſehr befriedigend. Aber faſt alle Treiben waren geſtört durch einen Wolf, welcher mit dem übrigen Wilde aus dem Dickicht getrieben wurde, indem ſich derſelbe wider die Hunde ſetzte, dieſelben lahm biß, auch gar oft den Treibern Schaden zufügte und endlich, mit einem Haſen oder Reh im Maule, davon lief.

Alle Flinten der anweſenden Jäger waren ſchon mehr als einmal auf das gefährliche Thier abgefeuert, aber noch nie hatte es eine Kugel getroffen, oder es müßte die, welche getroffen, an der Haut deſſelben abgeprallt ſein. Jeder der Jäger und Treiber glaubte, daß man hier mehr als einen gewöhnlichen Wolf vor ſich habe; denn wie konnte ein ſolcher, trotz dem Blei der Jäger und dem Zahn der Hunde, ſo viele Jahre ungeſchoren ſein Weſen treiben; es mußte ein Wehrwolf ſein.

„Nun," ſagte einmal einer der Jäger, welcher ſchon etliche Jahre der Jagd mit beigewohnt hatte, dem aber jedesmal ein ſchußrechtes Wild durch Dazwiſchenkommen des Wolfes entkommen war, „den Wolf ſoll wol eine Kugel treffen, iſt's nicht mehr in dieſem Jahre, ſo iſt es ſicher in dem zukünftigen."

Der Herbſt und der Winter gingen langſam vorüber und ein brennendheißer Sommer folgte darauf. Da geſchahe es einmal, daß der gedachte Jäger durch das Dorf Klein-Krams reiſete und, vom Durſte gequält, in dem Hauſe eines Hausmannes, Namens Feeg, einkehrte, um ſeinen brennenden Durſt zu löſchen. Im Begriff in das Haus zu treten, ſtürmte ihm

plötzlich ein Schwarm Knaben mit heftigem Geſchrei entgegen und eilte auf den Hof hinaus. Von dem heftigen Gedränge ward auch der Jäger Will, ſo war ſein Name, wieder mit zurück auf den Hof geriſſen. Er forſchte bei den Knaben nach der Urſache ihres haſtigen aus dem Hauſe Kommens, und erfuhr, daß, außer dem kleinen Karl, Niemand von der feeg'ſchen Familie zu Hauſe ſei, da ſie ſämmtlich, außer der Großmutter, welche eine Freundin beſuche, im Felde beſchäftigt ſeien; daß nun aber der kleine Karl, wie er immer thue, wenn er allein zu Hauſe ſei, ſich in einen Wehrwolf verwandelt habe und als ſolcher ſie beiße, wenn ſie ſich nicht eilig entfernten. Der Jäger hatte natürlich große Luſt, den Wehrwolf zu ſehen, und wollte darum ſchnell in das Haus dringen, wurde aber von den Kindern mit dem Bemerken zurückgehalten, daß auch er gebiſſen würde, ſo lange der kleine Karl noch in der Wolfshaut ſtecke.

Als endlich Alle glaubten, daß nun nichts mehr zu befürchten ſei, gingen ſie in das Haus zurück. Auch Will, deſſen Neugierde auf's Höchſte geſtiegen war, ging mit hinein. Ein kleiner Knabe von etwa 10 Jahren kam ihnen entgegen, und die übrigen Kinder bezeichneten dem Jäger dieſen als denjenigen, welchen ſie zu fürchten hätten. Mit liebreichen Worten fragte Will den Knaben nach der Wahrheit jener Ausſagen, und der Knabe bejahete es auch nach etlichem Zögern; ja er wurde nach vielem Bitten des Jägers bereitwillig, ſeine Kunſt noch einmal zu zeigen, wenn dieſer zuvor auf die Hilde ſteigen wolle, da er, wenn er Wolf ſei, auch ihn beißen würde. Der Jäger ſtieg auf die Hilde und zog die Leiter, vermittelſt welcher er hinauf geſtiegen war, ebenfalls hinter ſich hinauf, weil der Knabe ſolches forderte. Nun ging Karl in die Stube, kam aber nach etlichen Minuten als junger Wolf wieder heraus

und jagte Alles, was nicht hinaufgeſtiegen war, zum Hauſe hinaus. Will war ganz Auge, um irgend einen Betrug zu entdecken, fand aber nichts Betrügeriſches in dem Spiel.

Nachdem der junge Wolf wieder in die Stube gegangen und als Knabe herausgekommen war, ſtieg auch der erſtaunte Will von ſeiner Abſeite. Noch ehe er zur Erde kam, fragte er nach der Möglichkeit ſolcher Verwandlung, denn daß es kein Betrug war, hatte er zu deutlich geſehen. Anfangs wollte der Knabe nicht mit der Sprache heraus, erzählte jedoch endlich, daß er den Zaum ſeiner Großmutter übergeworfen habe, wornach er alsbald zum Wehrwolf werde. Nun gab der Jäger nicht eher nach, Karl mußte den Zaum zeigen — wobei er denſelben jedoch nicht aus den Händen ließ — und erzählen, wozu ſeine Großmutter den Zaum gebrauche. Getreulich erzählte der Knabe, wie die Großmutter jedesmal den Zaum überwürfe, wenn ſie kein Fleiſch mehr hätten, und wie ſie dann bald ein Huhn oder ein Schaf, bald auch einen Haſen oder ein Reh zu Hauſe bringe.

Jetzt kannte Will den Wolf, der den Treibjagden in der nahen Waldung ſo verderblich war; und er ſprach im Weggehen: „den Wolf ſoll wol eine Kugel treffen und das ſchon in dieſem Jahr.“ —

Der Herbſt war wieder gekommen, und mit ihm begannen auch die großen Treibjagden bei Klein-Krams. „Dieſes Jahr ſoll der Wolf erlegt werden, wenn er ſich wieder ſehen läßt, oder nimmer,“ ſprach der Jäger Will zu einer Verſammlung von Jägern, und ſchob eine aus Erbſilber gegoſſene Kugel in den Lauf ſeiner Büchſe. Als die Verſammelten in ihn drangen, zu erzählen, ob er Näheres von demſelben gehört habe, oder ob er ein Mittel gefunden, wodurch es ihm möglich ſei, denſelben zu erlegen, erzählte Will, wie er jetzt gedenke, durch eine

Kugel von Erbſilber, die ſchon in ſeinem Laufe ſtecke, Herr des Wolfes zu werden. Wie er aber durch jenen Vorfall in Klein-Krams ſeiner Sache gewiß geworden, daß dies ein Wehrwolf und kein anderer ſei, darüber ſchwieg Will noch. Seine Collegen wünſchten ihm von Herzen Glück zu der Sache, da auch ſie ſchon oft durch den Wolf an den Fang eines Wildes verhindert waren.

Noch redeten die Jäger mit einander, als der Befehl kam, ſich anzuſtellen. Jeder wählte einen Poſten, wo ſeiner Meinung nach das meiſte Wild kommen müßte, aber Will ſtellte ſich ſo an, daß er ſein ſich erſehenes Wild gewiß treffen könne, wenn es mit einem Häschen oder Ricklein beladen dem Dorfe zueile; welche Richtung es einſchlagen werde, wußte er ja ſchon.

Das Treiben begann. Dutzende von Haſen, Rehen, Hirſchen und Schweinen ſtürzten auf das Geſchrei, Geklapper, und Blaſen der Treiber zum Walde hinaus und fielen alſobald unter dem Feuer der hier verſteckten Jäger. Auch der allbekannte Wolf fehlte nicht. Kein Jäger ſchoß nach ihm, weil jeder ſeine Kugelfeſtigkeit kannte; nicht einmal die Hunde hatten mehr Luſt ſich mit ihm herum zu beißen, weil ſie noch immer auf das Allerärgſte von ihm zugerichtet worden waren. Alle ſahen daher ruhig zu, als er, ein Reh im Maul, davon lief; Viele aber brannten vor Verlangen, die Wirkung von Will's Schuß zu ſehen.

Der Wolf mogte etwa 150 Schritte den Wald hinter ſich haben, als Will's Schuß fiel und denſelben augenblicklich zu Boden ſtreckte. Was laufen konnte, lief dahin, jedoch ehe man zu ihm kam, raffte ſich der Wolf wieder empor und eilte, wiewol hinkend, denn die Kugel hatte einen ſeiner Hinterläufe gelähmt, dem Dorfe zu. Dies hielt jedoch keinen der Jäger vom Verfolgen der Beſtie zurück.

Der flüchtige Wolf eilte auf das feeg'ſche Gehöft hinauf, wo er ſeinen Verfolgern verſchwand; als ihn dieſe aber ſuchten, fanden ſie ihn endlich im Bette der alten Großmutter, mit unter der Bettdecke hervorragendem Schwanz.

Dieſe alte Frau war alſo wirklich der vielfach gedachte Wolf, wie Will richtig geahnt, und hatte ſie jetzt in ihrem Schmerze vergeſſen, den Zauberzaum abzulegen und war es ſomit ſelbſt, die den Schleier von ihrem Geheimniß zog. „Nun wiſſen wir genug," ſagten die Nachgefolgten und gingen wieder nach dem Walde, wo ſie den Zurückgebliebenen erzählten, was ſie geſehen hatten. Erſteren hatte Will unterdeſſen mitgetheilt, was wir bereits ſchon wiſſen, nämlich ſein Abenteuer in Klein-Krams, und ſie dadurch in das höchſte Erſtaunen geſetzt.

Von nun an wurden die Treibjagden bei Klein-Krams nicht mehr durch einen Wehrwolf geſtört. Ein Wolf wurde auf denſelben noch oft erlegt, weil er erlegt werden konnte, da es ein gewöhnlicher und kein Wehrwolf war, ohne eine Kugel von Erbſilber zu gebrauchen.

Die alte Feeg aber iſt durch dieſen Schuß lahm geblieben bis an ihr Ende, welches nach etlichen Jahren erfolgte.

Die gottloſen Pächterleute von Niederhagen bei Roſtock.

(Von E. Wolff, Paſtor zu Rövershagen.)

In Niederhagen haben früher ſiebenzehn Bauern gewohnt. Nachdem ſie abgebrannt ſind, iſt dort ein Hof gebaut.

Der zweite Pächter, der in Niederhagen gewohnt hat, ſcheint ein gottloſer Menſch geweſen zu ſein und ebenſo auch eine ſchlechte Frau gehabt zu haben. Er ſoll, nach der Meinung der Leute, mit dem Teufel in Verbindung geſtanden haben.

Eines Tages ſagt der Pächter zu ſeiner Frau, wenn er fort ſei, ſolle ſie mit denſelben Pferden und Wagen fahren, womit er jetzt fahre. Darauf kommt ein Mann mit Schimmeln auf den Hof gefahren und fragt nach dem Hausherrn.

Nachdem der Fremde wieder weggereiſt iſt, findet man den Hausherrn todt und Blut in ſeiner Kammer.

Es ſoll jener Fremde aber der Teufel geweſen ſein und ihn geholt haben.

Die Frau erfüllt nach dem Tode des Mannes nicht den vorhin genannten Wunſch deſſelben, ſondern ſchafft vielmehr Wagen, Pferde und Pferdegeſchirr ab, um nicht auch das Schickſal ihres Mannes zu theilen. Das nützt ihr aber nicht, oder ſchadet ihr vielleicht gar; denn der Teufel kommt bald nachher und holt ſie auch.

Die Hexe von Camin bei Wittenburg.

(Von F. F. L. Bohn zu Demern.)

Vor mehreren Jahren erzählte mir der damalige Voigt B.: Er habe von ſeinem Großvater gehört, daß in früherer Zeit eine bitterböſe Hexe im Dorfe ihr gottloſes Weſen getrieben hätte. Es war ſo leicht Keiner daſelbſt, dem ſie nicht eine

Unbill zugefügt hätte. Der Eine konnte von dem ſchönſten Rahm nicht buttern, dem Andern fraß die Sau die Ferkel auf und dergleichen mehr.

Als die Hexe es nun immer ärger machte, ſo wurde ſie angezeigt und zum Feuertode verdammt.

Auf dem Wege zum Scheiterhaufen, der auf dem Schlage an der badower Scheide errichtet war, bewies ſie ihre Macht zu guter Letzt noch an den dort am Wege pflügenden Knechten, ſo daß ſie den ganzen Tag mit ihren Pflügen nicht arbeiten konnten. Dem Einen aber konnte ſie nichts anhaben, das machte, er hatte einen Kreuzdorn-Sticken im ſeinem Pfluge, der ihn dagegen geſchützt und worüber ſie ſehr geklagt haben ſoll.

Der Erzähler fügte noch hinzu, daß nach dem Tode der Hexe ſich Alles wieder gebeſſert hätte.

Die goldene Wiege in den Kellern des Klostergebäudes zu Neukloster.

(Von L. **Pechel**, Organiſt und Lehrer zu Röbel.)

Der Ort Neukloſter liegt in der Nähe der Stadt Warin. Früher war er ein Erbgut des Fürſten Borwin I.*) und hatte den Namen Kuſſin. Dieſer Fürſt verlegte das Kloſter zu Parkow bei Bukow, das ein Nonnenkloſter Ciſtercienſer-Ordens war, nach Kuſſin, und im Verlauf der Zeit wandelte ſich dieſer

*) Siehe Seite 31 dieſes Bandes. Der Herausg.

Name in den von Neukloſter um. Borwin dotirte das Kloſter mit mehren Domainen, und da demſelben nach und nach bedeutende Stiftungen zuſtrömten, ſo gelangte es zu großem Reichthum und weithin ſtrahlendem Glanze.

Die Kloſtergebäude müſſen von großer Ausdehnung geweſen ſein. Im weſtlichen Theile des Erdgeſchoſſes liegen die umfangreichen Räume für Küche, Keller, Brau- und Backhaus, wohin das Waſſer durch eine künſtliche Leitung vom Sonnenberg aus geführt ward, welches ein immerwährendes Rauſchen und Toſen bewirkte, das ſelbſt bis in die von keinem Lichtſtrahl erhellten dumpfen Kellergewölbe drang. Nach der Reformation waren die Kloſtergebäude oft die fürſtliche Reſidenz; jetzt ſind ſie zur Pächterwohnung herabgeſtiegen.

Zur Zeit der Reformation bewohnten 54 Nonnen das Kloſter und genoſſen in ſtiller Beſchaulichkeit der großen Gaben, womit ein gütiger Fürſt und frommer Aberglaube ſie bis zum reichſten Ueberfluſſe bedacht hatte.

Als aber Luther mit dem Schwerte des Geiſtes die Nebel der Finſterniß zerſchlug und die Macht des römiſchen Papſtes in deutſchen Gauen brach, da wurden auch dieſe frommen Frauen aus ihrer glücklichen Ruhe aufgeſchreckt; ſie ſahen das Verderben kommen, das ihrem Haupte drohete, und harreten in banger Sorge der Stunde, wo die friedliche Stätte ihrer Behauſung und die Wohnungen ringsumher mit Feuer verwüſtet würden. Aber ſie waren in der Hoffnung feſt und unwandelbar, daß einſt der Tag anbreche, wo aus der Aſche der alte Glanz in neuer Größe wieder erſtehen werde. Und dieſem Tage galt nun ihr ganzes Sehnen und Sorgen. Es ſollten die Mittel zum Wiederaufbauen des Kloſters und des ganzen Ortes in reicher Fülle vorhanden ſein. Darum ſammelten die frommen Schweſtern den ganzen Reichthum ſchöner Goldſtücke zuſam-

men, der als Segen vieler Jahre in den Truhen aufgehäuft lag und vertraueten ihn einer goldenen Wiege an, die in die Kellergewölbe gebracht ward. Hier ſollte der Schatz aufbewahrt werden, und wenn einſt alle Kloſter- und ſonſtigen Ortsbewohner durch die Flammen ihrer Habe und ihrer Wohnungen beraubt ſein würden, ſollte ihnen durch die Wiege aus ihrer Noth geholfen werden.

Damit aber der Habgier gewahret werde, die etwa vor der bezeichneten Stunde ihre Hand lüſtern nach den Goldſtücken ausſtrecken mögte, ward ein rieſiger ſchwarzer Truthahn zum Wächter beſtellt, der Tag und Nacht des Schatzes hütet.

Dieſer Wächter ſteht mit glühenden Augen vor der Wiege und umkreiſet ſie von Stunde zu Stunde mit gemeſſenem Schritt. Seine Füße ſind mit gewaltiger Kralle bewaffnet, und drohend öffnet er den mächtigen Schnabel. Nie ermüdet er, und Nacht und Tag hält er ſeinen Kreisgang um den ihm anvertrauten Schatz. Hört er in den nahen Bogengängen Schritte, ſo ſchlägt er mit ſeinen Flügeln auf den Boden des Kellers, daß es weithin dröhnt, und wagt's dennoch ein Furchtloſer, unter dem Schutze eines Lichtes die dunklen Gänge zu durchwandern und die Thüre zum Keller zu öffnen, ſo löſcht der Wächter mit ſeinen Flügeln das Licht, und der Eindringling ſteht dann in Nacht da, umwehet von der erſtickenden Luft der unterirdiſchen Behauſung, und ihn trifft das Funkeln der Augen des erzürnten, unermüdlichen Wächters. Er muß alſobald den Rückweg antreten; der Truthahn verhindert ihn daran nicht, ſchließt mit dröhnendem Schlage die Kellerthüre und umkreiſet dann wieder mit gewichtigem Schritt die inhaltſchwere Wiege.

So iſt es bis zu dieſer Stunde noch Keinem gelungen, die Wiege zu berühren und ſich ihres Schatzes zu bemächtigen.

Wird Neukloſter aber einſt von den Flammen verzehrt, dann verläßt der treue Wächter ſeinen Platz; man mag dann ungehindert in die Kellergewölbe gehen; kein dröhnendes Rauſchen wird mehr gehört, kein Wächter mit glühenden Augen mehr geſehen; der Schatz mag dann ohne jegliche Gefahr für den bezeichneten Zweck gehoben werden.

Die Hexe von Eldena bei Grabow.

(Von Fr. Günther, Paſtor zu Groß-Methling.)

In Eldena, einem großen, der Elde nahe gelegenen Kirchdorfe des ſüdweſtlichen Mecklenburgs, trieb um die Moskowiter-Zeit eine bitterböſe Hexe ihr arges Weſen. Dem Einen wurden die Kinder krank und auch die erfahrenſten Frauen des Dorfes wußten weder Urſache noch Namen der Krankheit anzugeben; ein Anderer ward in jeder Nacht vom Alp gedrückt;*) dem Dritten ward ſein beſtes Pferd im ſtillen Stehen hinkend; dem Vierten fraß die Sau die Ferkel auf; dem Fünften wollte das Brauen und Backen, dem Sechſten der Korn- und Flachs-Bau

*) Das „Alpdrücken" bezeichnet die platte Sprache durch „Mort-Rieden." Nach der Vorſtellung des Volks iſt „de Mort" ein marderartiges, auf den Hinterbeinen gehendes, ſchwarzes Thier, das der Teufel den Hexen zu Gebot ſtellt. Dieſe laſſen es zur Nachtzeit auf Menſchen reiten, die wachend im Bette liegen, ſie umklammern und die Beängſtigten mit ſolcher Gewalt drücken, daß die Spuren des Drucks ſich oft am Morgen noch durch blaue Flecke am Leibe zeigen.

Digitized by Google

nicht gerathen; kurz, es geſchah ſo viel und mancherlei Unheil im Dorfe, daß auch ein Blinder ſehen konnte, wie hier nicht Alles mit rechten Dingen zugehe. Und, was das Schlimmſte war, ſo wollten auch die beſten Mittel hier nicht anſchlagen, wodurch man ſonſt doch die Hexen ſich vom Leibe hält. „Schulzenmutter“ hatte eine Menge „witten Ohrand“*) zwiſchen die Milchſchalen und in's Butterfaß gelegt, aber dennoch hatte ſie lange oder blaue Milch, oder auch ſchmierige Butter. Der Krüger hatte mitten in der Altjahrsnacht von ſieben verſchiedenen Holzarten die nöthigen Reiſer zum „Hexenbeſen“ geſchnitten und all ſein Vieh vom Kopf bis zu Füßen damit abgekehrt, aber trotz deſſen blieben ihm Kälber todt, und Kind und Rind war von oben bis unten mit Läuſen beſetzt. Die Küſtersfrau hatte ihrem neugeborenen Kinde mit einer Erbſcheere den „Käkelriemen“**) geſchnitten, auch Teufelsdreck in die Wiege gelegt, und des Kindes Nabelſchnur, in einem Hemdezipfel gewickelt, zur Kirche tragen laſſen, aber deſſen ungeachtet wollte der Junge durchaus nicht ſaugen, und ſog auch nicht, ſondern hungerte ſich ſchier zu Tode.

Natürlich war mehr als das halbe Dorf darnach aus, der unheilbringenden Hexe unter die Kunde zu kommen. Doch wollte das lange Zeit nicht glücken. Zwei Weiber im Dorfe mit lahmen Beinen, buckelichten Leibern und „Leckaugen“ waren allerdings verdächtige Subjekte. Denn mit denen, welche der liebe Gott gezeichnet hat, pflegt es gewöhnlich nicht ganz richtig zu ſein und vor ſolchen muß man ſich hüten.***)

*) Weißen Ohrand, eine Feldblume, wahrſcheinlich eine Art campanula — ein Hauptmittel gegen alle Behexung.

**) Zungenband.

***) Das Sprichwort ſagt: „Hör ſick Ener vör ſon', de Gott tekent hett.“ — „Hüte ſich Einer vor ſolchen, die Gott gezeichnet hat.“

Ueberdies war des einen Weibes Naſe ſpitz, wie eine Schuſter-Ahle, und: „ſpitz Nähs und ſpitz Kinn, doa ſitt de Düwel in*) Indeß dieſes Mal waren dieſe Wahrzeichen denn doch nur trügliche Zeichen, wie ſich am nächſten Sonntage nach Mainacht ergab. Unterſchiedliche Perſonen waren an dieſem Tage zur Kirche gegangen mit Eiern in der Taſche, die in der Walpurgisnacht von ſchwarzen Hühnern nicht gelegt, ſondern die ihnen aus dem Leibe genommen worden waren. Die beiden verdächtigen Weiber waren auch zugegen. Allein unter dem prieſterlichen Segensſpruche zeigte ſich weder Topf, noch Scheffel, noch Butterfaß auf ihrem Kopfe, in welcher Kopftracht ſie doch den Eierleuten hätten erſcheinen müſſen, wenn ſie wirklich Hexen geweſen wären. Sie waren aber ehrliche Chriſtenleute, wie anderer eins, das wurde nun wol hieraus klar; doch über die Dorfhexe blieb man immer noch im Dunkeln ſtecken, und dieſe trieb ihr ſchlimmes Weſen nach wie vor zum großen Schrecken der Dorfbewohner.

Da kam abermals Walpurgisnacht in's Land, in der die Hexen zum Blocksberg reiten, und ungeſäumt wurde nun die „Hexenprobe“ vorgenommen. In Mitten der Nacht zogen Zwillingsbrüder ein Paar neue Eggen aus Kreuzdornen von einer und derſelben Stätte aus, der Eine rechts, der Andere links ums Dorf. Wo beide Brüder zuſammentrafen, wurden die Eggen aufrecht gegen einander geſtellt, ſo daß das ganze Dorf umeggt war, den geringen Raum ausgenommen, der zwiſchen den aufgeſtellten Eggen lag. Ueber einen Acker, der auf ſolche Weiſe geeggt iſt, kann keine Hexe und ſelbſt der Teufel nicht hinweg. Folglich mußte auch das mehrbeſagte Teufelsweib, wenn es bei ihrer Heimkehr vom Blocksberge in's Dorf zurück

*) „Spitze Naſe und ſpitzes Kinn, da ſitzt der Teufel drin.“

wollte, jedenfalls unter die aufgeſtellten Eggen durch und mußte von den danebenſtehenden Zwillingsbrüdern geſehen werden. Allein ſei es nun, daß die Brüder irgend ein Verſehen bei ihrer Arbeit begingen, wodurch die Kraft des Mittels geſchwächt ward, oder auch, daß dieſe Allerweltshexe ſelbſt gegen die wirkſamſten Mittel immer noch ein Gegenmittel zur Hand hatte, genug, die Brüder ſtanden bis zum Aufgang der Sonne bei ihren Eggen und ſahen keine Hexe hindurch ziehen.

Natürlich ſtieg die Angſt vor dieſem böſen Weibe immer höher, und als nun ſelbſt ein Schäfer in der Nachbarſchaft gewonnen ward, gegen die ſchlimme Hexe anzuarbeiten, ein Mann deſſen Meiſterſchaft im „Hexenbannen“ weit und breit bekannt war, deſſen Kunſt und Mühe aber in dieſem Falle auch nicht das Geringſte fruchten wollte, da ließ es ſich mit Händen greifen, man habe es hier nicht mit einer gewöhnlichen Hexe, ſondern ſo zu ſagen mit des Teufels eigener Großmutter zu thun. Doch: „ken Köter löpt negen Joar dull, he löpt all' vehl ihrer an“*) und: „der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht.“

Der Großknecht eines Bauern im Dorfe ſchlief mit dem Ochſenjungen in ein und demſelben Bette. Der Knecht lag hinten im Bette und der Junge mußte vorne liegen, hatte alſo die Bettſeite inne, welche die böſen Geiſter am liebſten anfechten. Am Maitagsmorgen nun, als beide Schläfer wach wurden, war der Junge wie gebadet im Schweiß und ſein Herz klopfte wie ein Lämmerſchwanz. „Hans,“ ſprach er nur einigermaßen zu Odem gekommen, „mir iſt, als ſei ich in dieſer Nacht ein Pferd geweſen, und als habe die Hausfrau ſich meiner zum Reiten bedient.“ „„Du träumſt!““ fuhr dieſer

*) „Kein Hund läuft neun Jahre toll, er läuft ſchon viel eher an.“

ihn an; „„Du dummer Junge wirſt unſere Hausfrau doch nicht zu den böſen Weibern zählen wollen, die in dieſer Nacht den Blocksberg bereiſ'ten? Darum ſchweig! ſag ich Dir, und halte das loſe Maul!““ Der Junge wollte aber nicht, blieb feſt und ſteif dabei, die Nacht über in Hexenhand geweſen zu ſein, ſo daß Hans, wenn auch Stillſchweigen ihm auferlegend, das Ding doch für verdächtig hielt und ſich's wohlweislich hinter die Ohren ſchrieb, bis die Mainacht des nächſten Jahres herbeikam.

In dieſer Nacht nahm er die vordere Seite des Bettes ein und ließ den Jungen hinten ſchlafen. Der Junge ſchlief auch bald ein, aber Hans ſuchte ſich wach zu halten, um abzuſehen, ob auch in dieſem Jahre die Hausfrau einen Ritt zu machen geſonnen ſei. Und kaum, daß ein halbes Stündchen verlaufen war, da öffnete ſich leiſe die Kammerthür und auf den Zehen ſchleichend trat die Hausfrau ein, einen Zaum in der Rechten und in der Linken eine Peitſche haltend. Hans richtete ſich ſofort empor und ſchickte ſich an, ihr den unerbetenen Beſuch gehörig einzutränken. Allein er hatte die Rechnung ohne den Wirth gemacht und nicht das Sprüchelchen genugſam in Acht genommen: „hinter'm Berge wohnen auch Leute.“ Die Hexe machte nicht viel Federleſens mit ihm; ſie packte ihn an, warf im Umſehen den Zaum ihm über die Ohren, und plötzlich ſah er ſich in einen ſtattlichen, ſchwarzen Hengſt verwandelt. Nun merkte Hans wol, wie ſchlimm es ſei, ſich mit Hexenweibern einzulaſſen, hätte ſich wol gerne aus der Geſchichte gezogen, aber da wollte weder Sträuben noch Bäumen, weder Springen noch Schlagen helfen; mit kräftiger Linke hatte die Hexe die Zügel gefaßt, im Nu ſchwang ſie ſich auf ihn, bearbeitete den Widerſpenſtigen mit ſcharfen Peitſchenhieben und fort gings im ſauſenden Galopp über Stock und Stein, durch Ruſch und Buſch zum Blocksberge hin.

Der ſtarke Ritt hatte die Reiſenden ungewöhnlich früh auf des Berges Höhe gebracht. Ringsum herrſchte noch tiefe Stille und noch war die Geiſterſtunde nicht angebrochen, als bei einem Hollunderſtrauche angehalten und des Roſſes Zügel feſtgeſchürzt ward. Hier ſtand nun der dampfende Gaul und fand Zeit genug, ſich abzukühlen und nebenbei Betrachtungen über ſein unergötzliches Schickſal anzuſtellen.

Inzwiſchen aber ward es lebhaft in der Luft. Ein Pfeifen und Sauſen ließ ſich hören, wie wenn ein Hagelwetter heranſtürmt, und mit dem Schlage zwölf Uhr ſauſten aus allen vier Winden unzählige Hexen herbei, mit losgebundenen Haaren und fliegenden Röcken, auf Beſenſtielen oder Ofengabeln, Feuerzangen oder Dreſchflegeln, Ziegen oder Ziegenböcken reitend.*) Mit ihnen kam auch der Teufel angefahren und zwar in ſeiner natürlichen, unverſtellten Geſtalt. Ein weiter, blutrother Mantel umhüllte die ſtarken Glieder des langen Leibes, ein ſpitziger, mit Hahnenfedern gezierter Hut bedeckte das grimmige Haupt. Aus dem Hute guckte ein Hörnerpaar, lange Krallen ragten aus den Fingerſpitzen, aus dem bocksledernen Beinkleide aber ein Krähenfuß und ein Pferdefuß hervor. Des Böſen ſchwarzes Antlitz mit deſſen thieriſcher Schnautze beſchien eine gelblich-grüne Flamme, die ſeinem aufgeſperrten Maule entfuhr, und als der Flamme Schwefel-

*) Das Ziegenvieh iſt Lieblingsvieh der Hexen. Vormals hielten die Bauern der hieſigen Gegend zwiſchen dem übrigen Viehe im Stalle immer auch eine Ziege oder lieber noch einen Ziegenbock, als Schutzmittel gegen die Viehbehexung. Kam dann eine Hexe in den Stall, ſo wählte ſie ihr Lieblingsthier, die Ziege oder den Bock, ritt darauf und ließ das übrige Vieh ungeſchoren. Nach dem mecklenb. prakt. Wochenblatte von 1841, St. 39, ſoll dieſer Aberglaube noch heutzutage in einzelnen Gegenden Würtembergs gang und gebe ſein.

geruch zu der Naſe unſers Hanſen drang, da war ihm ganz und gar nicht wohl zu Sinne; er hätte wol Alles darum gegeben, an der Stelle des guten Ochſenjungen zu ſein.

Doch nicht lange währte es, da weheten, ſtatt der hölliſchen Schwefeldämpfe, die lieblichen Gerüche von kalter Schaale, Reisbrei, Pfannkuchen und Grapenbraten ihn an. Feurige Drachen ſchleppten eine ſolche Menge von dieſen köſtlichen Speiſen herbei, als wol auf zehn großen Hochzeiten nicht würde verzehrt worden ſein. Unſerm Haus ward der Mund über die Maßen darnach wäſſern, aber wie ſehr ihn auch gelüſtete, er mußte ſeinen Lecker unbefriedigt laſſen und hatte nur das Zuſehen davon, wie die Hexen allzumal um ihren ſauberen Schutzpatron ſich ſchaarten, ſich labten und gütlich thaten allermeiſt. Sie aßen und tranken, ſpielten unter Läſtern und Fluchen auch Karten und Würfel dabei, wol an die zwei Stunden lang, und als alle nun des Teufels Garküche weidlich zugeſprochen, dazu ſich vollgeſoffen hatten bis obenauf, da gab der Teufel das Zeichen zum Aufbruch; mit Saus und Braus erhob ſich der wilde Schwarm, und Fiedel, Pfeife und Baßgeige ließen jetzt ihre muntern Töne unter dem wirren Getöſe hören und ſpielten zum Tanze.

Der Teufel ſelbſt führte den Reigen an und hatte zur Ehrendame die böſe Hausfrau aus unſerm Dorfe erwählt. Ihm folgten die übrigen Hexen, Paar bei Paar in wilder Haſt ſich kräuſelnd, wie wenn der Wirbelwind mit Federn ſpielt, und Tänze aufführend der mannigfaltigſten Art: „Lang engelſch, Schottſch, drei und vier-türig, Grotvarer-Danz, Klappwalzer, Katt un Mus, Grot Schändör," zuletzt eine große Rückel-Reih."*)

*) Lang engliſch — eine Art langſamen Walzers. — Schottiſch, drei

Als Alle nun ſich heiß und ſatt getanzt, auch ein gut Theil der Nacht vorüber war, wurde mittlerweile der erſte tagverkündende Hahnenſchrei gehört, und Alles ſchickte ſich alsbald zur Abfahrt an. Zuerſt zog der Teufel von dannen, auffahrend mit großem Geräuſch, als flögen Tauſende von Gänſen und Enten davon und auswerfend einen dicken und langen Qualm, als habe der Böſe ſchon damals eine Dampfſfahrt in der Luft betrieben, wie wir ſie jetzt auf der Elbe haben. Ihm nach machten auch die Hexen ſich auf und zogen ihre Straße heim, und mit ihnen auch die Hausfrau auf ihrem ſtattlichen Hengſte. Ihr gleich war keine der Hexen beritten. Sie tummelte ihr prächtiges Roß mit mehr Geſchick, als heutzutage mancher junge Reitersmann vor dem Fenſter ſeiner Herzgeſpielin zeigt. Doch weil allmänniglich bekannt iſt, wie Paraderitter mitunter eben ſo unfreiwillig als unſanft ihres Ritterthums entſetzt zu werden pflegen, ſo fanden ſich hier der warnenden Stimmen mehrere, die allen Ernſtes die kühne Reiterin ermahnten, vor Schimpf und Schaden ſich zu wahren. Allein ihr kecker Sinn verachtete das und ſicher und unbeſorgt, als habe ſie hinter'm Ofen auf dem Großvaterſtuhle Platz genommen, ritt ſie wohlgemuth den Blocksberg hernieder.

Der Weg führte durch ein klares, tiefes Waſſer, das am Fuße des hohen Berges floß. In dieſem Waſſer hielten die Hexen an, das ſämmtliche Vieh hier zu tränken, Abſchied von einander zu nehmen und dann mit doppelter Schnelligkeit der Heimath zuzueilen. Die unvorſichtige Hexe hatte bei dieſer Gelegenheit die Zügel gänzlich aus den Händen gelaſſen. Dies gewahr werdend und mit gewaltiger Kraft einen mächtigen

und vier tourig, Großvater-Tanz, Klatſch-Walzer, Katze und Maus, Große Chaine durch — eine Art Francaiſe, — zuletzt ein groſſer Rücken-Reigen."

Bocksſprung vollführend, war dem Hengſt die Sache eines Augenblicks, und, plumps! da lag die Hexe, ſo lang ſie war, im Waſſer. Ein Schütteln des Kopfes ließ auch den böſen Zaum in's Waſſer fallen, und ſiehe, mit dem Fall desſelben war der Zauber gelöſt, und ſtatt des Hengſtes ſtand unſer Hans da in ſeiner leibhaftigen Geſtalt.

Unterdeß hatte die Hexe ſich aufgerafft und wollte eben den Zaum ergreifen. Hans aber kam ihr mit flinker Hand zuvor, riß ihn an ſich und warf ihn über den Kopf der Hexe. Da ſtand nun die Frau Liſel vor ihrem Hans, durch ihren eigenen Zauberzaum urplötzlich zur prächtigen ſchwarzen Stute geworden, ſo verblüfft ſchier, wie die Kuh vor dem neuen rothen Thor ſteht. Aber Hans war juſt der Mann dazu, ein friſches Leben in ihre Glieder zu bringen. Er ſah ſich unverweilt nach einem ſchwanken Haſelſtocke um, ſchwang dann ſich auf ihren breiten Rücken und ſprach ihr auf ſo handgreifliche Weiſe friſchen Muth zu, daß Roß und Reiter vorwärts ſtürmten, als wollten ſie an einem Tag die Welt umjagen.

Bei dieſer großen Anſtrengung konnte es nicht fehlen, ſie wurden beide müde und matt. Darum, als ſchon ein guter Theil des Weges zurück gelegt worden war, ſah Hans ſich auf's Sehnlichſte nach einem Krughauſe um und freuete ſich nicht wenig, da er ein ſolches nahe am Wege fand. Er hielte an und erquickte ſich hier nach Herzensluſt durch ein friſches, ſüßes, dickes Bier. Schon wollte er fürbaß reiten, als ihm der Einfall kam, weil der Weg nach Hauſe doch noch ziemlich lang ſei, zum beſſern Fortkommen ſein Pferd beſchlagen zu laſſen. Der Krüger war zugleich auch Schmied. Man ging alſo unverweilt an's Werk, und vier tüchtige Eiſen wurden der Stute angepaßt. Beim Aufnageln derſelben geberdete ſie ſich ſo empfindlich faſt, als werde ihr eine türkiſche

Baſtonade*) zu Theil. Doch wohlgebremſt und in den Noth-ſtall der Schmiede gezwängt, mußte ſie ſchon ſtille halten, bis ſie die Eiſen wohlbefeſtigt unter den Beinen hatte.

Hans machte ſich nun wiederum auf, ritt, daß die Funken aus den Steinen ſtoben, und kam ohne Fährlichkeit im Dorfe an, ſo früh, daß hier noch Alles im guten Schlaf war. Vor der Hand wußte er nichts Beſſeres anzufangen, als die Stute in den Stall zu jagen, ſich ſelbſt aber zum Ochſenjungen in's warme Bett zu legen.

Am Morgen aber, als Alles wach ward und zu Beinen kam, fehlte es an der Hausfrau. Sie ſei krank, hieß es, und hüte das Bett. Noch kränker ward ſie am folgenden Tage, ſo daß die Frauen der Nachbarſchaft herzukamen, Berathungen über die Krankheit anſtellten und bald darüber einig wurden, hier helfe kein Mittel mehr, die Krankheit ſei zum Tode und Zeit ſei es, den Geiſtlichen herbeizurufen, daß er die Kranke zum Sterben bereite. Doch als auf dieſen Mann Gottes die Rede kam, da regte ſich in der böſen Frau ein ſo böſer Geiſt, daß Allen angſt und bange ward. Sie winſelte und wand ſich und konnte keinen Frieden finden, ſie läſterte und fluchte und ſprach verwirrte Worte, ihr Haar ſträubte zu Berge, ihr Auge rollte wild umher, ihr Geſicht verzerrte ſich fürchterlich und unter einem Krachen im Hauſe, wie wenn das ganze Haus zuſammenſtürze, fuhr die ſündige Seele zum Teufel hin, der vor dem offenen Stubenfenſter als ſchwarze Krähe ſich blicken ließ.

Nun trat auch Hans herzu und berichtete, weß Geiſtes Kind die Todte ſei, und zur Beſtätigung deſſen, was Hans erzählte,

---

*) Baſtonade, Fußſohlenſchläge, eine bei den Türken gebräuchliche Strafe.

fand die Todtenkleiderin vier blanke Hufeiſen auf Händen und Füßen des Leichnams liegend. Auch war der Körper leicht geworden, wie ein Federſack, zum Zeichen, daß der Teufel, da er die Seele nahm, auch des Leibes Blut geſogen habe.

Von jetzt an war Ruhe und Sicherheit im Dorfe.

Dieſe Geſchichte aber erzählte man ſich von Kind zu Kindeskind, zum warnenden Exempel für Jung und Alt, daß wer mit Teufelswerken umgeht, der fällt zuletzt mit Leib und Seele dem Teufel als ſichere Beute zu.

Der Kirchhof in der Kirche zu Doberan.

Unter den vielen Merkwürdigkeiten und Alterthümern, woran die doberaner Kirche bekanntlich ſo ſehr reich iſt, befindet ſich auch ein Hirſchkopf mit ſtattlichem Geweihe, der an einem Pfeiler beim Hochaltare befeſtiget iſt und von dem man Folgendes erzählt:

Als nämlich im Jahre 1186 Fürſt Heinrich Borwin I. von Mecklenburg*) beſchloß, das zerſtörte Ciſtercienſer-Mönchskloſter Doberan**) wiederherzuſtellen, wählte er für daſſelbe

*) Heinrich Borwin I., Fürſt zu Mecklenburg-Kiſſin und Wenden, regierte von 1181 an und ſtarb den 28. Januar 1227.

**) Das erſte Kloſter Doberan wurde 1170 von Pribislav II., letzter König der Obotriten, und ſeiner Gemahlin Woizlava — ſiehe Anmerk.

nicht den alten Ort, ſondern einen neuen und zwar aus dem Grunde, weil er, der Sage nach, ein Gelübde gethan haben ſoll, da das neue Kloſter aufzubauen, wo er das erſte Wild erlegen werde. Der Fürſt tödtete nun auf der Stelle, wo noch heute die alte, prächtige doberaner Kirche ſteht, einen ausgezeichnet ſchönen Hirſch, und begann hier ſofort den Bau dieſer Kirche und des neuen doberaner Kloſters.

Nach Vollendung der Kirche ſoll der Kopf des beregten Hirſches zur ewigen Erinnerung dort aufgehangen worden ſein, wo er ſich noch jetzt befindet.

Seite 14 erſten Bandes — neben der von Beiden ſchon im Jahre 1166 — nach der Bekehrung des Erſteren zum Chriſtenthume — erbaueten Kapelle gegründet; aber ſchon 1179 zerſtörten die vom Chriſtenglauben wieder abgefallenen Wenden dasſelbe und erſchlugen die Mönche. Seit Verlegung des Kloſters nach dem jetzigen Doberan, damals ein wendiſches Dorf, nannte man den Ort, wo zuerſt das zerſtörte doberaner Kloſter geſtanden, Alt-Doberan, woraus ſpäter Alt-Hof entſtanden, unter welchen Namen es denn auch jetzt allgemein in Mecklenburg bekannt iſt und vielfach beſucht wird. Hier in Alt-Hof befindet ſich noch immer die vorbenannte, altberühmte, von Pribislav und ſeiner Gemahlin erbaute Kapelle, das erſte und älteſte chriſtliche Gotteshaus Mecklenburgs. Friedrich Franz I. ließ dasſelbe im Jahre 1823 wieder vollſtändig reſtauriren, und ſein Urenkel, der jetzt regierende Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, Friedrich Franz II., ſetzte 1852 in frommer Pietät und zur Erinnerung an das ſchöne Werk ſeines hohen Ahns, rechts vom Altare der Kapelle eine Marmortafel mit der Inſchrift:

„An der Stätte eines heidniſchen Heiligthums gründete dies Gotteshaus, den erſten thätigen Beweis ſeines Chriſtenthums, im Jahre ſeiner Taufe Pribislav II., letzter König der Obotriten, 1166. Nach Jahrhunderten der Entwürdigung befahl es herzuſtellen ſein Enkel im zwanzigſtem Geſchlechte Friedrich Franz, erſter Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, 1823, das Heiligthum, den Ahnherrn und ſich ſelbſt gleich ehrend.

Die Wunder der Bischöfe von Ratzeburg.

(Von C. Masch, Pastor zu Demern.)

Das Bisthum Ratzeburg ward von Herzog Heinrich dem Löwen von Sachsen und Baiern, diesseits der Elbe, 1154 gegründet, und hat 5 Bischöfe sich zum rühmen, welche Wunder gethan haben. Zwar ist die Erinnerung an diese nur zum Theil noch und unvollständig im Volke geblieben, aber die Geschichtsschreiber haben sie seit lange in ihre Bücher eingetragen, und da sie dieselben doch als Volkssagen empfangen haben, so mögen sie denn, obgleich sie nicht mehr Sagen sondern jetzt Legenden sind, auch hier ihre Stelle finden.

Der erste Bischof, der dem Bisthum vorgesetzt ward, war Evermodus von 1154 bis 1178. Von ihm erzählt die alte Geschichte mehrere Wunderwerke.

Einstmals hatte Graf Heinrich von Ratzeburg zwei vornehme Friesen in Gefangenschaft. Da er diese auf eine tyrannische Weise quälte, so hatte der Bischof Mitleid mit ihnen und bat oftmals den Grafen, er solle sie frei lassen. Aber das Mitleid rührte ihn nicht; er behandelte sie nicht milder. Unterdessen kam Ostern heran, und aus Achtung vor dem Feste nahmen sie Theil am Gottesdienste, jedoch von Wache begleitet und in Fesseln.

Als nun der Bischof die Gemeinde mit Weihwasser besprengte, benetzte er mitleidsvoll mit dem geweiheten Wasser ihre Fesseln mit den Worten: „Der Herr richtet die Gebeugten auf, der Herr löset die Gebundenen.“ Und alsbald zer-

ſprangen die Feſſeln mit großem Geräuſch und die Befreieten preiſeten Gott. Dies geſchah aber auf dem Sanct Georgsberge, wo damals der Biſchofsſitz war, und die Feſſeln hingen lange Zeit, zur Erinnerung an das Geſchehene, in der Kirche.

Zu einer anderen Zeit war Biſchof Evermodus mit Erzbiſchof Hartwich von Hamburg in Dithmarſen bei einer berühmten Beſprechung zugegen. Und da der Mann Gottes die öffentliche Meſſe in Gegenwart des Erzbiſchofs verrichtete, trug es ſich zu, daß ein Dithmarſe einen Todſchlag an einem der Vornehmen des Landes verübt hatte. Als dies der Biſchof erfuhr, ſuchte er Verſöhnung zu ſtiften, wie es Sitte bei der Feierlichkeit der Meſſe iſt, und bat den, deſſen Verwandter getödtet worden war, flehentlich, er ſolle ſeinen Nächſten vergeben, indem er die Worte des Gebets anwandte: „Vergieb uns unſere Schuld!“ Jedoch da der Dithmarſe zornesvoll nicht darauf achtete, ſchritt der Biſchof herab von ſeinem Sitze, ging auf ihn zu und warf ſich, die Reliquien in ſeinen Händen haltend, zu ſeinen Füßen. Da aber Jener mit ſchrecklichen Eiden bei Gott, der Jungfrau und den Heiligen ſchwur, er wolle nie vergeben, ſo gab der Biſchof ſtatt des Segens dem Widerſpenſtigen einen mächtigen Fauſtſchlag, und ſogleich gewährte Jener mit erhobenen Armen, warum gebeten war und verſöhnte ſich mit ſeinem Nächſten. Doch halten wir, ſetzt der Chroniſt Arnoldus hinzu, dies für eine That, die von Gott kam, und glauben, daß durch die Ohrfeige der Teufel aus dem Menſchen getrieben ſei.

Als der Biſchof einſtmals in Amtskleidern etwas mit bloßen Händen thun wollte, legte er die prieſterlichen Handſchuhe ab, und wie es ihm ſchien, an einen paſſenden Ort hin. Indem er nun zu dem eilte, was er thun wollte, beachtete er nicht, wohin er ſie gelegt. Sie wurden wunderbar in der Luft

ſchwebend, ohne Stütze gefunden. Darüber geriethen Alle, die es ſahen, in Staunen, und dieſe Geſchichte iſt lange wieder erzählt worden, bis ſie endlich, 400 Jahre ſpäter, von Krantz niedergeſchrieben ward.

Der zweite Biſchof von Ratzeburg war Isfridus von 1190 bis 1204.

Seine Frömmigkeit war ſo groß, daß er auch gegen ſeinen Willen Wunder that, wie die Späteren erzählen.

Er hatte am Charfreitag ſeinem Diener befohlen, ihm Waſſer zum Trinken zu bringen. Jener gehorchte und brachte Waſſer; der Biſchof koſtet und findet Wein. Mit finſterem Blicke wandte er ſich zum Diener: „Hab ich Dir nicht befohlen, Waſſer zu bringen und keinen Wein?“ Erſchrocken verſicherte Jener, er habe Waſſer aus der Quelle geholt; er befahl ihm noch einmal zu ſchöpfen, und es war Wein; zum dritten Male wird es wiederholt mit demſelben Erfolg. Da ſtürzten Thränen aus den Augen, die er gen Himmel erhob. „Weil,“ ſagte er, durch Deinen Willen, wunderbarer Schöpfer, das Geſchöpf verwandelt wird, ſo weiche ich, weil Du befiehlſt und genieße am Tage der Leiden Deines Sohnes, was Du mir ſendeſt.“ Und noch nach Jahrhunderten zeigte man neben dem Schatzhauſe die Quelle, aus der das Waſſer geſchöpft ward.

Als er einſtens mit einer Proceſſion den Kirchhof umging, da ſah er einen Blinden am Wege ſitzen und betteln. Er beſprengte ihn mit dem geweiheten Waſſer und ſprach die prophetiſchen Worte: „Der Herr löſet die Gefeſſelten, der Herr erleuchtet die Blinden,“ und ſogleich erhielt der Blinde ſein Geſicht.

Die Kirche hat den Biſchof unter die Seeligen verſetzt, und feiert ſein Gedächtniß am 15. Juni.

Vom heiligen Ludolfus, dem achten Biſchofe, der von 1236 bis 1250 auf dem biſchöflichen Stuhle in Ratzeburg ſaß, iſt ſchon früher erzählt worden*).

Der zehnte Biſchof war Ulricus von 1257 bis 1284, aus dem Geſchlechte der von Blücher, ein frommer und mildthätiger Mann.

Einſtmals hatte er ſeinen Kornboden, der voll Getreide und Mehl war, ganz in die Hände der Armen geleert und nichts für ſich und die Seinen behalten. Da kamen die Armen und baten um Almoſen; er rief ſeinen Schaffner und befahl, ihnen zu geben, was noch vorhanden ſei; es war aber eine große Theurung und Hungersnoth auf Erden. Der Schaffner wußte, daß alle Vorräthe erſchöpft waren und ſagte, es ſei nichts mehr da und Alles zu dieſem Zwecke verwendet. Vertrauensvoll ſagte ihm der Biſchof; „Geh' und ſieh', ob vielleicht noch ein Scheffel da ſei, daß die Armen nicht leer weggehen, geh' im Namen des Herrn und gieb ihnen!“ Und als er das Vorrathshaus öffnete, da war alles voll Mehl und Korn, und er gab reichlich den Armen. Als aber der Biſchof es erfuhr, zerfloß er in Thränen und dankte Gott dem Geber alles Guten.

Wipertus von Blücher ward 1356 einſtimmig zum Biſchof gewählt, und hatte erſt das dreißigſte Jahr erreicht. Als nun

*) Siehe Seite 47 und 48 erſten Bandes.

der Erzbiſchof von Bremen ihn nicht conſecriren konnte, da ihm die Dispenſation vom Alter noththat, ging er nach Rom, um die Beſtätigung und die Weihe zu erhalten und ſtellte ſich, wie es Sitte war, im öffentlichen Conſiſtorium dem Papſte Innocenz VI. vor und bat um Beſtätigung. Dieſer aber ſah ſein ſchönes Geſicht und ſeine blonden Haare, hielte ihn eines ſolchen Amtes und ſolcher Kirche nicht gewachſen, verſchob die Confirmation auf eine andere Zeit und dachte bereits daran, einen Betagteren an ſeine Stelle zu ernennen; jedoch befahl er ihm, bei einem andern Conſiſtorium wieder zu erſcheinen. Und er erſchien mit grauem Haar, buſchigem Bart und gerunzelter Stirn. Da brach der Papſt, voll Scheu, da eine ſo plötzliche Verwandlung nur durch göttlichen Willen geſchehen ſein konnte, in folgende Worte aus: „Mein Sohn! Gott, Deſſen Stelle auf Erden ich unwürdig vertrete, hat Dich beſtätigt, Ihm entgegen zu treten iſt ruchlos; übrigens gebe ich Dir gerne die Beſtätigung, bewahre die ratzeburgiſche Kirche und die Dir anvertrauete Heerde, bewache ſie, in Leben und Zucht ihr das Beiſpiel gebend; gehe hin in Frieden.“

Und Vipertus, der bis 1367 regierte, war der erſte der Ratzeburger, welcher ſich von Gottes und des apoſtoliſchen Stuhles Gnaden nannte.

Der vom Teufel geholte Karteuſpieler von Keſſin bei Roſtock.

(Von L. P. zu S.)

Die Einwohnerſchaft des Pfarrdorfes Keſſin konnte man in alten Zeiten für eine fromme Gemeinde halten; denn es

war wol keine Kirche am Sonntage so stark besucht, als die Kessiner. Aber ach, es war nur Schein. Die Kessiner waren nicht fromme Christen, die aus innerem Drange, aus Liebe zu Gott sich des Sonntags zur Kirche begaben und auch häufig das heilige Abendmahl nahmen, sondern es geschah nur aus alter Gewohnheit; man that es, weil es so Sitte war, und Vater und Großvater es auch so gemacht hatten. Eine Leidenschaft, der böse Geist des Spiels, das Trachten nach irdischen Gütern, das Geld auf unerlaubte Weise zu erlangen, hatte sich der ganzen Einwohnerschaft bemächtigt und verdrängte alle Frömmigkeit und den wahren Gottesglauben. — Ja gerade am Sonntage, am Tage des Herrn, wurden am meisten die Karten benutzt. Gleich nach dem Gottesdienste stürmten die meisten Männer schon nach der Schenke, wo sie darauf am Kartentische sitzend, bei fleissigem Zusprechen der Flasche, bald in die rohesten Schimpfwörter, in die schrecklichsten Flüche gegen einander ausbrachen. Der Genuß des vielen Branntewein's erhitzte die Gemüther, und immer mehr steigerte sich die Lust und Gier zum Spiel, so daß gewöhnlich erst spät in der Nacht die Gesellschaft sich trennte.

So geschah es auch an einem Gründonnerstage, daß sämmtliche Kessiner an den Altar traten, um das hochwürdige Sakrament des Herrn zu empfangen. Was für einen ergreifenden Eindruck müßte solcher Anblick auf den fremden Zuschauer gemacht haben, und mit welchem Wohlgefallen hätte Gott auf diese Seine Kinder herab schauen können, wenn die wahre Liebe und das wahre Schuldbewußtsein sie an Seinem Tische versammelt hätte; aber wie ganz anders war es nun! —

Auch heute eilte fast die ganze männliche Einwohnerschaft von Kessin sofort wieder aus der Kirche in die Schenke. Schnell wurden dort die Karten herbeigeholt, Krüge mit Bier auf den

Tiſch geſetzt, und in Kurzem ſaß ſo eine große Geſellſchaft am Kartentiſch beiſammen.

An Gotteslästereien, Flüchen und Tobereien fehlte es auch dies Mal nicht. Die ganze Nacht hindurch blieb man am Spieltiſch ſitzen, und ſelbſt das feierliche Glockengeläute am Charfreitagmorgen konnte die Männer nicht zum Aufbruch bewegen. — Nein ſie blieben ruhig bei ihren Karten; und während der Prediger in der nahe gelegenen Kirche die Zuhörer ermahnte und ſie an die hohe, für die ganze Chriſtenheit ſo wichtige Bedeutung dieſes Tages erinnerte, und zu Gott für ſeine Gemeinde im inbrünſtigen Gebete flehete, fluchten und tobten die rohen Menſchen in der Schenke fort.

Dies Mal konnte man ſich gar nicht von den Karten trennen. Eſſen und Trinken hatten die Spieler ſchon vergeſſen; nur noch den einen Gedanken, das Spiel im Herzen, faſſen ſie da. Und ſie blieben auch noch, obgleich es ſchon wiederum Abend geworden war.

Gegen Mitternacht erſchien noch ein Gaſt in der Wirthsſtube; er hatte ſich in einen großen Mantel gehüllt, und gehörte ſcheinbar dem feinen Stande an. Durch das Eintreten des fremden Herrn ließen ſich unſere Abendmahlsgäſte nicht weiter ſtören, ſondern fuhren ruhig im Spiele fort, ſchauderhafte Flüche und Verwünſchungen dabei ausſtoßend. Oft zuckte um den Mund des ſpäten Gaſtes ein teufliſch-höhniſches Lächeln, wenn einer der Spieler den andern zum Teufel wünſchte.

Ein Bauer, Peter wollen wir ihn nennen, der viel Unglück gehabt, und deſſen Kaſſe daher erſchöpft war, hoffte von dem Fremden vielleicht noch etwas gewinnen zu können, und lud ihn daher ein, am Kartenſpiel Theil zu nehmen. Dieſer ließ ſich nicht lange nöthigen, und indem er eine Börſe mit Goldſtücken auf den Tiſch warf, dabei die Worte ſagend: „Wer die gewinnt,

der möge mit mir in die Hölle fahren", ſetzte er ſich unter ſie. Durch derbe Flüche wurde dieſe ſeine Aeußerung von den Verſammelten bekräftiget, und Bauer Peter meinte ſogar: „Ja wenn ich das Geld da nur erſt erobert hätte, ſo wollte ich wol ſchon die Reiſe mit Euch antreten."

Mit großem Eifer begann das Spiel nun wieder. Peter's Glückſtern ſchien jetzt aufgegangen zu ſein; denn bald hatte er nicht nur ſeinen mitſpielenden Dorfbewohnern ſämmtlich die Taſchen geleert, ſondern auch ſchon manches Goldſtück aus dem Beutel des Fremden eingeſtrichen — „Seht, wer nur den Teufel um ſeine Hülfe bittet, der iſt geborgen; macht's wie ich!" — rief Peter, übermüthig ob ſeines Glück's, ſeinen mißgünſtigen Mitſpielern zu.

Sollte das Spiel noch fortgeſetzt werden, ſo mußte Peter ſeine Genoſſen auf Borg weiter mitſpielen laſſen; denn, wie ſchon geſagt, Alle hatten bis auf Peter und den Fremden keinen einzigen rothen Pfennig mehr in der Taſche.

Unſer Glücksmann, dem dann auch ein ſolches Anerbieten gemacht wurde, hatte keine Luſt dazu, und aufgeregt, wie er war, rief er die Karten auf den Fußboden werfend aus: „Der Teufel ſoll mich noch dieſe Nacht holen, wenn ich auf Borg mit Euch weiter ſpiele!"

Der Fremde wußte ihn jedoch wieder zu beruhigen, und Peter verſtand ſich nach einigem Sträuben dazu, auf Kreide mit ihnen weiter zu ſpielen. Schnell bückten ſich jetzt die Keſſiner, um die von Peter niedergeworfenen Karten aufzuſammeln, da er in ſeiner übermüthigen Laune dies von ihnen forderte.

Beim Aufſammeln der Karten ſahen die Suchenden, wie unter dem weiten, langen Mantel des Fremden nicht Menſchenfüße, ſondern ein Pferde- und ein Kräheufuß hervorragten. Welch' Entſetzen ergriff ſie Alle bei der Entdeckung, daß der

Teufel ihr Mitspieler sei. Eiligst und voll Abscheu warfen sie die Karten auf den Spieltisch, und zitternd vor Angst und Schrecken liefen sie, ohne weiter etwas zu sagen, aus der Wirthsstube nach Hause.

Peter lachte und spottete hinter ihnen her, nicht ahnend, warum sie sich so schleunig entfernt hatten.

Weiter ging's im Spiel. Peter gewann fortwährend, und mit dem Glockenschlage Eins wanderte auch das letzte Goldstück aus des Andern Börse in seine Tasche.

Da erhob sich der Fremde, sein Gesicht verzog sich zu einer abscheulichen Fratze, und indem er Peter mit beiden Händen erfaßte und an sich preßte, rief er: „Jetzt bist Du mein! Erfülle Dein Versprechen!"

Einen Augenblick später sah man von den beiden Spielern nichts mehr. Furchtbarer Pech- und Schwefelgeruch erfüllte das ganze Zimmer, und ein großer Blutflecken an der Außenwand desselben bezeichnete die Stelle, durch welche der Teufel mit Peter zur Hölle gefahren war.

In einer Niederung an der Warnow liegt, eine halbe Meile von Rostock, unweit der rostock-laager Chaussee, das Dorf Kessin.

Solltest Du, freundlicher Leser, dasselbe bei einer Reise passiren, so kannst Du Dir in dem Hause, wo sich Vorstehendes zugetragen haben soll, noch jetzt den großen Blutflecken ansehen, da derselbe durch kein Abkratzen und Uebertünchen der Wand zu vertilgen ist.

Durch das Vorsetzen eines großen Schranks pflegt der jetzige Bewohner dieses Hauses den Blutfleck für gewöhnlich zu verbergen.

Digitized by Google

Die in Steine verwandelten sieben Hirtenknaben bei Spornitz, zwischen Parchim und Neustadt.

Eine gleichartige Steingruppe, wie die bei Dambeck unweit Wismar, findet man auch auf dem spornitzer Felde, über deren Ursprung die Leute hier, wie dort, Aehnliches zu erzählen wissen*).

Auch an dieser Stelle hüteten, der Sage nach, vor vielen, vielen Jahren einmal sieben wilde Knaben Vieh. Um sich die lange Weile zu vertreiben, nahmen sie die Reste des reichlich mitbekommenen Vespers, aus Brod und Wurst bestehend, zu ihrem Spiele, machten sich daraus Kugeln und begannen damit Ball zu spielen und einander zu werfen.

Als die argen Jungen dies Spiel eine Zeit lang getrieben, trat plötzlich ein großer Mann zu ihnen, im weißen, leuchtenden Gewande. Mit ernsten Worten mahnte er die Knaben, abzulassen vom sündlichen Beginnen; er sagte ihnen, welch' ein großes Unrecht es sei, so die lieben Gottesgaben zu mißbrauchen, und warnte sie zugleich vor der Strafe, die ihrer warte, wenn sie nicht sogleich ihr frevelhaftes Spiel einstellen würden.

Sämmtliche Hirtenknaben, mit Ausnahme eines einzigen, achteten jedoch nicht auf diese Warnung, sondern setzten tobend und lärmend ihr unheilvolles Treiben fort. Da erschien jener Mann wieder, aber diesmal nicht im weißen, sondern in einem schwarzen Gewande, und heftiges Geräusch, gleich dem Rollen des Donners, verkündete sein Kommen. Feierlich näherte er sich zuerst dem gehorsamen Knaben, der sich in Folge der erhaltenen Ermahnung von seinen Genossen abgesondert und ihr

*) Siehe Seite 229 bis 231 ersten Bandes.

Spiel verlaſſen hatte, und gebot ihm: unverzüglich nach Hauſe zu gehen, ſich auf dem Wege dorthin aber ja nicht umzuſehen, da es ihm ſonſt übel ergehen werde. Die andern ſechs gottloſen Buben aber verwandelte er darauf in Steine.

Der Knabe, den der Erſchienene noch retten wollte, konnte jedoch der Neugierde, zu ſehen, wie es wol ſeinen Kameraden ergehen werde, nicht widerſtehen; denn als er ſich ungefähr zwanzig Schritte entfernt hatte, beugte er ſich nieder und ſah — um ſo die erhaltene Warnung zu umgehen — zwiſchen ſeinen Beinen hindurch nach den Andern zurück. Für dieſen ſeinen Ungehorſam wurde er aber ſofort beſtraft und ebenfalls in einen Stein verwandelt.

Auf dem ſpornitzer Felde, in der Nähe der parchimſchen Stadtfeldgrenze, die Landwehr genannt, da wo ſich vorſtehende Begebenheit zugetragen haben ſoll, befinden ſich auch jetzt noch immer ſämmtliche ſieben Steine. Sechs derſelben — die ungehorſamen Hirtenknaben — ſtehen oder liegen in faſt kreisrunder Form ziemlich nahe beiſammen, während der ſiebente Stein — der wegen ſeiner Neugierde verwandelte Knabe — etwa zwanzig Schritte davon entfernt iſt.

Die Spornitzer, ſowie die umwohnenden Dörfler betrachten noch fortwährend den Platz mit einer gewiſſen heiligen Scheu, ja viele derſelben wagen nicht einmal, ihren Fuß dorthin zu ſetzen. Deshalb iſt es auch erklärlich, daß die Steine ſchon Jahrhunderte hindurch noch immer unberührt auf ihrer alten Stelle liegen. In neuerer Zeit ſoll jedoch einmal ein ſpornitzer Bauer, — deſſen Namen man im Orte auch allgemein kennt — am hellen Tage und Angeſichts der ganzen Dorfſchaft, einen der ſieben Steine nach ſeinem Gehöfte gefahren und ihn dort in

das Fundament ſeiner Scheune mitvermauert haben, um dadurch der Welt zu beweiſen, daß er hoch erhaben ſei über ihrem Aberglauben. Bald darauf aber ſchon hat der Bauer den Stein wieder aus der Mauer gebrochen, und ihn bei Nacht und Nebel an ſeinen alten Ort zurückgebracht. Auf die Frage, was ihn denn eigentlich zu dieſem Schritte bewogen, da es doch keine Kleinigkeit ſei, einen ſolchen großen, ſchweren Stein wieder aus dem Fundamente herauszubrechen, hat er geantwortet, das ſage er nicht und könne er auch nicht ſagen. Und bis jetzt hat's auch der Bauer, trotz allen Fragens, noch immer nicht gethan, und feſt beſteht er darauf, es vor ſeinem Ende auch nicht zu erzählen. Die Leute aber ſagen, es ſei des Nachts immer Blut aus dem Steine getrieben, während derſelbe in der Scheune vermauert geweſen wäre, und daß es dem Bauer nicht eher Ruhe gelaſſen, bis er ihn wieder nach ſeiner alten Stelle zurückgebracht habe.

Einige alte Leute wollen auch noch wiſſen, daß ſich in ihrer Kindheit auf einem der Steine deutliche Spuren einer Hand gezeigt hätten, die aber ſpäter verſchwunden wären.

Der ſpukende Barbier zu Penzlin.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

„Vor dieſem", ſo erzählte mir einſt mein freundlicher Wirth, ein hochbejahrter Mann, „da glaubte man noch viel an Spuken, und unſere Väter wußten gar manche Stückchen der Art zu erzählen. Nun iſt man freilich weit darüber hinaus; die junge Welt iſt aufgeklärter, und will nichts von alle dem mehr glauben. Ich für mein Theil glaube auch, daß viel

Betrug und Aberglauben bei all den Spukgeſchichten mit im Spiele war und bin ſelbſt ſchon mehrere Male angeblichem Spuke auf den wahren Grund gekommen; aber Manches paſſirt doch auch im menſchlichen Leben, was wir nicht durchſehen können mit unſerer Vernunft und wovor unſer Verſtand rein ſtille ſteht. Unſere Vorfahren waren leichtgläubiger in dieſem Stücke und hatten gewöhnlich ihren Kopf immer voll von Spukgeſchichten; darum auch regelmäßig, wenn ſie zuſammen kamen, „de Vetelle's" und Spukgeſchichten durchgenommen wurden. So ging es auch in meinem elterlichen Hauſe, wo ſich öfter in den langen Winterabenden eine kleine Geſellſchaft von Freunden und Nachbarn zuſammenfand. Wir Kinder hörten dann auch wol gerne zu; aber es überlief uns mehr als einmal eiskalt, wenn die Hauptſtellen an die Reihe kamen, wo man die Spukgeſtalten mit recht grellen Farben ausmalte; und ſo unheimlich und graulich wurde uns, daß wir uns mitten in der vollen Stube ängſtlich umſahen, fürchtend, es mögte ſchon ein Geſpenſt heranſchleichen und uns packen, und — allein zu Bett gingen wir dann für kein Geld. Waren wir aber erſt hinein, dann wurde das Bettdeck weit über den Kopf gezogen, indeß uns drinnen vor Furcht die Zähne klapperten. Aber, wie Kinder ſind, wenn's am nächſten Abend an's Erzählen ging, da waren wir wieder ganz Aug' und Ohr".

„Sie können ſich denken, daß ich damals nicht wenige Geſchichten zu hören bekam. Die meiſten von ihnen ſind mir aber ſchon mehr oder weniger aus dem Gedächtniß entſchwunden und nur eine, die von dem Barbier Andres*),

*) Die wahren Namen ſind nicht genannt, wegen der etwa noch lebenden Nachkommen der in dieſer Sage auftretenden Perſönlichkeiten.

iſt mir noch recht lebhaft gegenwärtig. Sie war freilich ſchon längere Zeit vor meiner Geburt paſſirt, aber ſie bildete doch in meinen Kinderjahren immer noch das Tagesgeſpräch".

„„Bitte, erzählen Sie mir doch die Geſchichte"", unterbrach ich den lieben Alten, „„ich höre für mein Leben gern, was ſich ſo die Alten vordem erzählt haben"".

„Wenn Ihnen damit gedient iſt", entgegnete er, „herzlich gern!" und ſo begann er denn:

„In meinem frühern Hauſe wohnte, es können wol achtzig Jahre und darüber her ſein, der obengenannte Feldſcheer Andres. Ich habe ihn freilich nicht gekannt; denn er ſtarb ſchon lange vor der Zeit, als ich in die Wiege kam. Mein Vater aber war recht gut mit ihm bekannt geweſen. Dieſer Mann mußte bei ſeinen Lebzeiten eine recht ſchwere Sünde begangen haben, oder ſeine Seele klebte auch zu ſehr am Irdiſchen; kurz und gut, er fand keine Ruhe im Grabe. Bald nachdem er begraben war, hieß es allgemein: „Andres ſpukt". Da können Sie ſich wol denken, was das für ein Aufſehen und ein Gerede gab. Es war bald Keiner mehr, der ihn nicht irgendwo und unter irgend einer Geſtalt geſehen haben wollte. Vor allem trieb er, wie man erzählte, ſein Unweſen in ſeinem ehemaligen Wohnhauſe, indem er dort, beſonders Abends und Nachts über, die Bewohner neckte und mit ſeinem Poltern erſchrack, und ihnen ſo eine rechte Plage wurde. Aber auch in andern Häuſern ließ er ſich ſehen, und trieb dort nicht minder argen Unfug.

Dazumal lebte hier in Penzlin ein Schmied, der hieß Joſt. Der hatte vor dem Thore in der Vorſtadt, wo jetzt die Mühlenſtraße iſt, einen Stall, in welchem er unter andern auch ſeine Steinkohlen aufbewahrte. Von hier holte er ſich die Kohlen dann in einem Sacke, je nachdem er gerade be-

durfte. Als er nun einſt, wie gewöhnlich, hierher kam, ſaß zu ſeinem nicht geringen Schrecken Andres, wie er ehedem leibte und lebte, oben auf dem Kohlenhaufen und grinſte ihn recht höhniſch an. Joſt verſuchte nach ihm zu ſchlagen; aber das war vergebliche Mühe, weil er ihn nicht treffen konnte, und dann würde auch der Geiſt blitzwenig von den Streichen gefühlt haben. Hätte der Spuk ihn nur in Ruhe gelaſſen, Joſt würde ſich auch in der Folge wenig um ihn bekümmert haben; denn er war keiner von den Haſenfüßen, ſondern ziemlich beherzt und unerſchrocken. So aber hatte unſer Schmied kaum ſeinen ſchweren Sack auf die breiten Schultern geladen, als auch ſchon der Feldſcheer oben drauf ſaß, und dem armen Manne die ohnehin nicht geringe Laſt ſo ſchwer machte, daß er ſie nicht von der Stelle zu bringen vermogte, ſondern zur Erde fallen laſſen mußte. Weiter wollte der Plagegeiſt nichts; hatte er dies erreicht, ſo war er auch gleich vom Sacke herunter und ſtand neben dem Schmied, dem er ſchiefe Geſichter ſchnitt, die Zunge ausſteckte und lange Naſen machte, ohne ſeinen wüthenden und doch ohnmächtigen Streichen auszuweichen. Lud Joſt dann ſeine Kohlen wieder auf, ſo nahm auch der Feldſcheer ſeinen alten Sitz wieder ein, und ſo nahm dies Plagen kein Ende, bis denn endlich der arme Gequälte ſeinen Sack mit ſaurer Mühe nach Hauſe geſchleppt hatte. Dieſe Neckereien wiederholten ſich fortan regelmäßig, wenn Joſt Kohlen holen wollte, ſo daß der arme Mann nur mit Zittern und Zagen nach ſeinem Kohlenſtalle gehen konnte. Uebrigens war Joſt nicht der Einzige, dem es alſo ging; Andres verſchonte faſt Keinen mit ſeinen dummen Streichen.

Kurz vor dieſer Zeit nun arbeitete hier ein Drechslergeſelle. Der ſoll weit hergekommen und in der ſchwarzen Kunſt nicht unbewandert geweſen ſein. Er beſaß auch eine ſchwarze,

hölzerne Hand und konnte vermittelſt derſelben Geiſter einfangen und bannen. Dieſer Menſch wurde aber bald ſo häufig in Anſpruch genommen, daß er kaum eine Nacht ruhig im Bette mehr zubringen konnte, ſondern Nacht für Nacht Geiſter haſchen und bannen mußte. Das wurde ihm denn doch zu arg, und ſo ſchnürte er ſeinen Ränzel und wanderte weiter. Bevor er indeß ging, hatte er dem Ackersmann Peter dies und jenes von ſeinen Künſten gelehrt und ihn namentlich im Geiſterbannen unterrichtet, ihm auch zu dem Zwecke eine ſchwarze, hölzerne Hand zurückgelaſſen. Peter muß ein recht aufmerkſamer, gelehriger Schüler geweſen ſein; denn er legte mit ſeiner neu erlernten Kunſt, die er zuerſt beim Feldſcheer probirte, alle Ehre ein.

An Peter nämlich wandte man ſich, als der Spuk ſo überhand nahm, und anfing mehr als Einem läſtig zu fallen. Peter ließ ſich auch nicht zwei Mal bitten, ſondern erſchien gleich zur paſſenden Zeit mit einem Sacke, zur Einſchließung des Geiſtes, und mit ſeiner ſchwarzen Hand bewaffnet. Das war dem Geiſte eine gefährliche Waffe. Es half kein Sträuben, er mußte in den Sack. Hocherfreuet über ſeinen glücklichen Fang, ſchnürte Peter ſeinen Sack feſt zu und ging dann mit ihm zur Stadt hinaus, um ſeinem Gefangenen draußen in einer möglichſt einſamen Gegend ſeinen Wohnplatz anzuweiſen.

Anfangs ließ ſich der im Sacke auch das Tragen wohl gefallen, als er aber ein Rauſchen des Waſſers hörte und daran merkte, daß ſie bei der kleinen Mühle*) waren, wollte er ſich nicht weiter bringen laſſen und machte ſich darum ſo ſchwer, daß ihn Peter abwerfen mußte. Doch der verſtand keinen

*) Eine Brücke, unmittelbar hinter den Scheunen nach Klein-Luckow hinaus. Früher ſtand hier eine Waſſermühle, daher der Name.

Spaß. Er bearbeitete den Widerſpenſtigen dermaßen mit ſeiner ſchwarzen Hand, daß derſelbe Ach und Weh' ſchrie und flehentlich um Gnade bat. „So", ſchrie der Erzürnte, als er endlich aufhörte zu ſchlagen, „nun wirſt Du wol Geduld haben; ſonſt kommt's noch beſſer!" Andres aber däuchte dieſe Tracht ſchon überreichlich, und ſo war nichts natürlicher, als daß er alles Gute angelobte. Nur um dies Eine bat er, er, Peter, mögte ihm doch ſagen, wohin er ihn bringen wollte. „Nach dem Barbroock"*), lautete die Antwort. „„Nach dem Barbroock!?"" rief voll Angſt der Gefangene, „„ach dort ſind ſchon drei Prieſter von alter Zeit her, mit denen werd' ich mich nicht vertragen können und dann wird mir's ſchlimm ergehen. Bring' mich wohin Du willſt, nur nach einer andern Stelle"". „Nun, meinetwegen kannſt Du auch nach dem Soltborn**) kommen", entgegnete begütigend

*) Barbrook, auch Warbrook, eine ſumpfige Wieſe rechts am Fußſteige nach Klein-Lukow.

**) Der Soltborn liegt auf dem Grapenwerder. Dieſer iſt eine kleine niedrige Hügelkette, die ſich nördlich von der Stadt aus einem Kranze theilweiſe ſumpfiger und moraſtiger Wieſen erhebt. Früher waren dieſe Wieſen mit Erlengebüſch bewachſen und ſtanden meiſt unter Waſſer. Ungefähr in der Mitte dieſer Hügelkette erhebt ſich, 10 bis 15 Fuß hoch, der Platz einer alten Wendenburg, der gegen 200 Schritte im Durchmeſſer hält, und ſchon von Weitem an dem Heckenkranze erkennbar iſt, der ihn umgiebt. — Zu dem Grapenwerder führt nur ein Fahrweg durch die Wieſen, der 300 Schritte lange Grapenwerderdamm, der dann an ſeinem Ende durch eine kleine Brücke mit dem Grapenwerder verbunden iſt. Der Burgplatz hat nur eine Auffahrt, die einen kleinen Hohlweg bildet. Faſt gerade vor der Auffahrt liegt das große blanke Soll, ein kleines aber ſehr tiefes Waſſerloch, das in der Sage vom Grafen Grapen oder wie ihn Andere nennen, Werneck, und der goldnen Wiege vorkommt. — Der Grapenwerder ſoll früher Gegenſtand eines Proceſſes zwiſchen denen von

der Banner; und als der Feldſcheer deß zufrieden war, lud er ihn wieder auf und trollte mit ihm weiter.

Die kleine Zurechtweiſung ſchien gute Dienſte gethan zu haben; denn der im Sacke muckſte ſich nicht, ſchien ſich vielmehr ruhig in ſein Schickſal zu ergeben. Das that er aber nur, um ſich von den Schlägen zu erholen, und als ſie bei der Grapenwerderbücke kamen, machte er ſich wirklich zum zweiten Male ſtramm. Da gerieth Peter denn nicht wenig in Wuth. Augenblicklich warf er den Sack mit ſeinem Inhalte ab und machte ſich wieder mit ſeiner ſchwarzen Hand über den Feldſcheer her. Doch dieſer erſah ſich eine kleine Oeffnung im Sacke, die bei dem Ringen entſtanden war und — im Nu war er ins Freie und eben ſo ſchnell unter die Brücke.

Da ſaß Peter nun mit der langen Naſe. Er hätte freilich den Entwiſchten wieder einfangen können, aber dazu fehlte es ihm auch an Luſt; denn es war ſchon Abend geworden; auch war er nicht wenig müde, was von dem Schleppen und Ringen mit dem Feldſcheer herkam. So begnügte er ſich denn damit, dem unruhigen Gaſt bei der Brücke ſeinen Ort anzuweiſen und ihn dort zu bannen. Dann kehrte er zur Stadt zurück; drohte aber dem Andres, wieder zu kommen und ihm einen andern noch einſamern Ort anzuweiſen, wenn er ſich unterſtände, auch hier noch ſeine Neckereien fortzuſetzen".

In der Stadt hatte man jetzt allerdings Ruhe vor dem Feldſcheer. Dafür aber ſpukte es nun bei der Brücke um ſo ärger. Andres ließ ſo leicht Keinen ungeſchoren vorbei, und

---

Maltzahn und denen von Hahn geweſen ſein, und ſoll bei dieſer Gelegenheit der maltzahnſche Anwalt an den hahnſchen geſchrieben haben:

„Plück Du Dienen Hahn;
Ick plück mienen Moltzahn".

bald wurden Klagen über ihn von allen Seiten laut. Dem Einen hatte er die Pferde ſcheu, dem Andern den Wagen feſtgemacht. Dann wieder hatte er die Vorübergehenden mit Steinen geworfen, in den Haaren gezupft, ſich ihnen auf den Rücken gehängt und was dergleichen tolle Geſchichten mehr waren.

Doch der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er zerbricht. Einſt kam auch Peter mit ſeinem Sohne vorbeigeritten, um die Pferde nach der Weide zu bringen. Wol hatte er ſchon viel von dem Thun und Treiben des Andres bei der Grapenwerderbrücke gehört, aber er dachte nicht im Entfernteſten daran, daß ſich auch der Spuk an ihn, den mächtigen Geiſterbanner, wagen würde. Andres aber war eben ſo wenig gewilligt, ſeinen Gegner ſo leichten Kaufes vorbei zu laſſen. Als daher Peter ohne Arg und ganz unbeſorgt des Weges daher ritt und eben den Bannkreis betrat, warf ſich der erbitterte Geiſt auf ihn und ſetzte ihm ganz gehörig zu. Peter ſprang wol vom Pferde, um ſich ſo gut zu wehren, als es eben gehen wollte, aber er hatte ſeine ſchwarze Hand nicht bei ſich und ſo war ihm der Geiſt doch zu mächtig. Es währte auch nicht lange, da hatte der Barbier ſeinen Feind in den Graben hineingezogen und verſuchte nun alles Ernſtes, ihn in den weichen Schlick zu drücken und ſo zu erſticken. Peter gerieth in nicht geringe Gefahr, weshalb er ſeinem Sohne zurief: „Laß die Pferde, und ſchlag' den Hund auf den Kopf". Der ließ es ſich nicht zweimal ſagen, ſondern paukte aus Leibeskräften mit einem Knittel drauf los. Er traf auch, aber nicht den Geiſt, ſondern ſeines Vaters Kopf. Es fehlte nicht viel, daß der arme Mann ganz unterlegen wäre und kaum vermogte er noch ſeinem Sohne zuzurufen: „Laß doch das Schlagen, Junge, Du ſchlägſt mich ſonſt noch todt".

So rangen Peter und Andres eine ganze Zeit mit ein-

ander. Endlich gelang es denn doch dem Erſtern, ſich los zu machen und, wiewol ganz erſchöpft, auf's feſte Land und aus der gefährlichen Nähe des Bannkreiſes zu kommen. „So ſoll Dich doch dieſer und der", rief Peter voll Wuth, als er ſich etwas erholt und ſeine Kleider mit Hülfe ſeines Sohnes von dem anklebenden Schmutze befreit hatte, „ich will Dich lehren, ehrliche Leute foppen"; lief nach Hauſe und kehrte bald mit der ſchwarzen Hand und einem Sacke wieder zurück. Nun war es an dem Barbier, klein beizugeben. Aber da war an Gnade nicht zu denken. Er mußte, ſo ſehr er ſich auch ſetzte und ſträubte, in den Sack hinein, und nun gab's Zulage mit hundert Procent.

Als Peter endlich ſeiner Rachſucht Genüge gethan hatte, ſchwang er ſich den Sack auf den Nacken und brachte ſeinen Gefangenen nach dem Soltborn. Dort zog er ihm einen Kreis, den er fortan nie wieder überſchreiten durfte, und, ſo viel man weiß, auch nie überſchritten hat. Nur ein Mal hat er hernach noch von ſich reden gemacht, als der Ackersmann Kunz ihm beim Haken zu nahe kam.

Kunz beſaß nämlich am Soltborn ein Ackerſtück, das er erſt kürzlich käuflich an ſich gebracht hatte. Im Gegenſatze mit ſeines Vorgängers Wirthſchaft wollte er jeden Fußbreit Landes treulich benutzen. Dieſer aber hatte gar manche Ecke und manchen Winkel, und unter dieſen auch das zunächſt an den Soltborn grenzende Stück, niemals beackert. Als nun Kunz beim Haken an die zuletzt erwähnte Stelle, über welche ſich theilweiſe der Bannkreis erſtreckte, kam, wollte ihn der Barbier nicht weiter hacken laſſen. Da alles Bitten nichts half, warf Kunz zuletzt mit dem Beile nach ſeinem Widerſacher, um ihn aus dem Wege zu ſchaffen. Doch das half ihm blitzwenig. Für's Erſte traf er den Geiſt nicht, ſo oft er auch

warf, und dann fiel er selbst bei jedem Wurfe auf den Rücken. Er mußte zuletzt nur ganz von dem Haken an der betreffenden Stelle abstehen.

Dies Stück hatte übrigens noch ein Ackersmann mit angesehen, der auf einem etwas entfernten Ackerstücke hakte. Der glaubte aber nicht anders, als der Kunz wäre närrisch geworden; denn er sah wohl, daß Kunz warf, aber er sah nur Niemand, nach dem er warf, und das Possierlichste bei der ganzen Geschichte war ihm, daß Kunz bei jedem Wurf auf den Rücken fiel. Ganz erstaunt fragte er ihn deshalb, als sie zusammen kamen: „Varremann, wat harst Du doa bei den Soltborrn? Wat söll dat Schmieten eg'ntlich heeten? Ick hew doa doch Nümbs nich sehn!" „„Oh"", entgegnete dieser ganz mürrisch, „„„dat was de oll Feldscheer Andres, de satt doa un woll mi nich hak'n lat'n, un wenn'k na em schmeet, flög'd Biel ümma vörbie, un ick föll, as nich kloock, up'n Rück'n"""*).

„Das ist die Geschichte vom Feldscheer", schloß mein Gewährsmann, „und dies ist, meines Wissens, das letzte Mal, daß er Jemand beläſtigt hat. Vielleicht hat er nachher die lang entbehrte Ruhe endlich doch gefunden."

Die Keule unter dem Thore zu Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Zu Woldegk unter dem Thor,
Das jetzt heruntergerissen,
Sah eine Keule hervor,
Noch viel Leute davon wissen.

*) Gevatter, was hattest Du da bei dem Salzborn? Was sollte das Werfen eigentlich heißen? Ich habe da doch Niemanden gesehen!" „„Oh"",

An einer geweißten Wand,
Da ſtanden Worte geſchrieben,
Die, wie ein lodernder Brand,
Mir im Gedächtniß geblieben.

„Wer ſeinen Kindern giebet Brod
Und ſelbſt leidet Noth,
Den ſchlage man mit dieſer Keulen todt!“

Es lebte ein Ackersmann
In Woldegk vor vielen Jahren,
Mit Geld und Gut angethan
Und brav, ſchon in Silberhaaren.

Geſtorben war ihm ſein Weib,
Ein Sohn ſein einziger Sproſſe;
Da dünkt es dem Alten Zeit,
Der Sohn werd' der Güter Genoſſe.

Er giebt ihm ſein Geld und Vieh,
Das Haus und Hof und den Acker,
Wünſcht für das, was er verlieh,
Sein Sohn ſei dankbar und wacker.

Und dieſer, in großer Freud,
Hat bald eine Frau genommen;
Doch mit der iſt Weh und Leid
In's Herz des Alten gekommen.

---

entgegnete dieſer ganz mürriſch, „„das war der alte Feldſcheer — Barbier — Andreas, der ſaß da nnd wollte mich nicht hacken laſſen, und wenn ich nach ihm warf, flog das Beil immer vorbei und ich fiel, als nicht klug, auf den Rücken““.

In Frieden ging es ein Jahr,
Da war geſchwunden die Liebe;
Dem Alten wurde es klar,
Es fehlten dankbare Triebe.

In Kummer aß er das Brod,
Das kärglich ihm zugemeſſen;
An Kleidung litt er ſchon Noth,
Nicht ſchämte der Sohn ſich deſſen.

Man gönnt ihm kein freundlich Wort,
Es hatten's beſſer die Knechte;
Von frühe bis Abends fort
Für ihn nur gab es das Schlechte.

Da wankt er traurig einſt hin
Zum ſtädtiſchen Bürgermeiſter
Und klagt mit betrübtem Sinn,
Was ſeine Kinder für Geiſter.

Und dieſer, ein güt'ger Herr,
Holt, da nichts Rechtens zu machen,
Ein Beutlein mit Groſchen ſchwer,
Sucht ſeinen Muth anzufachen.

„Hier nehmt dies Beutelein,
Verſchließt es in Eure Lade,
Es ſind zwanzig Thaler drein,
Sie eb'nen Euch beſſere Pfade.

Holt mehrere Mal hervor
Sie täglich, daß Ihr ſie zählet,
Bald wird Eurer Kinder Ohr
Durch des Geldes Klang gequälet.

Sie ſpannen ſicherlich auf
Alsdann ganz andere Saiten,
Es wird Euren Lebenslauf
Noch einmal Freude begleiten".

Und dankend nahm auch das Geld
Der Alte und ſchritt nach Hauſe,
Am Leib verborgen er's hält,
Schafft's ſicher in ſeine Klauſe.

Dort raſſelt, wenn er dann weiß,
Daß nah' die hartherz'gen Kinder,
Mit ſeinem Gelde der Greis
Und zählt's und verſchließt's nicht minder.

Bald hören's Tochter und Sohn,
Es weckt ihnen eig'ne Gedanken;
Des Geldes lockender Ton
Macht ihre Geſinnung wanken.

Die Tochter darauf begann:
„„Der Alte ſcheint zu beſitzen
Viel Geld noch, Chriſtian,
Das müſſen für uns wir nützen.

Es wird am beſten wol ſein,
Damit das Geld wir einſt erben,
Ihm beſſere Pflege zu weih'n,
Bis an ſein baldiges Sterben"".

Und ſo ward's denn auch vollführt,
Etwas beſſer hat's der Alte.
Das Geld hat ihr Herz gerührt,
Das ſo habſüchtige, kalte.

Noch lebte einige Jahr
Der Greis in erträglicher Lage.
Doch eh' auf der Todtenbahr
Er läg', ihn zum Friedhof man trage,

Wollt er zum Beispiel gestellt
Sein und der Kinder Thun wissen,
Für Mit- und späte Nachwelt
Sollt's reden in das Gewissen.

Eine Keule unter'm Thor
Der Bürgermeister ließ hängen,
Von der Wand schauten hervor
Diese Worte, die so strengen:

„Wer seinen Kindern giebet Brod
Und selbst leidet Noth,
Den schlage man mit dieser Keulen todt!"

In den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts wurde das alte sogenannte brandenburger Thor zu Woldegk, worin die Keule mit der Umschrift sich befand, des Chausseebaues wegen niedergerissen. Die Keule hat man darauf unter eine ganz nahe dabei befindliche, gewölbte Brücke des Stadtgrabens aufgehangen, wo sie sich noch jetzt befindet.

Der räuberische Müller an der Jasnitz, einem Nebenflüsschen der Sude, zwischen Ludwigslust und Hagenow.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Zu den magersten Feldmarken, in der Heidebene des südlichen Mecklenburg's, gehört auch die des zwischen Ludwigs-

luſt und Hagenow, an der berlin-hamburger Eiſenbahn gelegenen Dorfes Strohkirchen. Der Getreidebau auf derſelben iſt nicht nur ein ſehr dürftiger, ſondern es fehlen auch alle Mittel, denſelben zu heben, indem auf dem ganzen Felde kein Spaten Lehm zu finden iſt, und dieſer ſowol, als auch der Mergel von den benachbarten Feldmarken geholt werden muß.

Darum iſt es auch nicht zu bewundern, daß dieſe Feldmark, von welcher ſich jetzt freilich über hundert Familien ernähren, noch in Erlen- und Birkenwaldung lag, als ringsumher ſchon blühende Dörfer empor geſtiegen waren.

Nur fünf Familien*), welche ſpäter auch die erſten Bauern dieſes Dorfes geworden ſind, hatten ſich in dieſer faſt undurchdringlichen Waldung angeſiedelt und dieſelbe an etlichen Stellen ſo viel gelichtet, daß ſie die nöthigen Nahrungsmittel zu gewinnen vermogten. Das Vieh aber trieb man in die Waldung hinein, wo es hinreichende Gräſung fand, und aus welcher es dann von ſelber zurück zu kehren pflegte.

Wenn die Ländereien dieſer Anſiedler auch an fünf verſchiedenen Stellen in der Hölzung lagen, ſo hatten ſie doch ihre Hütten in der Nähe eines Baches ſo nah als möglich bei einander gebaut, damit ſie nöthigenfalls ſchnell einander zu Hülfe kommen konnten; denn die ganze Gegend um dieſe Waldung her wurde damals von einem berüchtigten, räuberiſchen Müller, Namens Strohkark, ſehr beunruhigt.

Dieſer Müller, dem Raub und Wegelagerei die einzige Nahrungsquelle war, nnd welcher die Müllerei nur als einen

*) Die Namen dieſer erſten Familien, welche ſich noch in den nach ihnen benannten „Kampen“ — Feldſchlägen — erhalten haben, waren: Bick, Böck, Zanner — Zander, — Koß und Graack; man nennt ihre ehemaligen Aecker noch jetzt „Bicken-Kamp“; „Zanners-Kamp“ ꝛc.

Mantel über ſein eigentliches Thun und Treiben geworfen hatte, wohnte kaum tauſend Schritte oberhalb der gedachten Hütten und an demſelben Bache, woran dieſe lagen. Wußte der Müller auch, daß aus den Hütten nichts zu holen war, ſo mußte er doch Verrath von dieſer Seite her fürchten und darum darnach trachten, dieſelben aus ſeiner Nähe zu entfernen; daher das Schutz- und Trutzbündniß der Hüttenbewohner.

Allein letzteres erwies ſich als unnöthig; Strohkark ließ dieſe Leute ruhig wohnen. Vielleicht fürchtete er ſie nicht, vielleicht hoffte er auch, ſie mit in ſeine Bande zu ziehen. Ueberdies war er in ſeiner Mühle ſo wohl befeſtigt, daß kleine Haufen ihn nicht zu überwältigen vermogten, wenn er wirklich verrathen werden ſollte.

Das Haus des Müllers, an der damals noch viel bedeutenderen Jasnitz, — das iſt der Name dieſes Baches — war von großen Wällen umgeben, die auch heute noch nicht ganz verfallen ſind, und wurde ganz von dem Waſſer des Baches umfloſſen, wie ſolches jetzt noch an den Spuren eines aus der Jasnitz kommenden und wieder in dieſelbe führenden Grabens zu ſehen iſt. Ueber dieſen Graben führte eine Zugbrücke in die Wohnung des Räubers.

Zu dieſer Befeſtigung ſtanden dem Strohkark noch eine Stiege Arme ſeiner kampfgeübten Bande zu Gebot. Dieſe Bande war ihrem Hauptmann auf ſchnellen Pferden bei allen Raubzügen gefolgt und war auch bereit, wenn's ſein ſollte, Blut und Leben mit ihm zu laſſen.

Schien ein Kampf ihm und ſeinen 10 Müllergeſellen, — für welche ſie in den Augen der Welt gelten mußten, obgleich er gar keine Mahlgäſte hatte, — zu blutig werden zu wollen, ſo rief er zwei Unterhauptleute, jeden mit einer eben ſo ſtarken Bande, als die ſeinige, zu Hülfe. Ein Stoß in ein Horn

drang durch Dickicht und Heiden in das Ohr des einen Unterhauptmanns, der in der Jahnkenstädt bei Kuhstorf, in den Gewölben einer dort versunkenen Stadt die Befehle seines Herrn und Meisters erwartete und alle, durch wohlverstandene Signale erhaltenen Aufträge sorgfältig ausführte. Der Ton einer Pfeife aber brachte die Befehle zu den Ohren des andern Unterhauptmanns, welcher in der Saumburg, am Ufer der Sude bei Moraas, mit seinen Mannen versteckt lag. Dieser war einerseits ein ebenso bereitwilliger Diener seines Oberhauptmanns, wie er anderseits klug, tapfer, grausam und der Schrecken reisender Kaufleute und anderer reicher Leute, Unbemittelten aber ein gleichgültiger Nachbar oder Begleiter war.

Eine Bande von solcher Stärke und Güte vermogte schon etwas auszurichten. Sie brach in Wohnungen ein, die Festungen gleich waren, und widerstand bei solchen Gelegenheiten oft einem dreimal stärkeren Gegner. Glück machte unsern Strohkark kühner; er plünderte die damals noch zahlreicher in dieser Gegend vorhandenen Edelgüter und die Johanniter-Ordens-Comthurei am Saume der Waldung. Ja er wagte es endlich schon, die nicht sehr entfernt liegenden Klöster, Zarrentin und Eldena, zu besuchen, und alle dort vorgefundenen Werthsachen mit sich fort zu führen. Da mußten denn auch goldene und silberne Cruzifixe, Kelche und Becken mit dieser rohen Horde in die Mühle an der Jasnitz wandern. Kaufmannsgewölbe wurden in den benachbarten Städten geleert, und der Raub in einen der drei benachbarten Schlupfwinkel gebracht.

Andere Genossen der Bande, die im Lande umher lagen, benachrichtigten den Hauptmann von großen Geldsendungen und den Transporten kostbarer Güter, von welchen sie Kunde

bekommen hatten; und der ganze Trupp brach alsdann zu Pferde und wohlgerüstet dahin auf, und selten kam er unverrichteter Sache wieder heim.

Solche mit großer Kühnheit ausgeführten Raubzüge, die sich fast täglich wiederholten und wovon Kunde aus allen bedeutenderen Oertern des südwestlichen Mecklenburg's einlief, mußte die Polizei ernstlich besorgt machen und sie zwingen, die strengsten Maßregeln gegen den Räuber zu ergreifen. Aber wo sollte man ihn aufsuchen, man wußte weder seinen Aufenthalt, noch seinen Namen. Letzteren erfuhr man jedoch bald, als man erst wußte, daß die Mühle an der Jasnitz sein Aufenthalt war, was man dadurch erkundet hatte, indem man den Spuren seiner Pferde nachgefolgt war.

Mahlgäste hatten den Müller nie gehindert, und andere Leute waren auch nur äußerst selten nach seinem befestigten Wohnorte gekommen; es gab also nur sehr wenig Menschen, welche seine Feste kannten; unter denen aber, welche die Polizei dahin sandte, gab es solche gar nicht. Wie staunten daher diese Leute, als sie statt der gehofften verfallenen Mühle eine wohlbefestigte Burg vor sich sahen. Diese einzunehmen waren sie jetzt noch zu schwach, und sie mußten darum für diesmal wieder umkehren, um verstärkt die Belagerung beginnen zu können.

Strohkark, welcher durch auswärtige Genossen seiner Bande von Allem, was gegen ihn beschlossen wurde, Bericht erhielt, sah wol, daß er einer solchen Macht nicht widerstehen konnte; deshalb suchte er durch alle erdenklichen Mittel seine Feinde zu täuschen. Auf Pferden, welchen die Hufeisen verkehrt untergelegt worden, war er auf die Burg geritten, um also seine Feinde zu täuschen. Als diese aber dennoch zur Belagerung herangerückt waren, suchte er sie durch seine

Banden, die ihm in den benachbarten Höhlen bei Kuhſtorf und Moraas zu Gebote ſtanden, im Rücken zu beunruhigen. Durch Streifzüge, die er durch eben dieſe Banden ausführen ließ, gelang es ihm endlich, ſeinen Feinden den Wahn einzuflößen, daß nicht er, ſondern ein Anderer der gefährliche Räuber ſei. Und ſo geſchah es denn auch wirklich, daß die ihn belagernde Mannſchaft für diesmal wieder abzog.

Aber „die Katze läßt das Mauſen nicht", ſagt ein Sprichwort, unſerm Strohkark ging es eben ſo; denn auch er ließ das Rauben nicht.

Als man endlich die ſicherſten Beweiſe hatte, daß nur Strohkark und kein Anderer es ſei, der die Dörfer plündere, die Reiſenden überfalle und ſomit die ganze Gegend unſicher mache, da wurden von Seiten der Polizei die allerernſtlichſten Anſtalten zur Zerſtörung des Raubneſtes getroffen.

Jetzt ſah der Müller, daß ſowol Liſt als Gewalt vergeblich ſein würde, und er entſchloß ſich daher, auf etliche Zeit ſeine Wohnung zu verlaſſen. Nachdem er alle zuſammengeraubten Schätze wohlvergraben hatte, zog er mit der ihn umgebenden Mannſchaft über die Elbe in's Sachſen-Lauenburgiſche hinein. Zuvor aber übergab er das wunderbare Horn dem Unterhauptmann in der Jahnkenſtädt, und die Pfeife dem auf der Saumburg, und gebot beiden, ſich bis zu ſeiner Zurückkunft ruhig zu verhalten, damit die Aufmerkſamkeit der Polizei erſt von ihnen abgewendet werde.

Als nach Strohkarks Abzug das zu ſeiner Gefangennehmung ausgeſandte Heer anrückte, fand es, daß das Raubneſt leer war und auch leer blieb, obgleich es Wochen, ja Monate hindurch davor lag. Und ſo wurden denn alle weiteren Verfolgungen einſtweilen wieder eingeſtellt; und ſie ſind für immer eingeſtellt geblieben; denn der Müller iſt nie wieder nach ſeiner

Mühle zurückgekehrt, und Keiner weiß, wo und wie er abhanden gekommen.

Als so nun etliche Jahre verflossen und Strohkarl noch immer nicht wieder zurückgekommen war, da glaubten sich seine Unterhauptleute ihres Versprechens, in Betreff des sich Ruhigverhaltens, entbunden, deshalb nahmen sie dann ihr altes Handwerk wieder auf und wurden gefürchtete Wegelagerer. Doch trieben sie ihre Räubereien nicht in dem Maße, wie sie ihr Hauptmann jahrelang getrieben hatte.

Allein bei aller Vorsicht kam auch die Reihe an sie; auch sie wurden endlich aus dem Neste gejagt. Der Bewohner der Saumburg mußte der Gewalt unterliegen, sammt seiner Bande, denn Alle fielen, kämpfend für ihre Herberge und ihre Schätze, unter den Hieben eines gegen sie ausgerückten, vielfach stärkeren Haufens der durch sie so oft beunruhigten Landbewohner. Ein kleiner Theil dieser Bande, welcher in dem nahen Mörderberg versteckt lag, blieb zwar für diesmal noch verschont, wurde aber auch, nicht lange nach dem Falle der Saumburg, bei einem Einbruch ertappt und von den Landleuten mit Forken und Sensen niedergemacht.

Der Bewohner der Jahnkenstädt aber wurde durch ein Mädchen verrathen, welches er mit sich in seine Höhle genommen und zu seiner Frau gemacht hatte. Dieselbe traf nämlich einmal zufällig auf einer durch vieles Bitten errungenen Stadtreise mit ihrem Bruder zusammen und versprach demselben, ihm den Weg nach ihrem jetzigen Aufenthalte durch Streuen von Erbsen zu zeigen, da sie, kraft eines Eides, nichts darüber erzählen durfte. Freilich hatte der Wind die Erbsen bald mit Sand bedeckt, daß sie nicht zu finden waren, aber sie keimten nach einem Regen aus, und das grüngewordene Kraut

derſelben zeigte die Fährte, welche der Wind zuerſt verweht hatte. —

Alſo gelang es auch, die Höhle dieſes Räubers aufzufinden und zu zerſtören, wiewol mit einem Verluſte von zwei Menſchenleben; denn zwei Jäger, welche zuerſt in die Höhle gedrungen, waren von dem Dolche des Räubers durchbohrt worden. Uebrigens war der Anhang dieſes Banditen ſehr zuſammen geſchmolzen; die wenigen Leute, welche ihm noch zur Verfügung ſtanden, waren in dem Augenblick der Einnahme der Höhle gerade abweſend, wurden aber ſpäter, als ſie ſorglos in dieſelbe zurückkehren wollten, gebunden und nach Hagenow abgeführt.

Beim Durchſuchen dieſer Höhle fand man auch das ſo wunderſam ſtark tönende Horn und die Pfeife, vermittelſt welcher die Räuber ſich in ihrer Glanzperiode zwiſchen Jahnkenſtädt, Saumburg und Strohkark Zeichen gegeben und ſo in ſtetem Verkehr mit einander gelebt hatten.

Die Mühle Strohkarks verfiel, da ſie hinfort Niemand bewohnte, immer mehr, bis ſie zuletzt der Erde faſt gleich geworden iſt.

Jetzt ſtehen von der alten ſtrohkarkſchen Mühle nur noch die Pfähle, auf welchen das Rad geruht, aber ſie ſind faſt ganz abgefault und ragen nur etwa noch einen Fuß aus dem Waſſer hervor.

Eine neue Mühle iſt ſpäter von den ſchon genannten Bewohnern der in der Nähe liegenden Hütten, die fortan Strohkark*) hießen, etliche tauſend Schritte unterhalb der

---

*) Ob das jetzige Dorf Strohkirchen ſeinen Namen wirklich dieſem Müller zu verdanken hat, läßt ſich zwar nicht beſtimmt ſagen, iſt aber

alten, erbauet und die „neue Mühle“ genannt worden. Aber auch dieſe iſt ſchon lange nicht mehr. Der Name der Stätte jedoch, ſo wie viele Balken und Pfähle, die von den jetzigen Bewohnern Strohkirchens noch daſelbſt gefunden und verbraucht worden ſind, zeugen für die Wahrheit dieſer Sage.

Auch bei der alten Mühle ſteckt die Erde noch voll Balken und Bohlen, vielleicht auch noch voller Koſtbarkeiten, die der alte Müller, bei ſeinem ſchleunigen Wegzuge und beim Gedanken an Wiederkehren, daſelbſt, wer weiß wo und wie, verſteckt hat. Hat doch dort der Bach, unter andern Kleinigkeiten, in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts noch eine bedeutende ſilberne Schaale an's Ufer geſpült, welche aber leider für 50 Thlr. in die Hände eines Juden übergegangen ſein ſoll.

Beweiſe für das Vorhandenſein großer Schätze bei der alten Mühle will man ſehr viele haben. So erzählt man, als vor etwa 20 Jahren der jetzige Inhaber dieſer Stätte dort ein umgefallenes Pferd habe vergraben wollen, ſoll er, wegen der vielen, eng an einander liegenden Bohlen, nicht in die Erde hinein gekonnt haben. Er wäre ſomit gezwungen worden, auf einer andern Stelle, etliche Schritte von der vorigen, einen neuen Verſuch mit dem Graben einer Grube zu machen, was auch gelungen ſei. Da aber der Knecht, welcher mit dieſer Arbeit beauftragt worden war, die Grube tief genug gehabt, habe er ein Geräuſch unter jenen Bohlen gehört, ähnlich dem, welches entſteht, wenn Waſſer in einem hohlen

ſehr leicht möglich. Ebenſo möglich iſt es auch, daß derſelbe dem Dorfe deshalb beigelegt worden iſt, weil auf einem in dem jetzigen meybemſchen Grundſtücke gelegenen Kirchhofe eine mit Stroh gedeckte Kirche geſtanden haben ſoll, was den noch jetzt im Dorfe lebenden Alten oft in ihrer Jugend erzählt worden iſt.

Raum auf Metallplatten fällt. Er habe zwar mit dem Spaten verſucht, die Erde nach jener Richtung zu durchſtechen, da ſei ihm aber eine kleine Quelle entgegengeſtürzt, und der eigenthümliche Klang, welcher wie das Spielen einer Spieluhr geklungen und welchen auch der ſchnell herbeigerufene Hauswirth vernommen habe, ſei vorbei geweſen. Man habe aber nicht weiter nachgraben wollen, weil man gefürchtet, ſich vor den Dorfbewohnern lächerlich zu machen.

Daß in der Nähe des Baches auf einer Stelle kein Backofen hat ſtehen wollen, ſondern ſtets wieder eingefallen iſt, nachdem man ihn etliche Male geheizt hatte, ſchiebt man ebenfalls auf einen hier verborgenen Schatz. Ebenſo ſoll in der Franzoſenzeit ein aus Möllen ſtammender Soldat es deutlich gemacht haben, daß die Unfruchtbarkeit eines großen, nicht fern von dem Mühlenplatze ſtehenden Birnbaums nur allein von einem ſich unter ihm befindenden Schatze herrühre. Derſelbe ſoll auch verſprochen haben, den Schatz heben zu helfen, allein er hat mit Napoleon nach Rußland müſſen und iſt nicht wieder zurückgekehrt.

Alte Leute behaupten auch, Geldfeuer geſehen zu haben, woran die jungen aber nicht recht mehr glauben wollen.

Der Klatthammel in der roſtocker Heide bei Roſtock.

(Von E. Wolff, Paſtor zu Röverhagen.)

Vor Zeiten hüteten Hirtenknaben die Pferde des Nachts in der roſtocker Heide. Einige derſelben hatten ihren Weideplatz für die Pferde in der Nähe eines Bruches — Sumpfes. — Der Kälte wegen, machen ſie ſich ein Feuer an.

Um Mitternacht kommt aus dem nahen Bruche immer eine von Waſſer triefende Geſtalt, welche die Jungens deswegen Klatthammel geheiſſen haben.

In einer Nacht iſt ein Jäger bei ihnen. Jenes Weſen kommt wieder an und wirthſchaftet da bei ihnen herum, wovor ſie ſich nicht mehr gefürchtet haben, weil es ihnen nie etwas zu Leide gethan hat.

„Was iſt das?“ fragt der Jäger. „„Oh, das iſt unſer Klatthammel,““ ſagen die Hirtenknaben.

„Wo willſt Du Geſchöpf hier hin?“ ſagt der Jäger. „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes gebiete ich Dir, das Du zur Ruhe gehſt!“ „„Das wollt ich auch nur hören,““ antwortet es, und iſt darauf nicht wiedergekommen.

Die geraubte Frau aus Sülsdorf bei Schönberg.

(Von J. F. L. Bohn zu Demern.)

In Sülsdorf, ein Dorf an der ſchönberg-lübecker Chauſſee, war vor vielen Jahren ein Bauer, deſſen Frau verſchwand plötzlich. Nun ging das Gerücht, die Unterirdiſchen hätten ſie in ihre Berge geſchleppt.

Nach langen Jahren fuhr einmal der Bauer nach Lübeck, und als er des Abends zurück kam, ſah er ſeine Frau an einem Berge ſitzen mit einem unterirdiſchen Kinde auf dem Schooße.

Er hörte ſie ſingen mit ihrer klaren, ſchönen Stimme, damit ſie ſo oft ſeine Kinder in den Schlaf geſungen hatte, und daran erkannte er ſie.

Der Bauer rief: „Moder, büſt Du hier?“*) und ging näher heran. Da ſagte ſie: „„„Vader, lat mi nu man hierblieben, ick bün de Spies bi Juch nu nich mehr wennt!“ “**)

Dennoch zwang er ſie mit ihm zu kommen, aber ſie iſt bald darauf geſtorben.

Wie der Name der Blutstrasse in Rostock entstanden sein soll.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Wie manche Orte die Entſtehung ihres Namens irgend einer merkwürdigen Begebenheit verdanken, die dort ſich ereignete, ſo iſt es auch mit der Straße in Roſtock, die vom neuen Markte nach dem Hopfenmarkte führt, der Blutſtraße. Solche Beilegungen von Namen gleichen etwa der Aufrichtung von Denkmälern, die theils ja beſtimmt, das Andenken an berühmte, um das Gemeinwohl beſonders verdiente Männer recht friſch zu erhalten, theils auch den nachkommenden Geſchlechtern immer und immer wieder die großen Thaten der Väter in's Gedächtniß zurückzurufen. — Wir wollen nun aber

*) „Mutter, biſt Du hier?“

**) „„Vater, laß mich nun nur hierbleiben, ich bin die Speiſe bei Euch jetzt nicht mehr gewohnt!“ “

hören, was uns die Sage über den Urſprung des Namens der Blutſtraße Merkwürdiges berichtet:

Es iſt ſchon lange her, ſo erzählt die Sage, da belagerten einmal die Kaiſerlichen die gute Stadt Roſtock.*) Dieſe war dazumal eine ziemlich ſtarke Feſtung; und umher, ſoweit die Warnow nicht reichte, war ſie durch hohe Wälle mit tiefen Wallgräben, durch Mauern und Thürme geſchützt. Von den vier mächtigen Baſtionen, ſowie von den Wällen ſtarrten viele Feuerſchlünde, die den Stürmenden Tod und Verderben drohten; und der Muth der tapfern Bürger war auch keine ſchlechte Wehr. Wochenlang hatte auch ſchon der Feind vergebens die Kraft ſeiner Geſchütze an den feſten Mauern erprobt, und ſchon mancher Sturmlauf war unternommen; aber die Wachſamkeit und der beharrliche Muth der Bürger hatten alle Anſchläge und Unternehmungen des Söldnerheeres vereitelt, und die Mauern wollten ebenſo wenig den Kugeln derſelben weichen; denn was man am Tage einſchoß, wurde während der Nacht in aller Stille wieder aufgemauert.

Den kaiſerlichen Truppen, Gemeinen wie Anführern, verging ſchier der Muth, länger mit dem Kopfe gegen die Wand zu rennen; und viele der Oberſten riethen, man ſolle doch lieber unverrichteter Sache abziehen, als noch länger ſo nutzlos Munition und Leute opfern und alſo laſſen, was doch nicht zu nehmen. Die Mehrzahl ſchien auch geneigt, hierauf einzugehen; da machte Einer den Vorſchlag, man möge doch verſuchen, ſich nach der Stadt durchzuminen, vielleicht gelänge das, dann könne man ja bei Nachtzeit durch dieſen Gang in die Stadt einbrechen und zugleich ſtürmen, und ſie ſo unver-

*) Vielleicht während des dreißigjährigen Krieges, wo Roſtock 1629 von den Kaiſerlichen belagert wurde? Der Herausg.

ſchens überrumpeln. Das leuchtete Allen ein; und da in des Kaiſers Heer ſich viele gute Mineurs und Bergleute befanden, die ſich auf das Geſchäft des Maulwurfs vortrefflich verſtanden, ſo ſchritt man gleich rüſtig an's Werk.

Die Marienkirche hatte man zum Ausgangspunkt beſtimmt und zwar ſollte der Minen-Gang in derſelben münden. Damit man aber ja nicht Richtung und Ziel verfehle, ſo wurden vorher erſt die genaueſten Beobachtungen und Berechnungen angeſtellt.

Doch irren iſt menſchlich. So erging es auch den lieben Leuten des Kaiſers. Die Richtung hatten ſie zwar ganz genau inne gehalten, aber im Ziele hatten ſie ſich doch verrechnet.

Unausgeſetzt, Tag und Nacht, hatte man an dem Werke gearbeitet. Um bei den Belagerten keinen Argwohn zu erwecken, unternahm man dann und wann Scheinangriffe. — Endlich glaubte man ſich dem Ziele nahe. Wie das aber gewöhnlich zu geſchehen pflegt, ſo wurde man auch hier eifriger und ſicherer, je mehr die Arbeit ſich ihrem Ende nahete. An ein Mißlingen dachte Niemand; dazu waren ja die Berechnungen zu genau und zu richtig, und darum beobachtete man zuletzt kaum noch die allernöthigſte Vorſicht.

Wiederum hatte man die ganze Nacht gearbeitet. Der Gang war fertig. Es galt nur noch eine verhältnißmäßig geringe Erdſchicht wegzuſchaffen und die etwa oben aufliegenden Steine wegzunehmen, dann befand man ſich mitten in der ſo lange vergeblich belagerten Stadt und konnte, nach leichter Mühe und Arbeit, endlich Erſatz finden, für die langen Entbehrungen und Beſchwerden des Lagerlebens. Das Herz der rohen Soldaten jubelte beim Gedanken an die nahe

gewinnreiche Plünderung; nur mit Mühe hielt man den lauten Ausbruch zurück.

Es war früh Morgens, als die letzten Arbeiter aus dem unterirdischen Gange zurückkehrten. Bis Mittag wurde gerastet. Dann, als man erwarten durfte, daß kein Gottesdienst in der Kirche stattfinden würde, wurde eine neue Abtheilung hineinbeordert. Diese sollte die letzte Hand an's Werk legen, nach beendeter Arbeit die Oeffnung einstweilen wieder mit den Steinen verdecken, und in aller Stille zurückkehren. „In der nächsten Nacht," so wurde bestimmt, „soll dann ein Haufe durch den Gang in die Stadt einbrechen, indeß wir Uebrigen stürmen, damit wir sie so überrumpeln und ihr alles Unheil vergelten." Aber der Herr gedachte es gar viel anders; Er machte ihren Anschlag zu nichte.

Wie schon gemeldet, hatten die Rechenmeister im Belagerungsheere, was die Entfernung betrifft, sich denn doch nicht wenig geirrt. So geschah es, das die Erdwühler nicht im Innern der Marienkirche, wie sie gewollt, sondern auf offener Straße, an der Ecke der Faulengrube und der heutigen Blutstraße, der Heiligengeist-Kirche gegenüber, wieder an die Oberwelt gelangten.

Vielleicht wäre es den guten Leuten gelungen, sich unbemerkt wieder in's Dunkele zu verziehen; denn es war gerade Mittagszeit und Alles auf den Straßen still, weil die meisten Einwohner beim Mittagsbrode saßen, oder ein süßes Schläfchen hielten und Keiner an die drohende Gefahr dachte. Aber sie sollten nicht so ganz mit heiler Haut davon kommen; denn der Herr fügte es so, daß gerade in diesem Augenblicke ein Trupp kräftiger, muthiger Männer hier vorbeikommen mußte. Dies waren Träger.

Digitized by Google

Die Träger*) wandten dazumal beim Transport der Waaren noch keine Wagen an. Sie trugen vielmehr die Kaufmannsgüter, die für einen zu schwer waren, je zwei und zwei hängend an einer mehrere Fuß langen, dicken hölzernen Stange — „Weef'boom," — wie ehedem die Kundschafter ihre Traube. Diese Leute hatten Waaren aus einem Schiffe in die Stadt nach dieser Gegend gebracht und wollten nun auch zur Mittagsstunde heimgehen; da, als sie eben die oben erwähnte Stelle passiren, versinkt plötzlich ein Stück des Steindammes und aus der Oeffnung kommt ein feindlicher Soldatenkopf zum Vorschein.

Ich weiß nicht, wer am meisten erschrocken war, der Soldat oder die Träger, aber so viel weiß ich, daß diese sich nicht besannen und jener sich nicht besinnen konnte. Im Nu hatte er einen Schlag weg, daß er schneller versunken wäre, als er gekommen war, hätten ihn nicht im selben Augenblicke zwei handfeste Träger beim Kragen gepackt, herausgezogen und bei Seite gebracht. Während deß waren die übrigen zurückgetreten und warteten, ob nicht noch mehr Köpfe zum Vorschein kommen würden. Als aber der drunten, der nun der Oeffnung zunächst war, merkte, daß sein Vordermann ihm Luft gemacht hatte, kroch er ihm eiligst nach, wollte sehen, wo er geblieben und steckte auch den Kopf aus dem Loche heraus. Das bekam ihm aber gar schlimm, denn in demselben Augenblicke erhielt er von hinten einen Schlag, daß ihm Hören und Sehen verging; und ebenso erging es allen, die sich noch im Gange befanden und deren waren nicht wenige,

*) Das Amt der Träger ist uralt; schon in den ältesten Nachrichten über Rostock wird ihrer erwähnt. Die alte Fahne dieser Innung zählt auch schon ein Alter von ein Paar Jahrhunderten.

denn aus dem Lager hatten ſich noch viele Voreilige und Neugierige, und unter dieſen mancher Officier, in den Gang geſchlichen. Erſt die Letzten, welche man vom Lager aus, beunruhigt über das lange Außenbleiben der Arbeiter, nachſchickte, merkten, was vorging, und entzogen ſich einem gleichen Schickſale eiligſt durch die Flucht.

Droben aber hatten die Träger mit wilder Luſt das Werk des Hinſchlachtens gehandhabt und waren hierin getreulich von der herbeiſtrömenden Menge unterſtützt worden. Wie viele der Erſchlagenen geweſen ſind, meldet die Sage nicht; ſie erzählt nur, daß man in der Blutſtraße bis an die Knöchel

---

Vielfach und eigenthümlich ſind die Pflichten und Obliegenheiten, aber auch die Gerechtſame und Freiheiten der Träger. Die Hauptaufgabe derſelben iſt nun, ſämmtliche zu Waſſer angekommenen Sachen — gleichviel ob Kaufmannswaaren, oder Privatleuten gehörig —, ebenſo auch die zu Schiffe fortgeſchickt werdenden Güter von und nach dem Strande zu transportiren. Selbſt wenn auch die betreffenden Empfänger oder Abſender eigenes Fuhrwerk haben, ſo dürfen ſie ſich doch nicht ſelbſt ihr Eigenthum aus dem Schiffe holen, oder an Bord deſſelben bringen laſſen; thäten ſie dies aber dennoch, ſo müſſen ſie doch den Trägern ihre volle Gebühr zahlen, ſowie noch obenein eine Strafe dazu. Ebenſo iſt es auch ein ausſchließliches Recht der Träger, daß ſämmtliches Bier den Bürgern nur durch ſie zugeführt werden darf ꝛc. Stirbt einer der Träger, ſo hat er die Glocken frei; auch für das Grab ꝛc. ſind keine Gebühren zu zahlen, „die ſonſt ja bekanntlich in Roſtock ſo ſehr hoch ſind.“ Nach dem Tode des Mannes bleibt die etwa hinterbliebene Trägerwittwe doch noch immer in Brod; denn auch ſie bekommt noch denſelben Antheil vom Verdienſte, als wäre der Mann am Leben. Ferner ſind die Träger gänzlich frei von manchen ſtädtiſchen Abgaben, als z. B. Schoß, ꝛc.; dafür müſſen ſie aber auch bei jedem in Roſtock entſtehenden Feuer ſogleich bei der Hand ſein und helfen, ſo auch unentgeldlich die Kirchhöfe ausbeſſern und bei feſtlichen Gelegenheiten die Stadtkanonen auf den Wällen abfeuern, ꝛc. ꝛc. Der Herausg.

Digitized by Google

im Blute gewatet habe, und das mag auch hinreichen, uns einen Begriff von den Gräueln dieſer Scene zu geben.

Die Kaiſerlichen aber, müde gemacht durch die Ausdauer der Bürger, niedergeſchlagen über den ſchlechten Erfolg ihrer Unternehmungen und erſchreckt durch das gräßliche Blutbad, brachen ſchleunigſt auf und zogen in großer Eile von dannen. Die muthigen Bürger ſetzten ihnen auf der Straße nach Schwaan nach. Dort aber brachen die Einwohner die Brücke, welche über die Warnow führt, im Einverſtändniſſe mit den Roſtockern ab, und drangen, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machend, auf den Feind ein, alſo, daß die Meiſten durch's Schwert oder in den Fluthen der Warnow den Tod fanden.

Der liebe Leſer wird nun ſchon wiſſen, warum man die Blutſtraße alſo benannt hat.

Die Stelle, wo die Kaiſerlichen zum Vorſchein kamen, bezeichnete man zum Andenken mit einem breiten Steine. Jetzt iſt derſelbe freilich nicht mehr vorhanden, aber es giebt noch Viele in Roſtock, die ſich ſeiner recht gut zu entſinnen wiſſen. Er lag etwa dort, wo jetzt die Pumpe an der Ecke der Blutſtraße und Faulengrube, der Buchdruckerei gegenüber, ſteht, welchen Ort man früher allgemein mit dem Ausdrucke „bi'n breeden Steen“ *) zu bezeichnen pflegte.

Den Trägern aber wurde für ihren Muth und die dadurch bewirkte Rettung der Stadt die Vergünſtigung zu Theil, daß ſie alljährlich am zweiten Pfingſtfeiertage, nach beendigtem Gottesdienſte und nach Verleſung ihrer Amtsrolle im Gewette,**) unter Begleitung des Stadtwachtmeiſters und mehrerer Stadtſoldaten, als Ehrenwache, und unter Voran-

*) Bei dem breiten Stein.

**) Das Zunftgericht für Roſtock.

tragung ihrer Fahne vom Rathhause auf dem neuen Markte in feierlicher Prozession nach ihrem Amtshause oder Schütting in der langen Straße ziehen dürfen, woselbst ihnen von Stadtwegen eine bestimmte Menge Bier aufgelegt wird, um sich daran, in Erinnerung an die That ihrer Vorfahren, gütlich zu thun.

Warum die Tollense bei Neubrandenburg vor Weihnachten nicht zufriert.

(Von F. C. W. Jacoby, zu Neubrandenburg.)

Des Winters Strenge deckt das Land,
Des Eises Plan beut festen Stand;
Froh tummelt sich der Knaben Schaar
Auf sicher'm Eise, blank und klar.

Alsbald, da jede lange Nacht
Die feste Decke dicker macht,
Sind auch die Fischer ausgerückt,
Ob nicht ein Eisfang ihnen glückt.

Mit Rüstzeug, Eissporn, Axt und Netz
Geht's kreuz und quer den See anjetzt;
Das Garn sinkt lockend auf den Grund,
Geschlagen hat manch' Fischleins Stund'.

Es folget Zug ſich nun auf Zug,
Den Fiſchern doch wird's nicht genug,
Sie ſchonen nicht den Tag des Herrn,
Die Netze hin und her zu zerren.

Das heil'ge Chriſtfeſt bricht heran,
Die Fiſcher ſind auf Eiſes Plan;
Der Glocken feſtliches Geläut
Mahnt ſie, das Weihnachtsfeſt ſei heut.

Doch aber iſt die Gier zu groß,
Zu wühlen in des Sees Schooß
Und reichen Fiſchzug noch zu thun,
Wenn And're loben, beten, ruh'n.

Da naht der Herr den Frevlern ſich,
Daß ſcheu die Schaar vom Fiſchfang wich,
Und ſtrafend ſpricht er dieſes Wort:
„Sogleich begebt vom See Euch fort!

Weil Ihr das Heilige entweiht
Und heut' zu fiſchen Euch nicht ſcheut,
So ſoll's vor Weihnacht nie geſchehn,
Daß Ihr zum Fang auf's Eis könnt gehn!“

Weshalb die Wächterglocke jetzt nicht mehr in Röbel gezogen wird.

Wie's noch heut' zu Tage in vielen Orten des In- und Auslandes geschieht, so war's früher auch in Röbel auf der Neustadt Sitte, des Abends, wenn die Wächter ihren nächtlichen Umgang durch die Straßen der Stadt begannen, die sogenannte Wächterglocke zu ziehen. Seit vielen Jahren aber schon ist dieser alte, schöne Brauch in Röbel gänzlich abgekommen. Weshalb dies eigentlich geschehen, darüber erzählte mir ein alter Mann eine gar wunderliche Geschichte.

Einer der Nachtwächter Röbel's hatte nämlich früher das Amt, sobald er und seine Kameraden auf die Wache gezogen waren, die in dem Thurme der neustädter oder St. Nikolai-Kirche hängende Wächterglocke zu läuten, um dadurch gleichsam den friedlichen Bewohnern der Stadt anzuzeigen, daß sie sich jetzt unbesorgt zur Ruhe begeben könnten, indem sie, die treuen Wächter, jetzt für Alle wachten, um das gute Städtchen während der Nacht vor Feuer und Unglück zu bewahren.

Als nun eines Abends wieder der Wächter, wie gewöhnlich, zur bestimmten Zeit in den Thurm getreten war, um sein Amt zu verrichten und eben das dort von der Wächterglocke herunterhängende Tau in die Hand nehmen wollte, war es ihm, als zöge ihm Jemand dasselbe von oben neckisch aus der Hand. Anfänglich hielt er dies zwar für Täuschung, dennoch aber faßte er recht derbe nach dem Reife und siehe da, wieder wurde dasselbe in die Höhe gezogen.

Unser gute Wächter aber verstand keinen Spaß, deshalb erfaßte er mit großer Kraft den Strick, in der sicheren Meinung,

wenn ſich auch wirklich Jemand da oben verſteckt habe, um ihn zu necken, ſo wolle er demſelben wol beweiſen, daß er doch noch mehr Macht wie Jener habe und die Glocke dennoch ſchon in Schwung bringen werde. Doch ſo oft und ſo viel er auch zog, obgleich er ſich auch mit voller Leibeskraft an das Tau hing, er wurde doch immer wieder, als ſei er leicht wie eine Feder, mit demſelben in die Höhe gezogen.

Da ward's unſerm Wächter ganz unheimlich zu Muthe, denn jetzt merkte er es wol, daß er es hier nicht mit einem irdiſchen Weſen zu thun habe; und ohne ſeine Abſicht zu erreichen, ohne die Glocke geläutet zu haben, mußte er endlich den Thurm verlaſſen.

Als der Wächter am nächſten Abend wieder kam, um die Glocke zu läuten, ging's ihm wieder ſo, wie am Tage zuvor, und wieder mußte er unverrichteter Sache davon gehen.

Da erzählte er denn ſeinen Kameraden, den neuſtädter Predigern und noch vielen alten, klugen und weiſen Leuten, was ihm paſſirt war. Allgemein rieth man nun dem Wächter, wenn's ihm am nächſten Abende wieder ſo ergehe, den Geiſt, oder was es da oben ſonſt ſeien möge, doch einmal anzureden.

Der dritte Abend kam, und mit ihm die Stunde des Läutens der Wächterglocke.

Viele Leute begleiteten den alten Nachtwächter, als er nach dem Thurme ging. Gefaßt ergriff derſelbe hier das Tau, ſogleich aber wurde er wieder mit demſelben in die Höhe gezogen. Da rief er denn, eingedenk der ihm gewordenen Rathſchläge, mit lauter Stimme hinauf: „Wißt Du lürr'n, ora ſall ick lürr'n? ſönſt will ick 'a van gahn!“ *)

*) „Willſt Du läuten, oder ſoll ich läuten? ſonſt will ich davon gehen!“

Aber keine Antwort erfolgte hierauf, und nur von Neuem wurde der Wächter in die Höhe gezogen. Da ergriff Alle ein Grauſen, und ſich bekreuzend liefen ſie davon.

Niemand wollte nach dieſer Begebenheit wieder des Abends in den Thurm gehen, um die Wächterglocke zu ziehen; und ſo ſoll denn ſeit dieſer Zeit das Läuten derſelben ganz aufgehört haben.

Einige behaupten aber auch, das Läuten der Wächterglocke in Röbel ſei einfach nur deshalb unterblieben, weil dieſelbe einen bedeutenden Riß bekommen, und die nur arme neuſtädter Kirche nicht das Geld daran hätte wenden wollen, die Glocke umgießen zu laſſen.

Der Juchhans bei Bresegard unweit Pagenow.

(Von J. J. F. Gieſe zu Strohkirchen.)

Vor etwa zwanzig Jahren vernahm der Reiſende, wenn er in einer ſtillen Herbſtnacht den Weg von Ludwigsluſt nach Boitzenburg machte und bis in die Gegend ſüdlich von Breſegard gekommen war, ein durchdringendes, ziemlich anhaltendes, im höchſten Tenore gerufenes „Juch!“ Sagte er ſolches, der Meinung, daß es der Hülferuf eines Verunglückten ſei, in dem Dorfe Groß-Krams an, ſo erfuhr er, daß das der Schrei eines Geſpenſtes ſei, welches ſchon ſeit Mitte vorigen Jahrhunderts faſt immer, beſonders in den ſtillen Herbſtnächten, auf der

ſüdlichen Feldmark Breſegard's ſein „Juch" und andere unverſtändliche Worte erſchallen laſſe, und ſowol alle Umwohner, als Fremde in Furcht und Schrecken ſetze.

Hunderte von Geſchichten wußte man gewöhnlich von dieſem Geſpenſte zu erzählen. Nach der Ausſage eines alten Brettſägers, Namens Roß, der es einmal in einer hellen Vollmondnacht in dem Schmachting, einem Haufen Tannen am Wege von Groß-Krams nach Breſegard, geſehen hatte, da es ihm in einer Entfernung von etwa zehn Fuß vorbeigeſchritten war, ſollte es in der Geſtalt eines alten, gebückten Mannes, in geſtreifter Kniehoſe, geſtreifter Jacke und weißer Schlafmütze, feſten Schrittes durch die Felder eilen und nicht „Juch," wie man gewöhnlich vernehme, ſondern „Huut! hier geht dei Scheir!" *) geſchrien haben, und ſolches ſo gellend, daß ihm ſein Kopf zu platzen gedroht habe. Andere beſtätigten dann gewöhnlich dieſe Ausſage, da auch ſie ihn in ähnlicher Kleidung geſehen haben wollten.

Alle aber pflegten ſolchen Reiſenden dann zu beglückwünſchen, denn ſelten ſoll Einer ungeſchoren davon gekommen ſein, faſt immer hat er ſie irre, oft ſogar in Sümpfe und Teiche geführt. Beſonders ſoll er dieſe Tücke gezeigt haben, wenn Reiſende oder Andere es verſucht hatten, ſeine Stimme nachzuahmen.

Als einmal beim Flachsbrechen ein ſich durch Muthwillen auszeichnender junger Mann, trotz des Abrathens aller Uebrigen, es verſuchte, denſelben Ton hervor zu bringen, den er aus weiter Ferne vom Juchhans gehört, hat Letzterer, nachdem er ſchon durch ſein immer deutlicher und ſtärker werdendes

*) „Hört! hier geht die Scheide!" — Grenze. —

„Huut“ ſein Kommen angezeigt hatte, die ganze Geſellſchaft aus einander gejagt, den muthwilligen Knecht aber beim Ueberſpringen eines Zauns ergriffen, ihn etliche Male gegen denſelben geſchleudert und darauf laufen laſſen.

Einem mit einem Mehlſack auf der Karre von der Mühle kommenden Tagelöhner, der dem Juchhans auch nachgeſchrien, hat er ſich auf die Karre geſetzt. Da ihn dieſer aber, als er ihn ſeiner Schwere halber nicht weiter karren konnte, herunter geworfen, iſt er ſtets hin und her über die Karre geſprungen, und hat dieſelbe beim Ueberſpringen mit umgeriſſen, bis ihm endlich ein Kreuzweg dieſes kurzweilige Spiel weiter zu treiben verboten hat.

Eine Geſellſchaft Kruggäſte, der es einmal eingefallen war, ihn muthwilliger Weiſe durch ihr Nachjuchheien heran zu rufen, hat er dafür die ganze Nacht nicht aus dem Kruge gelaſſen, indem er ſtets vor Thür und Fenſter auf und nieder ging und ſein „Huut!“ in's Haus hinein kreiſchte.

Leuten, welche aus den benachbarten Dörfern gekommen ſind, iſt er oft auf die Schulter geſtiegen und hat ſich bis zum nächſten Kreuzweg tragen laſſen.

Dieſe und viele andere Geſchichten erfuhr der Reiſende alsdann, ohne daß er beſonders darnach fragte. War er aber ein Freund ſolcher Erzählungen und fragte nach Grund und Urſprung dieſer Erſcheinung, ſo wußte man ihm auch ſolches mit großer Umſtändlichkeit zu erzählen.

Vor etwa hundert Jahren und noch wol früher, ſo erzählte man dann, lagen die korntragenden Felder, welche man jetzt zwiſchen Strohkirchen und Breſegard gewahrt, noch in Brink und Heide und waren weiter nicht zu gebrauchen, als zu Vieh- und Schafweiden, welchem Zwecke ſie denn auch Hunderte von Jahren dienen mußten.

Etwa die Hälfte dieſer Fläche gehörte nach Krams und das Uebrige nach Breſegard.

War auch anfangs wol die Grenze beider Feldmarken bezeichnet, ſo wurde dieſelbe doch endlich verwiſcht, indem die Hirten beider Orte ſich nicht um ſie kümmerten, ſondern ihre Heerden weideten, wo die meiſte Nahrung zu finden war.

So konnte es denn kommen, daß Niemand die eigentliche Scheide zwiſchen beiden Feldmarken mehr kannte, ja daß die ganze Fläche als Commune angeſehen wurde, die beiden Dörfern gemeinſchaftlich gehörte und darum auch gemeinſchaftlich benutzt werden durfte.

Jedoch die Zeiten änderten ſich. Krams wurde größer. Es ließ ſich dort ein Arbeitsmann nach dem andern nieder, und jeder derſelben beanſpruchte eine Ackerkavel. Da man zu dieſem Zwecke keine Ackerfläche reſervirt hatte, ſo war man gezwungen, ſeine Zuflucht zu der ſchon gedachten Communweide zu nehmen.

Zu dieſem Behufe war es wünſchenswerth, daß eine Ausgleichung mit Breſegard ſtattfand, und die ſchon lange gemeinſchaftlich benutzte Weide wieder getrennt und jeder Dorfſchaft das Ihrige zugewieſen wurde.

Breſegard erklärte ſich einverſtanden. Als jedoch angetragen wurde, zu gleichen Theilen in die Weide zu gehen, da man die eigentliche Grenze nimmer würde ermitteln können, weil keine Feldmarkskarten vorhanden wären, widerſetzte ſich Breſegard ſolcher Theilung auf das Ernſtlichſte, denn es hatte bisher ſtets die größten Viehheerden auf die Weide getrieben.

Allein Krams ließ nicht nach und ſo mußten ſich die Breſegarder ſchon fügen.

Als aber auch von den Gerichten die Scheide mitten durch die Weide gezogen werden ſollte, widerſetzten ſie ſich aufs Neue

und behaupteten, daß die eigentliche Grenze viel weiter nach Krams hinan gelegen habe. Es traten ſogar Leute aus Breſegard auf, welche vorgaben, die alte Grenze genau zu kennen, da ſie ihnen von ihren Vätern oft gezeigt worden war, mit dem Bemerken: „Hier hat Breſegards Feld ein Ende!“

Die Gerichte mußten Notiz von ſolchen Ausſagen nehmen, obwol ſie einſehen konnten, daß ſolches eine offenbare Unwahrheit ſei, denn die von dieſen Leuten bezeichnete Grenze lag keinen Steinwurf von dem Dorfe Groß-Krams.

Krams konnte gegen ſolche Ausſagen nichts machen, es konnte nicht mit Gegenbeweiſen kommen, weil die älteſten Leute des Dorfs die Grenze nicht kannten, auch deren Väter und Großväter ſie nicht mehr gekannt hatten.

Jahre waren ſchon mit dieſen Streitigkeiten vergangen und noch immer war das eigentliche Urtheil nicht geſprochen. Da erbot ſich ein Hauswirth aus Breſegard, zu ſchwören, daß ſeine und vieler Breſegarder Ausſagen durchaus auch die Ausſagen ihrer Väter wären, wie ſie ſolche wol hundertmal gehört hätten. Und er ſchwur es.

Solcher Schritt machte denn allen Streitigkeiten ein Ende, aber er brachte auch Krams um ein Viertheil ſeiner Feldmark und um das Ganze ſeiner Viehweiden, und zwang es, alle in den Jahren der Prozeſſe entſtandenen Koſten zu bezahlen.

Der Hauswirth aber, der dieſen Schwur geleiſtet hatte, fand keine ruhige Stätte mehr auf Erden; unſtätt und menſchenſcheu durcheilte er oft tagelang die mit dem Heil ſeiner Seele erkaufte Weide; ſelbſt Nächte verbrachte er hier in ſtillem Brüten. Jedoch ſolche Gewiſſensſtrafe war für ihn nicht groß genug, ein höherer Richter verdammte ihn zum „Scheirperr'n“ *) nach ſeinem Tode.

*) Scheidetreten — Grenzetreten. —

Seit jenem Herbſtmorgen, wo man denſelben todt in der Weide fand, wandert ſeine Geſtalt allnächtlich, beſonders um die Zeit ſeines Schwurs, welches auch ſeine Todeszeit iſt, über die richtige Grenze und ſchreit ſein: „Huut! hier geht dei Scheir!“ *)

Vor etwa zwanzig Jahren ſoll es einem Geiſterbanner aus Eldena gelungen ſein, die Erſcheinung zu verbannen, jedoch nur ſo lange dieſer lebte; jetzt da derſelbe geſtorben iſt, ſoll ſie auf's Neue ihr „Huut“ vernehmen laſſen.

„Es ist nicht gut, dass man erzählt, was Einem begegnet ist.“

Volksſage aus der roſtocker Heide bei Roſtock.

(Von **E. Wolff**, Paſtor zu Röversbagen.)

Um die Koſten des Ausrodens zu ſparen, hat die Obrigkeit früher jedem Tagelöhner in den bei der roſtocker Heide gelegenen Dörfern erlaubt, die Baumſtämme auszuroden. Der Tagelöhner M. aus Röversbagen geht zu dieſem Zwecke einmal in den genannten Wald, zu einem Ort, der die Feuerbachsſtelle heißt.

Es iſt gerade ein ſehr warmer Tag. M. denkt, er will des Abends lieber etwas länger arbeiten und dagegen des Mittags ſich eine Zeit lang ausruhen. Er legt ſich deshalb

*) „Hört! hier geht die Scheide!“

nieder. Als er einige Zeit gelegen hat, hört er ein Geräusch, als wenn Menschen sich schelten. Er glaubt, es komme ein Wagen, um seine Stämme zu holen. Er will ihm deshalb entgegengehen.

Je weiter der Tagelöhner aber geht, desto weiter entfernt sich das Geräusch. Es scheint immer in seiner Nähe zu sein, aber er kann es doch nicht erreichen. M. geht somit wieder zu seiner Ruhestätte zurück. Da stößt die Betglocke und auf einmal hört das Geräusch auf.

M. erzählt dies am Abend, als er nach Hause zurückgekehrt ist, seinem Vater. Dieser sagt, es sei nicht gut, daß er es erzählt habe, das werde ihm irgend ein Unglück bringen.

Nach einiger Zeit geht unser Tagelöhner nach der Wiese, um sie zu mähen. Auf der Wiese überfällt ihn plötzlich ein Jucken und große Beulen zeigen sich auf seinem Körper.

M. gebraucht Mancherlei; aber es hilft ihm nicht. Da sagt ihm Jemand, er müsse sich von drei verschiedenen Feldscheiden Steine holen lassen, sie glühend machen und nachher benetzen.

Nachdem die Steine herbeigeholt und von ihm naß gemacht worden sind, fängt seine Krankheit an abzunehmen, und hört am Ende ganz auf.

Die Knittel in den alten Thoren von Sternberg.

Einige ganz alte sternberger Leute wissen's noch recht gut, daß in ihren Kinderjahren in jedem der drei Hauptthore ihrer

Heimathsſtadt ein großer, eichener Knittel, an einer eiſernen Kette befeſtiget, gehangen hat. Als aber ſpäter die ſämmtlichen, alterthümlichen Hauptthore der Stadt — das paſtiner, lukower und kütiner — abgetragen, und an ihrer Stelle einfache, ſteinerne Thorpfeiler mit eiſernem Staketenwerke errichtet wurden, da ſind auch die alten Knittel abhanden gekommen. Man hat dieſelben leider nicht wieder aufgehangen oder durch neue erſetzt; und ſo iſt denn auch gleichzeitig mit ihnen das alte, ehemalige Wahrzeichen der Stadt Sternberg verloren gegangen.

Mit dem Verſchwinden der Knittel iſt auch das, was die Sage darüber berichtete, nach und nach immer mehr in Vergeſſenheit gerathen; nur noch Wenige in Sternberg wiſſen davon, während es den Meiſten dort ſchon ganz unbekannt iſt.

Damit nun aber auch dieſe Sage nicht ganz untergehen möge, ſo will ich jetzt nachſtehend erzählen, was ich darüber vernommen habe:

In alten Zeiten wurde das früher ſtark befeſtigte Sternberg einmal gar arg vom Feinde belagert, von ſeinen Bürgern aber auf das Tapferſte vertheidiget. Als nun aber ſpäter noch immer mehr feindliche Schaaren heranzogen, da ſank endlich den erſchöpften Bürgern der Muth, und ſchon ſchickten ſie ſich an, die Vertheidigung ihrer Stadt aufzugeben, die Waffen zu ſtrecken und ſich dem Feinde zu ergeben. Kaum aber erfuhren dies ihre Weiber, da eilten ſie mit Stöcken auf die Straſſen und trieben die entmuthigten Männer wieder zurück auf die Mauern und in's Gefecht.

Zur Erinnerung hieran und als ewiges Denkzeichen ihrer Gewalt über die Männer, ſollen die Weiber bald darauf die Knittel in den Hauptthoren der Stadt aufgehängt haben.

Nach einer andern Sage aber haben bei einem feindlichen

Ueberfalle die Weiber wacker mit drein geſchlagen, und alſo in Gemeinſchaft mit ihren Männern den Feind ſiegreich zurückgetrieben, worauf denn nachher, zum Andenken an dieſe Heldenthat, in jedem der 3 Stadtthore Sternberg's ein an einer eiſernen Kette befeſtigter eichener Knittel aufgehangen worden iſt.

Die Glocke im See bei Sülten, unweit Sternberg.

(Von L. P. in S.)

Unweit des Dorfes Sülten liegt ein kleiner See, und bei dieſem ſoll, der Sage nach, ſich folgende Begebenheit zugetragen haben.

Viele hundert Jahre ſchon ſind es her, als man in früher Morgenſtunde, auf dem damals noch ſehr ſchlechten Wege von Sternberg nach Sülten, ſich langſam ein Fuhrwerk fortbewegen ſah.

Auf einem mit zwei Pferden beſpannten Wagen ſtand eine große Kirchenglocke; ein junger Fuhrmann leitete die Gäule.

Die Glocke gehörte der chriſtlichen Gemeinde zu Sülten, welche dieſelbe für ihre neuerbaute Kirche angekauft hatte.

Langſam und mühevoll zogen die keuchenden Gäule, denn die Laſt war groß.

Es war Mittag geworden und noch ein hoher Berg war zu paſſiren, bevor die Glocke ihren Beſtimmungsort erreicht hatte.

Der Fuhrmann, ein roher Geſelle, klatſchte unbarmherzig auf die armen Thiere los und rief dabei ſpöttelnd: „Was ſo

hoch und so nahe der Gottheit wohnen will, das sollte Einem doch auf Erden auch nicht so viel Last und Mühe machen."

Doch all sein Fluchen und Toben half ihm nicht, und noch lange war der Gipfel des Berges nicht erreicht, als die Pferde ganz erschöpft stehen blieben.

Da rief in seinem Unwillen der Fuhrmann: „So hilf denn Du mir jetzt, Teufel, die Glocke bis zur Spitze des Berges hinauf!"

Alsbald geschah ein gewaltiges Sausen und Zischen, und aus der Tiefe des nahe liegenden kleinen Sees kam ein riesiger Mann herangebraust. Mit furchtbarer Kraft packte er den Führer und das ganze Fuhrwerk und im Nu war der Gipfel des Berges erreicht.

Jetzt begann aber der Teufel, denn kein Anderer war der Mann, also: „„Nicht umsonst helfe ich und habe ich Dir geholfen. Du und auch die Glocke seid mir verfallen; Ihr seid mein!""

Bei diesen Worten packte er seine Beute, schwang sich auf, und im Umsehen waren alle Drei in der Tiefe des Sees verschwunden.

Das laute Aechzen des Fuhrmanns, das Schnauben des Höllenfürsten und der leise, klagende Ton der Glocke war Alles, was der bestürzte Zuschauer dieser Scene noch einige Zeit lang vernahm.

Noch heute soll diese Glocke dort im See bei Sülten liegen, und der so freche Fuhrmann muß dieselbe, zur Strafe seiner argen Sünden, fortwährend Tag und Nacht ziehen.

Nur einmal des Jahres, in der heiligen Weihnachtsnacht,

verläßt der Bann die Glocke. Frei und ungebunden kommt sie dann an die Oberfläche des Sees und läßt, Vergebung für den armen Fuhrmann erflehend, weithin ein ernstes, frommes Glockenlied erschallen.

Die in Fehde lebenden Ritter von Stüvendorf und Wangelin, und die Kirchenglocken des untergegangenen Dorfes Stüvendorf bei Lübz.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Auf dem jetzigen viellübber Felde, unweit Lübz, stand früher ein Dorf Stüvendorf, und neben demselben lag im Sumpfe eine Burg, auf welcher ein Ritter wohnte, dem die umherliegenden Dörfer unterthänig waren.

Der letzte hier hausende Ritter lebte in Fehde mit einem anderen Ritter, welcher zu Wangelin, etwa eine halbe Meile entfernt, wohnte.

Der Stüvendorfer war vielleicht ein gewaltthätiger Mann, denn vor etwa dreißig Jahren fand man bei Aufräumung des Burgverließes das Skelett eines in seinem Ringpanzer an die Mauer mit Ketten geschlossenen und daselbst umgekommenen Mannes*); obgleich es möglich ist, daß er nur darin gefangen lag und erst bei Zerstörung der Burg umkam.

Der auf Wangelin sitzende Ritter mußte indeß schwer

---

*) Aufbewahrt in der Sammlung des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde zu Schwerin.

Digitized by Google

von dem ſtüvendorfer gekränkt ſein; denn ſein Haß war ſo groß, daß er ſein Leben einem gewiſſen Tode opferte, um nur ſeine Rache zu befriedigen. Im offenen Kampfe konnte er nichts ausrichten, denn die Burg war zu feſt und wohl vertheidigt. Er ſuchte mit Liſt und unter Verkleidung in die Burg zu gelangen; als ein gemeiner Bauer ging er nämlich gegen Abend mit den Kühen, als ſie eingetrieben wurden, in die Vorburg, wo die Hofgebäude ſtanden, und von hier ſchlich er im Dunkeln in die innere Burg.

Als in der Nacht Alles ſtill war, legte er Feuer an das Gebäude, welches nach damaliger Sitte nur leicht gebaut war und ſchnell in Brand gerieth.

Der Wächter machte ſogleich Lärm, die Leute wurden munter und eilten herbei; als aber der ſtüvendorfer Ritter aus dem brennenden Hauſe trat, wurde er von dem wangeliner mit einem Dolche erſtochen. Dieſer wurde nun ſogleich von den Leuten dafür niedergeſchlagen und verbrannte mit der Burg, die ſeitdem nicht wieder aufgebauet iſt.

Auch die Burg zu Wangelin wurde zerſtört und ſeit der Zeit wohnten an beiden Orten keine Ritter mehr.

Die Kirche zu Stüvendorf ſtand noch lange, nachdem Burg nnd Dorf längſt zerſtört waren. Hier wurde der Gottesdienſt für die übrigen eingepfarrten Dorfſchaften gehalten und n der Nähe wohnte der Pfarrer. Die Glocken der Kirche zeichneten ſich aus durch ihren ſchönen Klang.

Im dreißigjährigen Kriege hatte ein Trupp Schweden die Abſicht, ſich dieſer Glocken heimlich des Nachts zu bemächtigen, und ſie zu Kanonen umgießen zu laſſen. Als ſie ſich daran machten, dieſelben vom Glockenſtuhle herabzunehmen, da ſetzten ſich die Glocken von ſelber in Schwung und läuteten Sturm.

Auf dieſen Ruf eilten die Einwohner der Dorfſchaften herbei, und da ſie ſich mit Haken, Aexten und anderen Inſtrumenten bewaffnet hatten, ſo ergriffen die Schweden die Flucht.

Um nun die Glocken gegen ähnliche Angriffe in Schutz zu nehmen, brachte man ſie in das nächſte Pfarrdorf, Vietlübbe, wo man bald eine neue Kirche baute, da die ſtüvendorfer ſchon baufällig geworden war. (R. Z.)

Sagen von der wilden Jägerin Frau Goden, aus der Umgegend von Dömitz, Eldena und Grabow.

(Von F. Günther, Paſtor zu Groß-Methling.)

Es war einmal eine reiche und vornehme Frau, die hieß „Fru Gauden" — Frau Goden. — Dieſelbe war eine ſo leidenſchaftliche Liebhaberin der Jagd, daß ſie ſich nicht entblödete, das ſündliche Wort hierüber auszuſprechen: die Jagd ſei beſſer, als der Himmel, und wenn ſie nur immerfort jagen dürfe, ſo wolle ſie nie zum Himmel ein.

Der Apfel fällt gemeiniglich nicht weit vom Stamm, und wie der Baum iſt, ſo iſt auch die Birne. Frau Goden hatte vier und zwanzig Töchter, und alle theilten mit der leichtfertigen Mutter den gleichen Sinn und das gleiche Verlangen.

Da einmal, als Mutter und Töchter nach gewohnter Weiſe in wilder Freude durch Wälder und Felder jagten, erreichte ihre Luſt den höchſten Gipfel und abermals erſcholl das

ruchlose Wort von Aller Lippen: „Die Jagd ist besser als der Himmel, und wenn wir nur immerfort jagen dürfen, so wollen wir nie zum Himmel ein.“ Und siehe, da plötzlich vor den Augen der Mutter verwandeln sich die köstlichen Kleider der Töchter in zottige Haare, in Beine die Arme, in Thiergestalten die Menschengestalten, und vier und zwanzig Hündinnen umklaffen den Jagdwagen der erschrockenen Mutter. Vier von ihnen übernehmen den Dienst der Rosse, die übrigen umkreisen als Jagdhunde den Wagen. Und fort geht der wilde Zug zu den Wolken hinauf, um dort, zwischen Himmel und Erde streifend, unaufhörlich, wie sie gewünscht hatten, zu jagen, von einem Tage zum andern, von einem Jahre zum andern.

Doch längst schon sind sie des wilden Treibens überdrüssig geworden und schmerzvoll beklagen sie jetzt das Frevelhafte ihres ehemaligen Wunsches. Insonderheit ist es die Mutter, die, wie durch ihr eigenes, trauriges Schicksal, so noch mehr durch das ihrer unglücklichen Töchter bekümmert wird. Aber sie alle müssen das selbstverschuldete Unglück tragen, bis die Stunde ihrer Erlösung kömmt. Kommen wird sie einmal, die von Allen ersehnte Stunde, doch das Wann? liegt verborgen im Schooße der dunkeln Zukunft, und bis dahin ist es ihnen nur vergönnt, ihre Klagen vor den Ohren der Menschenkinder laut werden zu lassen, das Einzige, worin sie Linderung für ihre Schmerzen suchen und finden.

Die Mutter bemüht sich, den Ihrigen diesen Trost zu bereiten, und darum lenkt sie in der Zeit der „Twölven*)“ —

*) „De Twölven“. In den „Twölven“ oder Zwölfen, das heißt in den zwölf Nächten von Weihnachten bis heiligen drei Könige, sind die bösen Leute — Hexen — und bösen Geister in großer Bewegung, hauptsächlich aber in der ersten Nacht vor den Zwölfen und in der siebenten in

denn zu andern Zeiten können wir Menſchenkinder ihr Treiben nicht wahrnehmen — ihren Jagdzug zu den Wohnungen der Menſchen hin. Am liebſten fährt ſie in der Chriſtnacht und in der Altjahrsnacht über die Straßen des Dorfes, und wo ſie dann die Thür eines Hauſes geöffnet findet, da ſendet ſie eine von ihren Begleiterinnen hinein.

Ein kleiner Hund wedelt nun am andern Morgen die Bewohner des Hauſes an und fügt Niemandem ein anderes Leid zu, als daß er durch klagendes Gewinſel die Ruhe der Nacht ſtört. Beſchwichtigen läßt er ſich nicht, auch nicht verjagen. Tödtet man ihn, ſo verwandelt er ſich am Tage in

---

den Zwölfen. In jener Nacht — vom 24. auf den 25. December — beunruhiget ſie die nahe Geburt, in dieſer — vom 31. December auf den 1. Januar — die nahe Verkündigung des gewaltigen Namens Deſſen, durch Den ihre Macht gebrochen wird, und aus Rache gegen Ihn verſuchen ſie es, uns Chriſtenleuten allerlei Schaden zuzufügen, wovon ſie aber am Ende der Zwölfen ablaſſen, weil ſie da gewahr werden, wie ohnmächtig ihr finſteres Reich gegen die mächtige Herrſchaft Deſſen iſt, vor Dem ſelbſt Könige erſcheinen und ihre Knie vor Ihm beugen. Darum um die Zwölfen-Zeit müſſen Chriſtenleute vor böſen Geiſtern mehr als ſonſt auf der Hut ſein und vor allen Dingen die Brunnen und Viehſtälle wol bewachen. Denn den Brunnen thun die böſen Geiſter zu dieſer Zeit es gerne an, daß das Waſſer unrein und ſchädlich für Menſchen und Vieh wird, inſonderheit ſaures Bier und lange Milch zu Wege bringt; den Viehſtällen aber, daß das Vieh hinkend wird, daß Läuſe einziehen und daß das Futter nicht behülflich iſt.

Vorſichtige Leute ſchießen darum in der Chriſtnacht und in der Altjahrsnacht ein Feuergewehr in ihren Brunnen ab; denn Feuer iſt den böſen Geiſtern zuwider und macht das Waſſer rein von aller angethanenen Unſauberkeit. Der Viehſtall aber wird hinlänglich ſchon dadurch geſchützt, daß nur der Dung des Viehes während der Zwölfen-Zeit nicht ausgetragen wird; denn nur freiliegender „Twölven-Meß" — Zwölfen-Miſt — giebt den böſen Geiſtern Gewalt über Vieh, Läuſe und Futter.

einen Stein, der, wenn auch weggeworfen, durch unsichtbare Gewalt in's Haus zurückkehrt und zur Nachtzeit wieder zum Hunde wird. Der lebendig gewordene Hund aber rächt sich nun, wimmert und winselt zum Entsetzen der Menschen das ganze Jahr hindurch, bringt Krankheit und Sterben über Menschen und Vieh, wie Feuersgefahr über das Haus, und erst mit der Wiederkehr der Zwölfen kehrt die Ruhe des Hauser zurück, wenn es bis dahin vom völligen Untergange bewahrt blieb.

Wer nun einen so unheimlichen Gast nicht gerne im Hause beherbergen mag, der achtet mit Fleiß darauf, daß während der Abend- und Nachtzeit in den Zwölfen die große Thür des Hauses wohlverschlossen gehalten werde. Unvorsichtige Leute versäumen das zuweilen und sind dann selbst Schuld daran, wenn Frau Goden bei ihnen einzieht.

So geschah dies auch einmal den Großältern jetziger Hauwirthsleute zu Bresegard. Die waren noch obenein so thöricht, Frau Godens Hündlein zu tödten, aber dafür war auch von Stund an kein „Säg un Däg"*) mehr im Hause, bis zuletzt das Haus sogar in Flammen unterging.

Glücklicher aber waren diejenigen daran, die der Frau Godon einen Dienst erwiesen. Es begegnet ihr zuweilen, daß sie in der Dunkelheit der Nacht des Weges verfehlt und auf einen Kreuzweg geräth. Kreuzwege aber sind der guten Frau ein Stein des Anstoßes, und so oft sie sich auf einen solchen verirrt, zerbricht sie irgend etwas an ihrem Wagen, das sie selbst nicht wieder herzustellen versteht.

In solcher Verlegenheit kam sie auch einmal zu nacht-

*) Segen und Gedeihen.

ſchlafender Zeit, als ſtattliche Dame gekleidet, einem Knecht zu Böck vor ſein Bett, weckte ihn auf und bat ihn flehentlich um Hülfe in ihrer Noth. Der Knecht ließ ſich erbitten, folgte ihr zum Kreuzwege und fand allda, daß das eine Rad von ihrem Wagen abgelaufen war. Er machte das Fuhrwerk wieder gangbar, und zum Dank für ſeine Mühe befahl ſie ihm, die ſämmtlichen Häuflein in ſeine Taſchen zu ſammeln, die ihre Begleiterinnen beim Verweilen auf dem Kreuzwege zurückgelaſſen hatten.

Der Knecht ward unwillig über ſolch ein Anmuthen, ließ ſich indeß doch einigermaßen beſchwichtigen durch die Verſicherung, daß das Geſchenk ſo werthlos, wie er wol meine, für ihn nicht ſein werde, und nahm, wenn auch ungläubig, doch neugierig, einige Häuflein mit ſich. Und ſiehe, zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen begann das Mitgenommene mit Tagesanbruch zu glänzen wie ſchönes, blankes Gold, und war auch wirklich Gold. Da war es ihm denn ſehr leid, ſtatt einiger Häuflein nicht alle mitgenommen zu haben, denn von den zurückgelaſſenen Koſtbarkeiten war am Tage auch nicht die Spur mehr aufzufinden.

Ein ander Mal beſchenkte Frau Goden einen Mann zu Conow, der eine neue Deichſel in ihren Wagen ſetzte, und noch ein ander Mal beſchenkte ſie eine Frau zu Göhren, die ihr den hölzernen Stecken in die Deichſel ſchnitt, über welchem die Waage hängt. Beide erhielten für ihre Mühe, daß die ſämmtlichen Späne, die von der Deichſel, wie von dem Waagehalter abfielen, ſich in ſchieres, prächtiges Gold verwandelten.

Inſonderheit liebt Frau Goden auch kleine Kinder und beſchenkt ſie zuweilen mit allerlei guten Gaben. Darum ſingen die Kinder auch, wenn ſie „Fru Gauden“ ſpielen:

Digitized by Google

„Fru Gauden hett mi'n Lämmken geven,
Dormit ſall ick in Freuden leven.“ *)

Frau Goden iſt ſomit gar keine unebene Frau, denn wie ſehr ſie ſich auch während ihres Lebens auf Erden vergangen hat, ſo hat ſie das doch längſt bereuet und iſt zu unſern Tagen, was ihr Name ausſagt, eine gute Frau, die denen gerne dient, welche ihr dienen. Doch dient ſie in hieſiger Gegend**) Niemandem mehr, ſondern ſie hat ſich gänzlich von hier weggewendet, und das hängt ſo zuſammen:

Fahrläſſige Leute zu Semmerin hatten in einer Sylveſternacht ihre Hausthür ſperrweit offen gelaſſen. Dafür fanden ſie am Neujahrsmorgen ein ſchwarzes Hündlein auf ihrem Feuerheerde liegend, das in nächſter Nacht mit unausſtehlichem Gewinſel den Leuten die Ohren voll ſchrie. Da war guter Rath theuer, was anzufangen ſei, um den ungebetenen Gaſt aus dem Hauſe los zu werden. Und wirklich fand man Rath, bei einer klugen Frau nämlich, die in geheimen Künſten wohlbewandert war.

Wie Jedermann weiß, ſo iſt ein Teufel immer über dem andern, und wenn auch beide Weiber nicht echte und rechte Teufel waren, ſo fand hier doch nach gleicher Weiſe die gute Frau in der klugen Frau ihre Meiſterin. Dieſe gebot nämlich, es ſolle das ſämmtliche Hausbier durch einen „Eierdopp“ gebrauet werden.

Geſagt, gethan. Eine Eierſchaale ward in das Zapfloch des Braukübels geſteckt, und kaum, daß das „Wörp“***) hin-

---

*) „Frau Goden hat mir ein Lämmchen gegeben,
Damit ſoll ich in Freuden leben.“

**) Hiermit iſt die Umgegend von Dömitz, Eldena und Grabow gemeint.

***) Ungegohrenes Bier.

durchgelaufen war, da erhob ſich Frau Godens Hündlein und redete mit vernehmlicher und klarer Stimme:

„Ick bün ſo olt,
As böhmen Gold;
Äwerſt datt heff ick minleber nich truht,
Wenn man't Bier dörch'n Eierdopp bruht!“ *)

Und als es das geſagt hatte, verſchwand es, und ſeither hat Niemand hier ſo wenig Frau Goden, als ihre Hündlein geſehen.

Der Teufelssee bei Güstrow.

Eine halbe Meile von Güſtrow, an der von dort nach Teterow und Krakow führenden Chauſſee, liegt, recht romantiſch von hohem Nadelholze umgeben, ein kleines Waſſer, der ſogenannte Teufelsſee.

Da wo ſich jetzt die blauen Wellen dieſes kleinen Sees kräuſeln, ſoll früher feſtes Land geweſen ſein und darauf ein Kirchlein geſtanden haben. Dies Gotteshaus aber wurde, wie die Alten erzählten, durch ſeine eigenen Diener entweiht, und deshalb verſchwand es von der Oberfläche der Erde.

Es ſollen nämlich einmal Mönche in der Sakriſtei dieſer kleinen Kirche arg gehauſet, geſchwelget und gezecht, kurz, das

*) „Ich bin ſo alt,
Als böhm'ſches Gold;
Aber dem habe ich mein Lebtag nicht getraut,
Wenn man das Bier durch eine Eierſchaale braut!“

Haus des Herrn auf die roheſte und gemeinſte Weiſe entweihet und verunreiniget haben. Darob entbrannte alsbald Gottes gerechter Zorn; Er ſendete den Teufel aus, ſich die ihm verfallenen, pflichtvergeſſenen Prieſter zu holen und mit ihnen in die Hölle zu fahren.

Als dies geſchehen, da that ſich die Erde auf, und tief, tief in dieſelbe verſank auf immer das Kirchlein; an ſeiner Stelle aber entſtand der bereits ſchon genannte Teufelsſee.

Bei ſtillem Wetter, wenn Alles ruhig in Gottes Natur und kein Lüftchen ſich regt, dann ſoll man noch jetzt oftmals jedoch nur an gewiſſen Tagen, tief unten im See die Glocken der verſunkenen kleinen Kirche läuten hören.

Der Hexenkeller und die letzte Hexenverbrennung in Penzlin.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Zu den wenigen weltlichen Gebäuden, welche ſich aus dem Mittelalter in unſere Zeit gerettet haben, gehört auch die ſogenannte alte Burg zu Penzlin. Die Zeit ihrer Erbauung fällt in die erſte Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts.

Es war nämlich im Jahr 1414, als Schloß, Stadt und Land Penzlin von den Herzögen von Mecklenburg an Lüdecke Maltzan auf Wolde verpfändet wurden, der nun auf dem fürſtlichen Burgwalle eine Burg erbaute, von der noch einige Reſte vorhanden ſind und die man, im Gegenſatze zu dem derzeitigen

reichsfreiherrlich von maltzan'ſchen Wohnhauſe zu Penzlin, die alte Burg nennt. Was von dem urſprünglichen Gebäude übrig iſt, iſt freilich ſehr wenig, nämlich nur ein Thorgebäude.

Hatten die penzliner Burgherren anfänglich auch ihren Sitz auf der Burg, ſo zogen ſie doch mit der Zeit das Wohnen auf ihren umliegenden, reichen Gütern vor und gaben ſich darum wenig Mühe, das alte Gebäude zu erhalten; ja zu Anfang dieſes Jahrhunderts ließ ſogar der damalige Inhaber der Burg den ſüdlichen Flügel derſelben ganz abtragen, und die Steine beim Bau ſeines neuen Wohnhauſes, der neuen Burg, verwenden. So blieb denn nur das Thorgebäude übrig, das man zu mehreren kleinen Wohnungen einrichtete.

Schon von außen kann man dieſer Ruine ihr bedeutendes Alter anmerken, — die Sage ſchreibt ihr tauſendjähriges Beſtehen zu, was aber nach den obigen Angaben zu berichtigen iſt; bemüht man ſich aber in das Innere, namentlich in den unter der Erde gelegenen Theil derſelben, ſo wird man noch mehr an längſt vergangene Zeiten erinnert. Dort befindet ſich nämlich noch eins jener ſchrecklichen Gefängniſſe, ein ſogenanntes Burgverließ, die der liebe Leſer vielleicht nur dem Namen nach kennt. Dieſe bilden hier gleichſam ein zweites Stockwerk, abwärts unter dem erſten Keller. Sie ſind im Ganzen noch recht gut erhalten, was wol daher kommt, daß weder Licht noch friſche Luft in dieſe Räume gelangen kann; und man ſieht hier noch die Niſchen, ſechs an der Zahl, mit den Ueberreſten von Hals-, Arm- und Beineiſen, in welchen die armen Gefangenen in ſitzender Stellung ſo angeſchloſſen wurden, daß ſie weder Hand noch Fuß zu rühren vermogten. Solcher Gemächer oder Keller ſind dort zwei. Nur aus dem kleinern führt ein langer, ſehr enger Kanal ins Freie; indeß ſonſt beide Verließe noch mit Thür und Riegel verrammelt werden konnten.

In Penzlin und Umgegend und vielleicht auch noch weiterhin ſind dieſe Verließe unter dem Namen Hexenkeller allbekannt, und, der Sage nach, diente eine neben der zum Hexenkeller führenden Treppe befindliche, backofenförmige Höhlung zum „Schmöken“*) der zum Tode verurtheilten Hexen.

Mit dieſem Hexenkeller hängt nun folgende Begebenheit zuſammen, die ſich zu der Zeit zutrug, als man noch mit Feuer gegen die der Hexerei Beſchuldigten wüthete, und wo rothe Haare und rothe Augen, irgend eine unbeſonnene Aeußerung oder That, oder auch nur böswillige Anklage hinreichten, um Jemand der Zauberei zu beſchuldigen.

In jenen Zeiten war es eben, als der Hirte, welcher auch die Kühe des Burginſaſſen hütete, in den Verdacht der Zauberei fiel. Es ereignete ſich nämlich, daß eine der ihm anvertrauten Kühe beim Melken Blut ſtatt Milch gab. Sogleich hieß es: „die Kuh iſt behext,“ und es galt nun nur den Schuldigen ausfindig zu machen. Da traf es ſich unglücklicherweiſe, daß, als der Kuhhirte am nächſten Morgen, wie er ſtets aus Pflichtgefühl zu thun pflegte, ſehr frühe aufſtand, um nach ſeinen Kühen zu gehen, ihn eine Frau ſah, die vielleicht abſichtlich auf der Lauer geſtanden hatte. Nun war's richtig, der Kuhhirte und Niemand anders hatte die Kuh behext. Die Frau hatte denn auch nichts Eiligeres zu thun, als ihre Entdeckung ihrer Nachbarin, welcher die Kuh gehörte, mitzutheilen, und dieſe ſäumte wiederum nicht, den Hirten ob ſeines vermeintlichen Frevels anzuklagen.

Dazumal aber ſtellten an vielen Orten die Gerichte förmliche Treibjagden auf Hexen an, und ſo kann es uns nicht wundern, daß man den Verklagten ſogleich einzog. Zwar be-

*) Schmooren, braten.

theuerte er mit den heiligſten Verſicherungen ſeine Unſchuld und erzählte den wahren Sachverhalt, aber was half ihm das? Er wurde ohne Gnade in jenes Burgverließ geworfen und, damit er ja recht unſchädlich wäre, in eine der Niſchen ſo eng wie möglich angeſchloſſen. Vergebens waren ſeine Klagen, die ihm die dumpfen Mauern gleich als aus Hohn wieder zurückgaben, ſie drangen nicht bis zur Oberwelt; und hätten ſie es auch vermogt, was hätte ihm das genutzt. Denn die, die ihm allein helfen und ihm Rettung und Befreiung verſchaffen konnten, ſeine Richter, waren ja von vorneherein gegen ihn eingenommen; und bei ihnen war ſein Tod ſo gut wie beſchloſſen.

Nur einmal führte man den Unglücklichen noch an's Tageslicht, als er nämlich verhört werden ſollte. Doch was war das für ein Verhör! ähnlich dem in der Leidensnacht vor Caiphas. Er ſollte ein Verbrechen bekennen, das er niemals begangen und etwas eingeſtehen, was er nicht konnte, ohne zu lügen. Seine Richter dachten nicht im Entfernteſten daran, daß er auch unſchuldig ſein könnte; ſie hielten vielmehr ſeine beharrliche Betheuerung der Unſchuld für hartnäckiges Läugnen, und als die im Wautzen*) mit ihm angeſtellte Waſſerprobe**)

*) Ein in der Nähe des Burggartens befindlicher Teich.

**) Waſſerprobe war eins der bewährteſten Gottesurtheile bei den alten Deutſchen. Es gab zwei Arten ſolcher Waſſerproben: 1) die des kalten Waſſers, wo man die verdächtige Perſon, mit gebundenen Händen und einem Strick um den Leib, auf das Waſſer ſetzte, und, ſobald ſie auf der Oberfläche ſchwamm, für unſchuldig hielt. Hieraus entſtand das ſogenannte Hexenbad. 2) Die Probe des heißen Waſſers, wo der Angeſchuldigte die Hand in einen Keſſel voll ſiedenden Waſſers bis an den Ellbogen ſtecken mußte, welche dann von Prieſtern verbunden, verſiegelt und nach drei Tagen wieder beſehen wurde. Zeigte ſich keine Verletzung, ſo wurde der Angeklagte für unſchuldig erklärt. Die Probe des heißen Waſſers wendete man beſonders bei Dieben und Falſchmünzern an.

Digitized by Google

ungünſtig für ihn ausfiel, verurtheilten ſie ihn ohne Weiteres zum Feuertode.

Wol jammerte der Arme, als er das ſchreckliche Wort vernahm, und flehete, doch ſeiner armen Frau und ſeiner hülfloſen, unverſorgten Kinder zu gedenken. Er bat und beſchwor ſeine Richter bei Allem, was ihnen heilig und theuer ſei, ihn doch nicht ſchuldlos zu verdammen. Vergebens — es blieb bei dem grauſamen Spruche: „durch Feuer vom Leben zum Tode!“

Nur eine kurze Friſt vergönnte man dem Unglücklichen, um ſich auf ſeinen letzten Gang vorzubereiten.

Auch ſein Weib und ſeine Kinder durfte er noch einmal vor ſeinem Tode ſehen. Er verſuchte, ſo viel er vermogte, ſie über ſein ſchreckliches Ende zu tröſten und wies ſie an Den, Der auch der Wittwen und Waiſen Vater iſt; und als ſie nun endlich unter Jammern und Klagen von ihm Abſchied genommen hatten, da erbat er ſich im ſtillen, brünſtigen Gebete Stärkung von Dem, Der einſt ſelbſt den bitterſten Kelch geſchmeckt. Bat Ihn im Angeſichte des Todes mit reuigem, bußfertigem Herzen um Vergebung aller ſeiner Sündenſchuld und empfahl ſeine arme Seele und die lieben Seinigen Seiner göttlichen Gnade. Seinen ungerechten Richtern vergab er von Herzen; nur bat er den Herrn, Er möge, und ſollte es auch erſt nach ſeinem Tode ſein, der Welt ſeine Unſchuld durch ein ſicheres Zeichen bezeugen, damit man ferner Niemand mehr, wie ihn, ohne Urſache zum Tode bringe.

Bis gegen die Mitte des 15. Jahrhunderts erhielten ſich dieſe Arten Gottesurtheile, auch Ordalien genannt, und wurden vielfach von unſern Vorfahren angewendet; dann aber kamen ſie nach und nach ganz außer Gebrauch. Der Herausg.

Gestärkt und ermuthigt erhob er sich mit der freudigen Zuversicht, daß der Herr auch seine letzte Bitte erhören werde, und gefaßt und getrosten Muthes trat er seinen letzten Gang an.

Zwar hörte er auch jetzt noch nicht auf, seine Unschuld zu betheuren, aber man hörte nicht darauf. Und als die Henkersknechte ihn ergriffen, um ihn in den glühenden Ofen zu werfen, da erklärte er seinen hartherzigen Richtern und allen Umstehenden feierlichst, wie er den Herrn um ein Zeugniß seiner Unschuld gebeten. Es würden aber gleich nach seinem Tode vor dem Burgthore drei Blumen aus der Erde wachsen, dergleichen weder vorher gewesen, noch nachher sein würden, die auch Niemand jemals gesehen hätte und kein Mensch kennen werde. Daran sollten sie erkennen, daß er unschuldig an dem Verbrechen gewesen, dessen sie ihn geziehen; denn er habe es ihnen vorher gesagt. Müsse er nun auch sterben, so beschwöre er sie doch bei dem lebendigen Gott, keinen Menschen wieder um solcher Ursache willen und ohne Schuld dem Flammentode zu überliefern.

Man sollte denken, dies hätte seine Richter doch stutzig machen müssen, und wirklich schien auch der eine oder der andere wankend zu werden, aber die meisten überstimmten sie, und der arme Mensch wurde dem grausigen Flammentode preisgegeben.

Als die schreckliche Handlung beendet war, da mogte sich wol, wie das gewöhnlich zu geschehen pflegt, bei Diesem und Jenem das Gewissen regen, und Manche machten sich Vorwürfe: sie hätten vielleicht doch wol mit dem armen Hirten zu voreilig gehandelt; indeß Andere sich in ihrem Irrwahne überredeten, ein Gott wohlgefälliges Werk gethan zu haben. Diese waren es denn auch, die sich von vorneherein von der Unwahrheit der letzten Worte des Hingerichteten überzeugt hielten. Aber sie sollten bald eines Bessern belehrt werden.

Denn siehe, am andern Morgen erblühten wirklich vor dem Burgthore drei, Allen völlig unbekannte, wunderschöne Blumen.

Wie ein Lauffeuer ging die Kunde hiervon durch die Stadt, und die Richter geriethen in nicht geringe Gefahr. Denn das Volk, so sehr es auch vorher gegen den Hirten eingenommen war, so fest glaubte es nun an die Unschuld des Verbrannten, und laut murrte es gegen die, welche einen Schuldlosen zum Tode gebracht hatten. Die Richter ihrerseits thaten freilich alles Mögliche, um Jemand ausfindig zu machen, dem die Blumen schon bekannt wären. Sie ließen Gärtner von nah und fern kommen und verschickten die Blumen weit und breit an die berühmtesten Pflanzenkenner; aber da war Niemand, der sie kannte, oder sich erinnerte, sie irgendwo gesehen zu haben.

Jetzt war erst die Bestürzung groß. Leider ließ sich das, was einmal geschehen war, nicht mehr ändern. Man suchte freilich, so viel man vermogte, das Unrecht an den Nachgebliebenen zu vergüten, indem man sie mit Allem reichlich versorgte, und sie so äußerlich vor Mangel schützte; aber war ihnen damit der Gatte, der Vater wieder zurückgegeben?

Doch ließen sich die Herren des Gerichts dies ein warnendes Beispiel für die Zukunft sein. Einmüthig beschloß man, fürder Niemand auf bloße Anklage und die eigene Ueberzeugung hin zu verdammen, sondern dies erst nach Beibringung vollgültiger Beweise zu thun.

Der Patron des Gerichts aber, nämlich der Burgherr, verordnete, daß das Gericht sich künftighin nicht mehr mit Hexenprozessen befassen und am allerwenigsten einen der Zauberei Angeklagten verbrennen lassen solle.

Also berichtet die Sage, und nach ihr hat das Verließ seit

der Zeit aufgehört, als Hexenkeller zu dienen, obwohl es noch bis heute dieſen Namen behalten hat.

Der Hirte ſoll der Letzte geweſen ſein, der zu Penzlin der Hexerei wegen verbrannt iſt.

Die Messung des Lucin-Sees bei Feldberg.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Zur Nachtzeit, als der Mond juſt ſchien,
Zwei Fiſcher ſitzen am Lucin,
Sie wollen jetzt den See ergründen,
Deß Tiefe Keiner noch konnt' finden.

Vom Hinterwagen einen Theil
Und Stricke, lang und ſtark und heil,
Sie nehmen, — binden Alles feſt,
Damit nicht eins vom andern läßt.

In's Waſſer ſchieben ſie alsdann
Das Wagenſtück, mit Stricken dran,
Und tiefer es und tiefer ſinkt,
Wie's kaum den Fiſchern möglich dünkt.

Es wickelt ab ſich Strick um Strick,
Doch Grund nicht hat das Wagenſtück;
Und als die Stricke nun zu End',
Da zieht's den Fiſchern in die Händ'.

Und aus der Tiefe ruft's empor:
„Oh, haltet an und zieht hervor,
Sonſt geht's Euch ſchlecht, Ihr ſtört die Ruh
Undinens und der Nix'n dazu!"

Da zieh'n ſie an mit aller Kraft,
Daß werd' auf's Trockene geſchafft
Der Hinterwagen und die Stricke,
Und ſie nicht träfe Mißgeſchicke.

Doch leicht, als wär's ein Kinderſpiel,
Ziehn ſie die Stricke an ihr Ziel;
Denn ſtatt des Wagens baumelt dran,
Ein Pferdekopf, ohn' Haar und Zahn.

Der Urſprung des Sandes um Ramm bei Lübtheen.

(Von J. J. F. Gieſe zu Strohkirchen.)

Wenn ein Bewohner des Kleibodens die Beſchreibungen von Mecklenburg lieſt, ſo bekommt er von dem ſüdlichen Mecklenburg gewöhnlich den Begriff, als ſei es eine Wüſte, in welcher nur Heide und Buchweizen, zur Noth rauher Hafer und, wenn's gut jahrt, auch wol Roggen gedeihen. Er ſtellt es ſich vor, als eine Gegend, in welcher man bis an's Knie im Sande waten muß. Daher kann ſich ein ſolcher auch der Verwunderung nicht enthalten, wenn er einmal in dieſe Gegend kommt und Roggen- und Weißhaferfelder, auch wol hin und wieder Weizen- und Rappſaaten ſiehet, die ihm im erſten Augenblick

den ſeinigen wenig nachzuſtehen ſcheinen, und dazu Wege gehet, die eben ſo feſt und feſter ſind, als die Wege ſeiner Gegend. Umgekehrt wundert's gewöhnlich einen Bewohner dieſer Gegend, wenn er in die ſogenannten fetten Gegenden kommt, und er hier die ihm als ein Paradies beſchriebene Gegend weit unter ſeinen Erwartungen findet, er in derſelben ſelbſt Sandflächen ſiehet, wie ſie ſeine Heimath kaum hat. Da ſpricht er wol: „Ja ſolchen Kleiboden hat man auch bei mir zu Hauſe, und hinter unſerm Dorfe giebt's noch ſtrengern Lehm, als hier!“

Hiermit ſoll jedoch die Wahrheit der Beſchreibungen vom ſüdlichen Mecklenburg durchaus nicht ganz in Abrede geſtellt ſein. Dieſe Gegend iſt und bleibt immer die ſchlechteſte aller Gegenden Mecklenburgs, aber ſie iſt immer noch tauglich genug zum ergiebigen Kornbau, welches auch die Zahl der Bewohner dieſer Gegend, im Vergleich mit der einer beſſern, deutlich genug zeigt. So haben z. B. die Aemter Neuſtadt, Grabow, Eldena, Dömitz, Lübtheen und Hagenow, bei einer gleichen Größe mit den Aemtern Ribnitz und Güſtrow, doch über 10,000 Seelen mehr, als letztere. Wie wäre ſolches möglich, wenn der Boden ſo gar ſchlecht wäre.

In dieſer Gegend finden ſich zwar einzelne Strecken und Plätze, die es allen andern an Unfruchtbarkeit und Sand zuvor thun. Dieſe einzelnen Plätze in dem Ganzen, welche einer wirklichen Sandwüſte aber immer noch nicht zu vergleichen ſind, ſind gewöhnlich mit Tannen beſtanden, oder liegen in Heide und dienen den Dorfleuten zu Weiden und ſind ſomit dem Ackerbau ganz entzogen. Einige dieſer Sandſtrecken ſind bedeutend groß, als die in der Umgegend von Jabel, Quaſt und Ramm, wo die Dörfler durch Tannen-Anpflanzung ihre Ländereien und Gärten vor Verſandung zu ſchützen ſuchen müſſen.

Digitized by Google

In Ramm ist es auffallend genug, daß sich unter einer dicken sandigen Oberschicht der beste Lehm, untermischt mit Steinen groß und klein, findet. Die Sage weiß, woher diese Steine kommen; sie weiß, daß diese Gegend keine solche Sandoberschicht gehabt hat, sondern gleich einem Garten Gottes gewesen ist; sie weiß auch zu erzählen, wodurch und wie der Sand über diese Gegend gekommen.

Nämlich eine Meile östlich von Lübtheen, da wo jetzt das Dorf Ramm liegt, lag in alter Zeit eine nicht unbedeutende Stadt, welche ebenfalls Ramm hieß.*) In derselben stand der Ackerbau, wie Handel und Gewerbe in gleichem Flor. Der Boden der ganzen Umgegend war einer der fruchtbarsten des Landes, und herrlich prangte er im Sommer in seinem goldenen Weizenschmucke und in dem grünen Kleide seiner prächtigen Wiesen, die sich, in lieblicher Abwechselung mit den üppigen Saaten, an den zahlreichen Bächlein entlang erstreckten. Bei solchen natürlichen Vortheilen, verbunden mit dem Fleiße der Bewohner, konnte es nicht ausbleiben, daß der Wohlstand in der Stadt Ramm immer mehr zunahm und sich bald Reichthum an Wohlstand reihete.

Anfangs waren die Rammer noch biedere Leute, die gern dem bedrängten Bruder in der Nachbarschaft beisprangen, wenn derselbe Hülfe mit Rath und That von Nöthen hatte. Doch bald verfielen sie in Üppigkeit und Wohlleben und in Unsittlichkeiten aller Art. Laster häufte sich auf Laster, und keine Sünde war so schändlich, keine Grausamkeit so groß, daß sie nicht von den Rammern begangen wurde. Alle Umwohner

*) Die alte Stadt Ramm hat, der Sage nach, im Mittelpunkte der Welt gelegen, und einen Einfluß ausgeübt auf hunderte von Meilen in der Runde, indem hier die Kornpreise festgestellt wurden ꝛc. ꝛc.

waren empört über die himmelſchreiende Bosheit dieſer Stadt und riefen die vergeltende Gerechtigkeit Gottes auf ſie vom Himmel herab. Und dieſe blieb mit ihrem Gerichte nicht aus, es ſollte nur erſt das Maaß der Sünde voll werden, ehe ſie den Stab über das neue Sodom brach.

Es war wieder Frühling geworden, das Gras war üppiger denn je empor geſchoſſen, und Jeder freuete ſich ſchon auf den nahen Maitag, wo die großen Viehheerden wieder auf die Weide getrieben werden ſollten, und wo die feiſten, muthigen Bollen ſich wieder mit einander meſſen konnten, welches anzuſehen Allen das herrlichſte Feſt war.

Der Maitag kam, aber die Bollen ſtießen ſich nicht, wie ſonſt; es wurden nicht, wie ſonſt, mannstiefe Gruben in die Erde gewühlt, in welche dann die kämpfenden Thiere unter dem Gejauchze der Menge hinabtaumelten; es blieb alſo auch nicht, wie ſonſt, ſo mancher Bolle todt auf dem Kampfplatze. Man mogte die Thiere reizen, ſo viel man wollte, ſie blieben ruhig wie ein Lamm.

Da wurden die Einwohner der Stadt wüthend, ſie ergriffen einen der Bollen, nicht um ihre Wuth durch Schlagen an ihm auszulaſſen, nein ſie thaten ein Grauſigeres; ſie ergriffen ihn, um ihm bei lebendigem Leibe das Fell abzuziehen. Damit hatten ſie aber ſelber den Hammer der Glocke angeſtoßen, deren Töne ſie vor den Richterſtuhl Deſſen lud, von Dem es heißt, es iſt ſchrecklich in Seine Hände zu fallen!

Der ſeiner Haut beraubte Bolle, obwol über und über von Blut triefend, verblutete nicht, ſondern lebte zum Schrekken der Rammer fort; ja er that nun, was ſie gewünſcht hatten, er begann einen Kampf mit den andern Bollen, und zwar einen ſo fürchterlichen, daß den frevelhaften Zuſchauern das Herz im Leibe zitterte.

Nicht lange dauerte es, ſo hatte der fürchterliche Bolle ſeine Gegner zu Boden geſtreckt. Und er ſtand und ſah ſich nach neuen Gegnern um, als aber keine erſchienen, erhob er ein grauſenerregendes Gebrüll, ſo daß alles Vieh auf der Weide ängſtlich nach den eben verlaſſenen Ställen zurück eilte. Auch die Beſitzer der Viehheerden eilten ſchleunigſt der Stadt zu, um von da aus das Treiben des mehr als wüthenden Bollen zu beobachten.

Alle ahndeten jetzt die Strafe für ihre vielfach gehäuften Sünden und wollten ſich nun zu Dem wenden, Der dieſe Strafe über ſie verhing. Doch es wollte kein Gebet aus dem Herzen, die Worte erſtarben auf den Lippen. Und woher ſollten ſie denn auch das Beten gelernt haben; die Noth, welche ſonſt wol beten lehrt, hatte ſie nie dazu getrieben; denn die Rammer, ſie kannten ja keine Noth.

Endlich gewahrte man, daß der Bolle die Grenze der Feldmark verließ, und man gab ſich ſchon der guten Hoffnung hin, daß für diesmal wol kein Unglück mehr zu befürchten ſei. Ja es fanden ſich ſogar ſpöttelnde Mäuler, die über ſolche geäußerte Furcht ihre Verſtocktheit zeigenden Witze laufen ließen; und bald ſtimmte die ganze Menge mit ein in deren rohe, gotteslästerliche Worte. Und da zeigte es ſich denn nun, von welchem Ernſte die Bekehrung geweſen war.

Der Bolle aber war nicht von der Feldmark gegangen, um die boshafte Stadt nun in Ruhe zu laſſen, ſondern er war geblieben, um der Vollſtrecker des Urtheils zu werden, welches der große Richter geſprochen hatte. Er ging nur, um von dem Lehmboden auf ſandigeren zu kommen.

Eben über die Grenze des Lehmbodens gekommen, erhob der Bolle daſſelbe fürchterliche Gebrüll, welches Vieh und Menſchen in die Häuſer getrieben hatte; dabei ſtampfte er mit

den Füßen und wühlte Gruben in die Erde, wie Todtengräber so tief und noch wol tiefer.

Noch einmal hob er das Haupt empor nach der verfluchten Stadt, dann begann er die Erde, welche je tiefer, desto sandiger wurde, mit den Füßen empor zu werfen und zwar mit solcher Gewalt, daß der Sand nicht nur über Stadt und Feldmark Ramm, sondern noch weit über dieselben hinaus, nach dem jetzigen Quast und Jabel flog.

Und diese übernatürliche Kraft des Bollen brach erst, als auch die höchsten Gebäude der Stadt unter Sand gesetzt waren, welches so schnell geschehen war, daß auch nicht eine einzige Seele hatte entrinnen können; denn auch die, welche zu flüchten versucht hatten, waren im Sande stecken geblieben und untergegangen.

Als alle diese lieblichen Auen unter Sand gesetzt, alle die in so großer Anzahl vorhandenen Quellen und Bächlein verschüttet waren; als alle Läufe der größern Flüsse, welche sich durch dieses Gebiet schlängelten, sich verstopft hatten und also gezwungen wurden, ein anderes Bette zu suchen; als also das Gericht vollzogen war, da legte auch der Bolle sich nieder in der großen Höhle, aus welcher er allen Sand gescharrt hatte, und starb. Spätere Winde und Orkane und fürchterliche Regengüsse, welche die Grube allmählich wieder voll weheten oder schlemmten, haben sein Gerippe den Augen der Umwohner entzogen.

Noch heute will man unter dem Sande in Ramm, auf dem darunter liegenden Lehmgrunde, die Straßen der Stadt in den dammartig gelagerten Steinen erkennen, wie auch die Fundamente der Häuser in andern Steinschichten finden können. Ob

ſolches aber der Fall, oder ob's nur ein Gerede der Leute iſt, weiß ich nicht, jedenfalls wird ſich aber etwas Derartiges dort finden, welches die eben erzählte Sage im Munde des Volkes friſch erhält.

Der ſpukende Müller von Wendorf bei Brüel.

Auf der Mühle zu Wendorf, ein einhalb Meile von Brüel entfernt, wohnete früher ein Müller, der war kein guter Menſch, und viele Sünden belaſteten ſein Gewiſſen.

Als er auf dem Todtenbette lag, hätte er gerne noch etwas, was ſein Herz beſonders ſchwer drückte, den Seinigen gebeichtet; aber er konnte es nicht, und ſo ſtarb er denn endlich, ohne ſeine Abſicht erreicht zu haben.

Deshalb hatte nun auch nachher der Müller keine Ruhe im Grabe, und in der Mühle war's nach ſeinem Tode gar nicht mehr recht richtig. Oft knarrte und polterte es dort des Nachts ſo ſtark, daß der Geſelle ganz erſchreckt aus dem Bette fuhr; wenn er dann aber nachſuchte, war nichts zu finden, nichts zu hören oder zu ſehen.

Bald aber ſchon merkte man es wol, daß man es hier nicht mit etwas Irdiſchem, ſondern mit nichts Anderem, als mit dem Geiſte des abgeſchiedenen Müllers zu thun habe.

Da baten denn die damaligen Beſitzer der Mühle den Paſtor, ſie von dieſem läſtigen Geiſte zu befreien.

Der Paſtor kam auch ſogleich, und es gelang ihm, den Geiſt in den Ofen zu beten.

Als der Geiſt alſo eingeſchloſſen war, ließ der Prediger einen Sack vor das Ofenrohr halten und ihn darin fangen.

Gar kläglich bat nun der Gefangene, ihm zu ſeiner Beſchäftigung doch etwas mitzugeben. Man ſteckte ein Pfund Wolle in den Sack, die er bei ſeinen Lebzeiten gerne gepflückt hatte, und trug ihn darauf nach dem Moore, das auf dem Wege von Weberin nach Jülchendorf liegt. Hier bannte man den Geiſt feſt und wies ihm ſeinen ſteten Wohnſitz an.

Noch heutigen Tages ſoll der Müller auf dieſem ſeinem Verbannungsorte herumſpuken und die dorthin kommenden Leute, namentlich des Nachts, beläſtigen und irre führen.

Hat ſich aber Jemand in dem Holze verirrt, was häufig geſchehen ſoll, ſo heißt es gleich von ihm: „Em hett woll de Wullplücker möt't!“ *)

Wunderbare Thiere bei Niederhagen, Mittelhagen und Hinrichshagen, unweit Roſtock.

(Von E. Wolff, Paſtor zu Rövershagen.)

Auf dem Wege zwiſchen Niederhagen und Mittelhagen, behaupten Manche, laufe des Abends ein grauer Hund, der denjenigen, der dort geht, begleitet.

Einer hat ſich ſogar durch das Geſehene ſo vom Wege abdrängen laſſen, daß er mitten auf das Feld gerathen und in einen ganz andern Weg hineingekommen iſt. Als es nicht hat weichen wollen, hat er endlich ausgerufen: „Wo willſt Du Teufel hin!“ Da iſt's verſchwunden.

---

*) „Ihn hat wol der Wollpflücker gemötet — aufgehalten!“

In Hinrichshagen, ſagte man vor einigen Jahren, erſcheine öfters ein Fuchs, ſchaue bald in's Fenſter, bald liege er vor der Thüre, ſo daß man nicht aus und ein gehen könne. Wenn der Jäger darnach ſchieße, ſo falle er zwar und immer mit der Schnauze in den Sand. Wenn man ihn aber nachher aufnehmen wolle, ſo ſei er verſchwunden.

Das Duell der Todten in der Kirche zu Alt-Gaarz bei Neu-Bukow.

(Von **Adolf Pechel** zu Brahlſtorf.)

Auf der Halbinſel Wuſtrow, die ſich im Norden Mecklenburgs tief in die Oſtſee hineinzieht, lebte vor etwa 150 Jahren ein reicher Gutsbeſitzer; Herr von der K..... war ſein Name. Er war auch zugleich Patron der Kirche zu Alt-Gaarz, welcher Ort hart am Eingange der Halbinſel Wuſtrow liegt. Dieſer Herr von der K. hatte das Recht, mit ſeiner Equipage auf den Kirchhof fahren zu dürfen. — Noch jetzt bezeichnen uns 4 eiſerne Ringe an ſeiner Kapelle den Ort, wo man die Roſſe während des Gottesdienſtes feſtband.

Um dieſes Recht war er ſchon vielfach beneidet worden, beſonders verdroß es den ſtolzen Herrn von P....., damaligen Erbherrn auf Mechelsdorf. Schon lange hatte er ſich mit dem Gedanken getragen, es dem Erbherrn auf Wuſtrow entgelten zu laſſen, ein ſolches Vorrecht zu beſitzen, und bald bot ſich ihm eine günſtige Veranlaſſung dar.

Er fuhr nämlich einmal zur Kirche, und Herr von der K. war nicht da. Ohne ſich zu beſinnen befahl er ſeinem Kutſcher,

auf den Kirchhof zu lenken und auch an der Kirche, bei der Kapelle des Erbherrn auf Wuſtrow anzuhalten. Es geſchah; doch glücklicherweiſe kam Letzterer nicht zur Kirche, ſonſt würde ſich ſchon hier auf dem Friedhofe zwiſchen den beiden Gegnern, die ſich tödtlich haßten, ein Duell auf Leben und Tod entſponnen haben.

Aber ſchon Mittags erfuhr Herr von der K., wie frevelntlich der Erbherr auf Mechelsdorf in ſeine Rechte gegriffen. Zornglühend beſtieg er ſein Reitpferd und ſprengte in ſtürmender Haſt nach Mechelsdorf, um ihn im Duelle für die höhnende Verletzung ſeines Rechtes zu züchtigen. Nur ein einziger treuer Diener begleitete ihn zu Pferde und überbrachte Herrn von P. die Herausforderung auf Leben und Tod.

Dieſer ſaß eben an der Mittagstafel, als der Diener des Erbherrn von Wuſtrow keck in den Saal trat und ihm den Fehdehandſchuh ſeines Herrn vor die Füße warf.

Herr von P. ergrimmte über eine ſo kühne Herausforderung, langte ſchnell zwei Piſtolen aus ſeinem Waffenſchranke und ſprach, ohne den Handſchuh aufzuheben, zu dem Diener: „Deinem Herrn ſoll ſein Recht werden!“ Er eilte hinaus auf den Hof, wo hoch zu Roß mit blitzendem Säbel der Erbherr von Wuſtrow hielt.

Herrn von der K's Auge funkelte in wildem Grimme und mit zornbebender Stimme donnerte er ſeinem Gegner entgegen: „„Zu den Waffen! Rache dem Beleidiger!““

Doch Herr von P., ohne ihn einer Antwort zu würdigen, erhob ſein Piſtol und drückte es ab auf das Herz des Erbherrn von Wuſtrow.

Nur zu gut traf der Schuß. Ohne einen Schrei auszuſtoßen ſank Herr von der K. entſeelt vom Pferde. Das treue Roß aber, als fühle es den Verluſt ſeines Herrn, jagte davon

in fliegender Haſt, heim nach dem Schloſſe ſeines ſo ſchmählich ermordeten Herrn, um dort die Trauerbotſchaft den ängſtlich Harrenden zu verkünden. Der treue Diener ſprengte in wildem Galopp hinter drein; denn auch auf ihn hatte Herr von P. losgedrückt, um ihn für die kühne Forderung zum Zweikampfe zu ſtrafen.

Wovon das mit Schweiß und Blut bedeckte Pferd ſchon eine Ahnung auf Wuſtrow eingeflößt, davon brachte der Diener Gewißheit.

Aber auch noch jetzt war die Rache des ſtolzen Herrn von Mechelsdorf nicht befriedigt, noch im Tode wollte er ſeinen ſo bitter gehaßten Feind beſchimpfen. Er ließ den Leichnam nach Alt-Gaarz ſchleifen und dort auf die Dünen am Eingange der Halbinſel Wuſtrow werfen, wo die kühlen Wellen der Oſtſee den Leichnam netzten und das Blut von ſeinen Wunden ſpülten.

Hier fanden ihn die Gutsinſaſſen von Wuſtrow. Er wurde nach ſeinem Schloſſe gebracht und wenige Tage hernach unter lauter Klage in ſeiner Familiengruft beigeſetzt.

Aber die göttliche Vergeltung ruhte nicht ob ſolcher fluchwürdigen That. Wenige Tage ſpäter ereilte auch den Mörder ihr rächender Arm, und auch den Herrn von P. begrub man in der Kirche zu Alt-Gaarz, nicht weit vom Altare.

Nun aber war der ſanfte Frieden, ſo ſonſt auf dieſem ſtillen Gotteshauſe ruhte, geſchwunden, und die heilige Stille im Innern der Kirche wurde durch einen tobenden Lärm, untermiſcht mit Waffenruf und Schwerterklang, geſtört. Am hellen Mittage ſowol, als im ſtillen Dunkel der Nacht vernahm man von dieſer Stätte des Friedens ein nie endendes Waffengeklirre, als ob zwei erbitterte Feinde im wüthenden Handgemenge mit einander ſeien.

Dies war natürlich Allen auffallend, und einige beherzte

Männer wagten ſich am hellen Tage hinein, in die hehren Räume des Gotteshauſes, um die Urſache des Lärms zu ergründen. Da war zwar Alles ſtill, und nur Ruhe und Frieden ſchien in der Kirche zu wohnen; aber waren ſie wieder hinausgegangen, dann vernahm man wieder daſſelbe Getöſe, denſelben Waffenſchall, daſſelbe durchdringende Angſtgeſchrei und das Röcheln eines von der ſcharfen Klinge zum Tode Verwundeten. Darnach ſchien dann Alles ſtill zu werden.

Aber auf's Neue entbrannte der Kampf, ſtärker und gellender wurde das Angſtgekreiſch des Sterbenden, heller und durchdringender ertönte der Triumphruf des Siegers. Entſetzt flohen Alle davon, Niemand wagte ſich in die ſonſt ſo friedlichen Räume des Gotteshauſes hinein, Jeder befürchtete, es könne ihn der ſcharfe Stahl der unſichtbaren Kämpfer treffen.

Verödet ſtand die Stätte des Friedens; ſie, ſonſt der Sammelplatz einer großen Volksmenge, ſtand nun vereinſamt da, jetzt nur noch ein Kampfplatz von unſeeligen, feindlichen Geiſtern, die ſelbſt im Tode keine Ruhe hatten.

Als zuletzt weder Prediger noch Küſter über die Schwelle des Gotteshauſes zu treten wagten, ſah man ſich genöthigt, die Leichen der beiden erbitterten Feinde zu trennen und damit den Kampf zu beendigen.

Die Leiche des Herrn von P. wurde aus der Gruft genommen, nach Wismar gebracht und dort begraben.

Seitdem herrſchte wieder Ruhe im Gotteshauſe zu Alt-Gaarz.

Der verbannte Mittelstädt von Alt-Strelitz.

(Von L. P. in S.)

Nahe bei Alt-Strelitz, zur Seite der ersten steinernen Brücke von der alt-strelitz-fürstenberg-berliner Chaussee, liegt ein Ackerstück, Petersschulen genannt. Früher war dort ein ziemlich hoher Berg, der erst bei dem Bau der Chaussee abgetragen wurde. Auf demselben wuchsen viele Haselnußstauden, Dornbüsche, Erdbeeren und dergleichen mehr.

In diesem Berge nun soll ein Verbannter, Namens Mittelstädt herumschleichen, und erst auf folgende Weise wieder befreiet werden können:

Zuvor muß nämlich ein Vogel über diesen Acker fliegen, der eine Eichel im Schnabel hat, diese soll er dann hier fallen lassen und hieraus ein Eichbaum entstehen, der hundert Jahre alt werden muß. Dann soll der Baum gefällt und von einem Tischler angekauft werden, der eine Wiege daraus verfertiget. In diese Wiege muß dann ein kleines Kind gelegt werden, das dann später über die Stelle, wo der Verbannte sich aufhält, läuft; alsdann ist der verbannte Mittelstädt erst wieder erlöset.

Auch soll der Genannte den Leuten, die hier früher herkamen, um Haselnüsse und Erdbeeren zu sammeln, auf den Buckel gesprungen sein und so lange darauf gesessen haben, bis sie endlich den Platz verließen.

Der Grund, weshalb Mittelstädt hier verbannt hauset, ist nicht bekannt; vielleicht ist er eine Art strelitzer Rübezahl oder ein ähnlicher Berggeist.

Digitized by Google

Der Schatz in der Kirche zu Ankershagen bei Penzlin.

Bald nachdem die Burg zu Ankershagen zerstört worden war,*) haben die Mönche Besitz von dem Orte genommen. Bis zum dreißigjährigen Kriege sollen sich dieselben hier behauptet haben, dann aber plötzlich von dort vertrieben worden sein.

Nach einer alten Sage haben nun die Mönche, bei ihrer unerwarteten und schnellen Vertreibung, viele Schätze in Ankershagen zurücklassen müssen; dennoch aber sollen sie vor ihrem Abzuge doch noch soviel Zeit gefunden haben, um ihre sämmtlichen Werthsachen auf die Seite zu schaffen und sie wohl zu verbergen.

Namentlich, meinen die Leute, ist wol in der Kirche viel Gold und sonstige Kostbarkeiten von den Mönchen vermauert worden, welcher Glaube durch folgende Thatsache noch mehr Nahrung gewinnt:

Nach den Berichten der ankershagener Prediger sollen nämlich immer, in Zwischenräumen von zwanzig bis fünf und zwanzig Jahren, ausländische Männer bei ihnen erscheinen und um Oeffnung der Kirche bitten. Hat man ihren Wunsch erfüllt, und ihnen die Kirche geöffnet, dann sehen sie sich in derselben allenthalben ganz genau um, schlagen hier und dort prüfend mit einem kleinen mitgebrachten Hammer an die Mauern und entfernen sich darauf wieder. Die Sprache dieser Männer aber ist fremd, so auch ihr Aussehen und ihre Manieren.

*) Siehe Seite 215 bis 224 ersten Bandes, die Sage vom Raubritter Henning von Ankershagen.

Der Mönkenberg bei Kritzenow unweit Rostock.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Südöstlich von dem Dorfe Kritzenow, ungefähr 3/4 Meilen von Rostock entfernt liegt ein Berg, der Mönken-, goldene oder Hexenberg genannt wird. In diesem Berge wohnten vor Zeiten Unterirdische — Zwerge —, ein harmloses Völkchen, welche mit den umwohnenden Menschen in Frieden lebten und sich ihnen oft dienstfertig bewiesen; wurden sie aber zum Zorne gereizt, so suchten sie ihre Rache zu befriedigen. Ihr Getränk, ein gutes Bier, braueten sie selber, holten sich aber das dazu erforderliche Geräthe in der Nacht aus einem benachbarten Bauerhause, wofür sie sich dankbar erzeigten und die Einwohner dieses Gehöfts nicht allein mit diesem Getränke versorgten, sondern auch zum Wohlstand verhalfen.

An diesem von den Zwergen bewohnten Berge liegt ein bedeutendes Torfmoor, damals dicht mit Holz und Busch bestanden. Hier hütete die Jugend des Dorfes nach damaliger Sitte des Nachts die Pferde; diese Hirten aber waren gewöhnlich selber zu Pferde.

Das Knallen mit Peitschen in der Nacht war nun den Unterirdischen sehr zuwider und sie hatten es sich schon oft merken lassen, daß sie dadurch in ihrer Ruhe gestört würden.

Unter den Knaben des Dorfes zeichnete sich einer durch seinen Muthwillen aus und suchte fortwährend die Unterirdischen zu ärgern. Als er einst in einer hellen Nacht das Knallen betrieb, kam ein kleines Männchen auf ihn zu mit einem silbernen, inwendig vergoldeten Becher in der Hand und bot ihm einen Trunk daraus an. Der Hirtenknabe ergriff den Becher,

aber ſtatt zu trinken wandte er, da er ſich nichts Gutes vermuthete, raſch das Pferd und jagte davon auf dem Wege nach Bieſtow und Roſtock. Der Unterirdiſche eilte raſch hinter ihm her, mußte aber, als er an einen Kreuzweg kam, unverrichteter Sache wieder umkehren.

Der Knabe, der ſich noch immer verfolgt wähnte, hielt nicht eher an, als bis er ſich in dem Kirchdorfe Bieſtow befand, mit ſeinem Becher in der Hand.

Von der im Becher vorhandenen Flüſſigkeit war ein großer Theil verſchüttet, beſonders beim Umſehen, auf den Schwanz des Pferdes. Wie dieſer Trunk beſchaffen war, zeigte ſich nun, denn die Haare des Schwanzes und wohin ſonſt noch ein Tropfen gefallen war, erſchienen ganz verbrannt.

Der Knabe war froh, dieſer Gefahr entronnen zu ſein dankte Gott und ſchenkte den Becher der Kirche zu Bieſtow.

(R. Z.)

Die Unterirdiſchen oder Mönken in dem Rummelsberge bei Peckatel unweit Schwerin.

(Von L. u. A. in R.)

Auf dem Felde des ein und eine halbe Meile von Schwerin gelegenen Dorfes Peckatel, liegt ein kleiner Hügel, — wahrſcheinlich ein großes Hünengrab, — von den Leuten der Rummelsberg genannt.

In dieſem Berge nun ſollen Unterirdiſche oder Mönken wohnen, die ſich in früheren Zeiten oft im Dorfe gezeigt und überhaupt durch Mancherlei ihr Daſein bemerkbar gemacht haben.

Digitized by Google

Häufig haben ſie zum Beiſpiel große Tafel auf dem Rummelsberg gehalten, wozu ſie ſich dann die ihnen fehlenden Geräthſchaften aus den nahen Bergen geliehen hatten.

Eines ſchönen Tages, als wieder einmal eine lange, gedeckte Tafel der Mönken auf dem Berge ſtand, kam grade zufällig ein Knabe aus Peckatel nach dort. Neugierig trat er näher und ſah ſich mit kindlicher Luſt die ſchönen Sachen auf dem Tiſche an. Sein größtes Wohlgefallen erregten namentlich die hübſchen, zierlichen Meſſerchen; ſchnell nahm er ſich ein ſolches und eilte damit zum elterlichen Hauſe. Hier zeigte er es frohlockend dem Vater und erzählte ihm ganz unbefangen, wie er dazu gekommen.

Der Vater, der da aber wußte, daß es nicht gut ſei, die Unterirdiſchen zu foppen oder gar zu beſtehlen, und daß die Tafel nicht eher wieder verſchwinden würde und könnte, bis das Meſſer wieder da ſei, befahl dem Knaben mit ernſter Miene, daſſelbe ſofort wieder dorthin zu tragen, wo er es fortgenommen.

Der Knabe gehorchte, und alsbald war die Tafel wieder verſchwunden.

Solche und ähnliche Geſchichten werden noch viele von den Mönken erzählt; wodurch es aber gekommen, daß die Unterirdiſchen den Verkehr mit den Menſchen gänzlich abgebrochen haben, darüber berichtet die Sage Nachſtehendes:

Häufig ſoll es nämlich früher vorgekommen ſein, daß die Mönken ihre Kinder zu den Dorfbewohnern gebracht und ſich dafür eins von ihren Kindern mitgenommen haben. Gewöhnlich geſchah dies des Nachts, oder doch nur dann, wenn Niemand anders, als grade nur das Kind, in der Stube war.

Eine Frau in Peckatel war nun wieder einmal ſo unglücklich geweſen, ſtatt ihres kräftigen, lieblichen Kindes, am näch-

ſten Morgen ein ſolch s Wechſelbalg der Unterirdiſchen in der Wiege vorzufinden.

Aus Furcht vor weiterem Unglücke hatte die arme Mutter ſich nun ſchon einige Jahre geduldig mit dieſem ungeſtalteten Kinde herumgequält, das weder wuchs, noch gedieh.

Eines Tages bat das Kind ſeine Pflegemutter, ſie ſolle ihm einmal etwas zeigen, was es noch niemals geſehen. Da nahm die Frau ein Ei, zerſchlug es und richtete es ſo an, wie es bei Bauersleuten Sitte iſt, und reichte es dann dem Kinde zum Eſſen hin. Das unterirdiſche Kind aber wollte die Eierſpeiſe nicht nehmen, ſtieß ſie zurück und ſprach:

„Ick bün ſo olt,
Als böhmen Gold;
Äverſt ſo wat hev ick
Min lävdag nich ſeen!“*)

Hierüber ward die Frau ſehr böſe und züchtigte das Kind ſtark.

Die Mönken holten ſich bald darnach ihr Kind wieder und haben ſeitdem auch nie ein ſolches wiedergebracht; wie ſie denn überhaupt auch ſeit dieſer Zeit ganz aus allem Verkehr mit den Leuten getreten ſind.

---

*) „Ich bin ſo alt,
Als böhmiſch Gold;
Aber ſo etwas habe ich
Mein Lebtag nicht geſehen!“

Der Steintanz bei Boitin unweit Pützow.

(Von F. Schwenn zu Ludwigslust.)

Geht man auf der Landstraße von Zernin nach Boitin, so kommt man nach einer Wanderung von einer halben Stunde in einen großen Buchenwald, der in Form eines Halbmondes die üppigen Kornfelder mit einem grünen Rahmen umgiebt. Ungefähr zwanzig Schritte vom Saume des Waldes führt ein Fußsteig von dem eigentlichen Wege ab, rechts in das Gebüsch. Verläßt man die Landstraße und folgt den Windungen dieses Pfades, so kommt man nach einer Viertelstunde an das Ufer eines kleinen Waldsees, in dessen blauen Fluthen sich die nahestehenden Bäume spiegeln. Jetzt wird der schmale Steig zu einem breiten Waldwege, an dessen beiden Seiten hohe Buchen stehen. Der Weg führt eine sanfte Anhöhe hinauf. Auf derselben erblickt man, unter gewaltigen, mit Moos und Schorf bedeckten Buchen, mehrere große Steine, welche in drei Kreisen herumstehen oder liegen. Ein kleiner Graben ist um die Steinkreise gezogen. In jedem Kreise mögen sich etwa neun Steine befinden. Unter den Steinen des äußern Kreises ist einer, der mit einem Auftritte versehen ist, und daher mag es kommen, daß man ihm den Namen der Kanzel gegeben hat. In dem einen Kreise liegt ein platter Stein mit dreizehn eingegrabenen, viereckigen Löchern, den man die Brautlade nennt.

Es ist wol mit Gewißheit anzunehmen, daß die Steine Ueberreste gottesdienstlicher Heiligthümer sind, und die alten Wenden hier ihren Göttern geopfert haben. Der angeführte Stein des inneren Kreises zeugt am meisten für diese Annahme, denn man erkennt auf den ersten Blick, daß der Stein einst zum

Opferaltar gedient hat, und die Löcher in demſelben ſind wahrſcheinlich zum Auffangen des Blutes beſtimmt geweſen.

Im Munde des Volkes gehet eine Sage über die Entſtehung dieſes ſogenannten Steintanzes. Die Sage erzählt folgendermaßen:

Vor vielen Jahren lag nicht weit von dem Orte, wo man jetzt den Steintanz findet, das Dorf Dreetz.*) Die Bauern dieſes Dorfes waren rohe, gottloſe Leute und lebten nur dem Genuſſe dieſes Lebens.

Einſt feierten dieſe Bauern eine Hochzeit, zu der viele Gäſte eingeladen waren. Es wurde getanzt und geſchwelgt bis an den hellen Morgen.

Da wurden einige der Gäſte des Tanzes müde und wollten Kegel ſpielen; aber es fehlte ihnen an Geräthſchaften zu dieſem Vergnügen. Ihren Vorſatz wollten ſie aber einmal nicht aufgeben, und ſo kamen ſie auf den Gedanken, ſich aus Würſten und Brot Kegel und Kugeln zu machen.

Das Spiel ging vor ſich; aber da kam die Rache des Himmels über ſie, und verwandelte in einem Augenblicke die Spieler und die Tänzerkreiſe in Steine.

Einer der Gäſte, ein Schäfer von einem nahen Hofe, hatte den Vorſchlag der Frevler nicht gebilligt, ſondern vielmehr von dem böſen Beginnen abgerathen. Ihm ſagte ein Geiſt, er würde mit dem Leben davon kommen, wenn er ſich auf der Flucht nicht umſähe.

Der Schäfer floh; aber die Neugierde wurde bei ihm ſtärker, als die Furcht. Schlauer Weiſe ſuchte er das Gebot des Geiſtes zu umgehen, und unten durch die Füße zu ſehen;

*) Altes Gemäuer bezeichnet noch jetzt die Lage dieſes längſt untergegangenen Dorfes.

aber im Augenblicke wurde auch er in Stein verwandelt. Sein Hund, der ihm gefolgt war, theilte sein Schicksal.

So findet man diese beiden Steine bei einer Kathenwohnung in Boitin.

Auch die Brautlade wurde in Stein verwandelt. Jedoch soll aus derselben an jedem Johannistage, um 12 Uhr Mittags, ein rother Faden heraushangen. Wer nun den Muth hat und nur herzhaft zugreift, soll den Schatz, der in der Lade verborgen ist, heben können.

Im Sommer ist der Steintanz ein besuchter Platz; denn täglich kann man kleine Gesellschaften antreffen, welche diese Steine, alte Zeugen aus der wendischen Vorzeit, betrachten. Hunderte von Namenszügen sind in die Rinden der Bäume eingegraben und geben Zeugniß, daß schon Mancher in dem Schatten dieser Riesenbäume geweilt hat.

Es ist auch sonderbar, was für Gedanken sich dem Herzen unter den Zweigen der alten Bäume aufdringen. Der Geist gehet zurück in die Zeit, in der unsere Vorfahren hier ihren Götzen opferten, und man glaubt zuweilen das Geschrei eines armen Kriegsgefangenen zu hören, der hier dem Wendengotte, dem Radegast, bluten mußte. Unwillkürlich steigt bei solchen Gedanken ein Gebet aus tiefster Brust zum Throne des einigen Gottes, der uns aus der Finsterniß des Heidenthums gerissen und uns gegeben hat das helle Licht des Evangeliums!

Das Teufelsgitter in der St. Marienkirche zu Wismar.

In der altehrwürdigen St. Marienkirche zu Wismar befindet ſich um den Taufſtein ein äußerſt kunſtreich gearbeitetes eiſernes Gitter. Dasſelbe hat faſt das Anſehen, als wäre es aus lauter durcheinander geflochtenen Stricken, ohne Anfang und Ende, zuſammen geſetzt; kurz es iſt mit ſo großer Meiſterſchaft ausgeführt, daß ſich jetzt wol nicht ſo leicht ein Eiſenarbeiter finden dürfte, der ein zweites ähnliches Gitter anzufertigen im Stande wäre.

Der leibhaftige Teufel ſelbſt ſoll aber auch der geſchickte Meiſter dieſes Gitters geweſen ſein.

Der Schmied nämlich, bei dem man in alten Zeiten ein recht künſtliches Gitter um den Taufſtein in der St. Marienkirche beſtellt, hatte ſich vorgenommen, eine ſo vorzügliche Arbeit zu liefern, daß die Nachwelt noch ſeinen Namen mit Bewunderung nennen ſolle. Da er dies aber nicht konnte, ſo rief er ſich den Teufel zur Hülfe. Dieſer erſchien auch ſogleich und erklärte ſich bereit, für den Schmied ein ſo kunſtvolles Gitter zu arbeiten, wie es noch keines Menſchen Auge geſchauet; jedoch nur unter der Bedingung, daß er ihm dafür ſeine Seele verſchreibe.

Der von Ehr- und Ruhmſucht aufgeblähete Schmied willigte in ſeiner Verblendung ein, und bald ſtand auch ſchon das vom Teufel angefertigte Gitter da. Alle Welt bewunderte dasſelbe und rühmte und pries des Meiſters große Geſchicklichkeit.

Zu ſpät aber bereuete der Schmied ſein eitles Beginnen;

nach kurzer Zeit schon ereilte ihn der Tod, und der Teufel ging mit seiner Seele zur Hölle. Die Welt aber erfuhr es nur zu bald, wer der eigentliche Verfertiger des Gitters gewesen sei, und um welchen Preis sich der Teufel dazu verstanden habe.

Von der grossen Feuersbrunst in Rostock und dem Ursprunge der schwaanschen Kuchen.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

Unter den Denkwürdigkeiten, mit deren Aufzählung der großherzoglich mecklenburg-schwerinsche Kalender beginnt, findet sich auch die große Feuersbrunst zu Rostock vom Jahre 1677 erwähnt

Das Andenken an solche und ähnliche Ereignisse pflegt sich noch lange nachher an dem Orte zu erhalten, wo sie geschehen sind. Die mündliche Ueberlieferung bringt sie von Geschlecht zu Geschlecht. Aber je weiter man sich von der Zeit des Ursprunges entfernt, desto mehr gehen auch die Einzelheiten, welche die Augenzeugen und vielleicht auch noch deren nächste Nachkommen mit gewissenhafter Treue erzählten, verloren. Zu dem Geschichtlichen mischt sich unvermerkt Sagenhaftes, bis zuletzt die Erzählung im Laufe der Zeit fast ganz Sage geworden ist, die nur noch dunkel und unbestimmt von der Begebenheit Kunde giebt, der sie ihren Ursprung verdankt. Das geschieht selbst dann nicht selten, wenn man auch durch Aufzeichnung dem Gedächtnisse der nachkommenden Geschlechter zu Hülfe gekommen ist; denn entweder ist das Niedergeschriebene

dem großen Haufen nicht zugänglich genug, oder es wird auch von ihm nicht gehörig beachtet.

So ist auch die Geschichte von der obenerwähnten Feuersbrunst*) und dem, was damit zusammenhängt, bereits halb

---

*) Es wird den geehrten Lesern gewiß nicht unlieb sein, wenn ich ihnen das hier mittheile, was Reinhold in seiner Chronik der Stadt Rostock S. 232 ff. über diese Feuersbrunst berichtet. Er sagt dort also:

1677 den 11. August brach eine erschreckliche große Feuersbrunst aus um halb neun Uhr Morgens. Das Feuer kam aus in des Bäckers Joachim Schulze Haus auf der Altstadt in der alten Schmiedestraße. Grape erzählt nach M. Sandhagen also: Und nahm (das Feuer) in großer Eil schleunigst zu, bevorab, weil nicht sobald Wasser und andere nöthige Instrumenta zum Löschen zur Hand waren, auch die Leute, so retten sollten, (obschon die Sturmglocke gezogen ward) theils auf ihre Handthierung gegangen waren. Dannenhero ist es geschehen, daß das Back-Haus, worinnen viel Holz vorhanden gewesen, in voller Gluth gerathen, und haben die Leute, da sie herzu kommen, wegen des großen Feuers, so herausgeschlagen, nicht retten können, sind also die Flammen in großer Menge auff die negsten Häuser gefallen, haben auch selbige angesteckt, weil sie theils voll ungedreschtes Korn gelegen, woraus denn das Feuer in geschwinder Eil so stark auffgestiegen, daß nicht allein die Häuser gegenüber, sondern auch die in der Wollen-Weber-Strassen, bei der Molken-Brücke, item die oben in der Schmiede-Strassen nach dem alten Markt hingestanden, gantz schleunig und auff einmal sind angegangen. Weil auch der Wind hefftig aus dem Süd-Osten stürmte, ist das Feuer gar schnell fortgegangen, und zwar auf das Kirchspiel S. Peter (welches das Unglück am meisten leider getroffen, inmassen es fast gantz darauff gegangen, wenig Häuser auf dem Küter-Brock und oben demselben am alten Markt und nach dem Thor belegen, eingenommen welche nebenst der Kirchen übergeblieben) und auch zugleich nach S. Catharinenkirche, welche nebenst sehr wohl gebauten Wayſen-Hause und umliegenden Häusern im Mittage schon in die Asche lagen, zugleich hat es auch angefangen zu brennen über die Grube in

und halb zur Sage geworden, obwol ſeit ihrer Zeit noch nicht volle zwei Jahrhunderte verfloſſen ſind. Man erzählt ſich dieſelbe aber in Roſtock etwa ſo:

---

der Kramer-Straſſe (drinnen des berühmten Herrn D. Henrici Mulleri herrliche Bibliothek geſtanden, welche gleichfalls mit verbrannt) und kleine Mönchen-Straſſe in S. Marienkirchſpiel, darüber denn die Einwohner hefftig geſchrocken, und was ſie haben retten können, damit ſind ſie aus der Stadt gewichen, wiewohl ihnen viel von gottloſen Leuten geſtohlen worden. Bei welchem Zuſtande ſich kein Menſch recht hat beſinnen und retten können, wie es recht damit zugegangen iſt, iſt Gott bekannt. Kund und offenbahr iſt, daß an vielen Orten große quantitäten Pulver, zugleich auch brennenden Lunten mit anderen zubereiten Sachen in und auſſer Häuſern, ſo auch die Hacken an den Winden, daß man kein Waſſer hat hinaufziehen können, abgeſchnitten befunden. Woraus man klärlich, wo nicht den Anfang, doch zum wenigſten die Vergröſſerung der Gefahr des Feuers, und was vor Leute vorhanden geweſen, kann erſehen. Daher denn das Feuer wie eine Fluth zugenommeu, und die Grube vom Heeringsthore biß an der Molkenbrücken, die Fiſch-Bank, Krohnen-Straſſe, gantze Krahmer-Straſſe, die Mönche-Straſſe, Dräger-Straſſe bei der Wage, den Schild, die Hege, den Ortſund, den Vogelſang, die Koßfelder-Straſſe, die meiſten Häuſer auf dem Borg-Walle, und in der Lage-Straſſe, ſammt den Häuſern am Strande biß an die Wokrenter-Straſſen hat ergriffen und verzehret; und dieſes alles faſt innerhalb 24 Stunden, wodurch denn die allerköſtlichſten Häuſer in der Stadt, ſo von Grund auff von Steinen mit unſäglichen Koſten von den Vorfahren ſind erbauet geweſen, darnieder geworfen worden, daß es wohl recht ein Feuer vom HErrn zu nennen geweſen, weil man ſonſt nicht begreiffen kan, wie ſolches zugegangen. Die Hefftigkeit des Feuers hat gewähret von halb Neun des Sonnabends, die 'gantze Nacht hindurch biß an den Sonntag Morgen, da weil der Markt und das Rath-Hauß, etlichen der Einwohner, welchen der Wind abſtund, mit Macht den Schuſter-Schütting und die Häuſer im Ortſund nach dem Markt hin angefangen

Es ſind ſchon einige hundert Jahre her, als in der Alt-Schmiedeſtraße in einem Bäckerhauſe Feuer ausbrach. Dies Haus ſtand neben dem Eckhauſe an der großen Goldſtraße, nach dem alten Markte zu. Das Eckhaus — es ſoll daſſelbe geweſen ſein, was man noch heute dort ſieht — blieb ſtehen, weil der Wind aus Süden wehete, dafür aber breitete

---

zu retten, und durch Gottes Hülfe auch gerettet, ſolches geſchahe auch durch die Einwohner und andere Chriſtl. Hertzen bei S. Marien-Kirche, die gleichfalls in Gefahr, item oben an der Koßfelder-Straſſen, item an etlichen Häuſern am Borg-Wall und in der Lage-Straſſen. Beim Wokrenter-Thore ward es auch des Sonntags Nachmittags gelöſchet, und die Einwohner nicht wenig durch einen gelinden Regen zum Retten angefriſchet, dem dann Gott Lob am Sonntage und folgendes ein großer ſtarker Regen gefolget, wodurch das hie und dort brennende Feuer negſt fleißiger Wache der Einwohner und Hülfe derer von Ihro Hochfürſtl. Durchlauchtigkeit von Güſtrow (die auch ſelbſt zugegen geweſen) mitgebrachten und geſandten Leuten mit Instrumenten gäntzlich gedämpffet. Wie hefftig der Brand geweſen, iſt daraus abzunehmen, daß in ſo kurtzer Zeit 700 ſteinerne Häuſer, die Wohn-Keller nicht einmahl mitgerechnet, ſind darnieder gefallen, unter denen auch die ſchöne Catharinen-Kirche, das überaus ſtark und wohl gebauete Weyſen-Hauß, drey Hoſpitalien, als Bröckers auf dem alten Markt, S. Jürgen fürm Borgwell-Thor, und das Lazaret fürm Heerings-Thor. Der Schade hat nicht allein die Leute in der Stadt, ſondern auch das gantze Land herum, ſo ihre Güter hier wegen der herum liegenden Soldaten in Sicherheit gebracht, getroffen. Es hat zum Gedächtniß dieſes göttl. Straff-Gerichts der ſelige Herr M. Rembertus Sandhagen Paſtor zu S. Nicolai eine Predigt gehalten über das Evangelium Domin IX. post Trinit. und zwar an dem darauff folgenden Dienſtag (denn an dem Sonntage iſt in der gantzen Stadt keine Predigt gehalten worden) ſelbige Predigt iſt gedruckt worden unter dem Titel: „Beſtraffte Haushaltung der Stadt Roſtock. Dabei ein Bericht von dieſer Feuers-Brunſt, welchen wir hier gefolget. ꝛc. ꝛc.

ſich das Feuer mit ungeheurer Schnelligkeit nach dem alten Markte und nach der Neuſtadt zu aus und legte binnen 24 Stunden über die Hälfte von der ganzen Stadt nebſt einer Kirche in Aſche.

Niemand vermogte dem entfeſſelten Elemente Einhalt zu thun. Die geängſteten Bewohner hatten ſchon alle Hoffnung aufgegeben, noch etwas von ihrer lieben Stadt zu retten und waren nur darauf bedacht, ſich und die Ihrigen nebſt den wenigen Habſeligkeiten, die ſie noch etwa geborgen, in Sicherheit zu bringen, als der Herzog von Güſtrow,*) gleich einem rettenden Engel, erſchien.

Derſelbe hatte ſich auf die Kunde von dem Unglück gleich mit ſeinem Gefolge auf die Pferde geworfen und kam nun im geſtreckten Galopp von ſeiner Reſidenz Güſtrow herüber, gerade noch zur rechten Zeit, um die Stadt vor gänzlichem Untergange zu bewahren.

Dieſer Herzog verſtand ſich nämlich, wie die Sage weiter berichtet, auf die Kunſt des Feuerbeſprechens, und da er ſah, daß hier mit gewöhnlichen Mitteln nicht mehr zu helfen ſei, machte er ungeſäumt von derſelben Gebrauch. Er umritt dreimal die Brandſtätte, wobei er hölzerne Teller mit allerlei Zauberzeichen verſehen, in die Flammen warf, und jagte dann im geſtreckten Galopp durch die verwüſtete Stadt dem Mühlendamme zu in eine Pferdeſchwemme, die Börnung genannt,

*) Herzog Guſtav Adolph von Mecklenburg-Güſtrow wurde am 25. Februar 1633 geboren, regierte vom 2. May 1654 und ſtarb am 6. October 1695, womit zugleich das Herzogthum Mecklenburg-Güſtrow — wozu auch Stadt und Herrſchaft Roſtock zählte — zu beſtehen aufhörte, da Guſtav Adolph's beide Söhne ſchon vor ihrem Vater geſtorben waren.

Der Herausg.

hinein; das Feuer hinterdrein, denn es vermogte ſeiner Beſprechung nicht zu widerſtehen, und löſchte ſich alſo ſelbſt im Waſſer.

So war denn doch wenigſtens noch ein gut Theil von der Stadt gerettet, die ſonſt wol ganz wäre verloren geweſen. Aber es drohete nun derſelben eine andere Noth. Mit dem abgebrannten Theile waren nicht nur faſt alle Backhäuſer, ſondern auch die meiſten Vorräthe an Mehl und Korn vernichtet, und ſo ſtand, wenn der Herr nicht auf wunderbare Weiſe Hülfe ſchaffte, mit Recht eine Hungersnoth zu befürchten. Doch des Herrn helfende Hand iſt uns gewöhnlich dann am nächſten, wenn wir nicht mehr wiſſen, wo aus noch ein. Und ſo wußte der Herr auch hier rechtzeitig die Herzen der Nachbarn zu herzlichem Mitleiden zu bewegen.

Kaum erfuhren nämlich die Bäcker in den umliegenden Städten, wie traurig es in Roſtock ſtand, als ſie ſich auch ſchon beeilten, den ſo ſchwer Heimgeſuchten Mundvorrath zuzuführen, und ſo wenigſtens in etwas ihre große Noth zu lindern. Die erſten, welche kamen, waren die Schwaaner, vielleicht weil ihre Stadt die nächſte war.

Hatten nun die Schwaaner in echt chriſtlicher Weiſe ihren bedrängten Nachbarn zur Zeit der Noth beigeſtanden, ſo wollten dieſe es auch wiederum nicht unterlaſſen, auf irgend eine Weiſe ihren Dank zu bethätigen, und ſo erlaubte man ihnen denn, was man ſonſt Keinem vorher noch nachher geſtattet, alljährlich einmal mit ſolchem Weißbrod nach Roſtock zum Verkauf zu kommen, als ſie es zur Zeit der Feuersbrunſt dorthin gebracht hatten.

Dies geſchah denn auch, und zwar am Gründonnerſtage.

Indem man den Schwaanern dieſe Vergünſtigung zugeſtand, wollte man gewiß auch das Andenken an ihre helfende Liebe unter den Nachkommen erhalten. Aber, wie das ſo geht,

der Menſch hat in Bezug auf empfangene Wohlthaten von Haus aus ein ſchlecht Gedächtniß und iſt meiſt angſt, daß er, was das Danken anlangt, zu viel thut; und es ſcheint auch bei den Roſtockern in dieſem Punkte nicht viel beſſer beſtellt geweſen zu ſein, wenigſtens erſchwerte man den guten Schwaanern die Ausübung der ihnen gewordenen Vergünſtigung durch allerlei Förmlichkeiten dermaßen, daß man allem Anſcheine nach ihnen die Sache ſo bald als möglich verleiden wollte. Es war nicht genug, daß ſie nur an einem beſtimmten Tage erſcheinen durften, ſie durften ſich auch nicht früher als am Gründonnerſtage ſelbſt mit ihrer Waare in der Stadt ſehen laſſen. Zu dem Ende mußten ſie in einem Wirthshauſe vor der Stadt übernachten, wenn ſie ſchon am voraufgehenden Abend anlangten, und dort bis zum Morgen warten. Schlag ſechs Uhr war die Zeit, wo ſie einpaſſiren durften. Dann erwartete ſie einer der Gewettsdiener am Steinthore und viſitirte ihre Päſſe. Waren dieſe richtig befunden, ſo konnten ſie ungehindert in die Stadt einziehen; mußten ſich aber gleich nach dem Markte zum Verkauf ihres Brotes begeben. Da konnten ſie denn ſo gut handeln, als es gehen wollte. Zu Mittag mußten ſie aber ſchon wieder den Markt räumen und mit dem Schlage Zwölf aus der Stadt ſein. Auch hierauf hatte der Gewettsdiener genau zu achten und den etwaigen Uebertretern dieſes Gebotes ihre Waaren abzunehmen.

Die Schwaaner ließen ſich aber durch dergleichen nicht in der Ausübung ihres wohlerworbenen Rechtes irre machen. Die dortigen Bäcker ſchickten vielmehr fortan regelmäßig ihre „ſchwaanſchen Kuchen“ nach Roſtock zu Markte, damit nicht durch Nichtausübung dieſe ihre alte Gerechtſame verjähre. Die roſtocker Bäcker hingegen traten den ſchwaanern gegenüber bald als Concurrenten auf, indem auch ſie anfingen, am Gründon-

nerſtage ſchwaanſche Kuchen zu backen und in ihren Häuſern feil zu bieten.

Die ſchwaanſchen Kuchen — gleichviel ob von Roſtockern oder Schwaanern gebacken — ſind noch immer in Roſtock gang und gäbe und regelmäßig erſcheinen am Grüudonnerſtage während der beſtimmten Zeit die ſchwaaner Bäcker mit denſelben auf dem neuen Markte.

Noch immer beſteht die alte Sitte in Roſtock, daß dann die Eltern ihren Kindern und die Herrſchaften ihren Dienſtboten ſolche Kuchen ſchenken; wie ſich denn auch Freunde und Verwandte, kurz alle Welt gegenſeitig und unter einander an dieſem Tage durch ſchwaanſche Kuchen erfreut und beſchenkt, darin ſchmauſet und ſich, oft bis zum Uebermaße, gütlich damit thut.

Die Erlösung eines Ruhelosen bei der Brücke zwischen Bargensdorf und Stargard.

(Von **F. C. W. Jacoby** zu Neubrandenburg.)

Eines Abends im Spätherbſt, die Uhr mogte neun ſein, ſagte eine Bauerfrau zu ihrem Manne, ſie habe ganz und gar vergeſſen, ihm mitzutheilen, daß ihr hausbacken Brod all und auch gar kein Mehl mehr vorräthig ſei. Er müſſe wol noch heute Abend mit Korn nach der ſtargarder Mühle fahren, damit ſie Mehl kriege und morgen backen könne.

Der Bauer ſieht die Nothwendigkeit ein, macht ſich zur Fahrt fertig und iſt bald darauf unterwegs.

Stargard ist in kurzer Zeit erreicht, in der Mühle läßt er sein Korn mahlen und fährt dann zurück.

Auf dem Heimwege singt der Bauersmann das Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder“ u. s. w. und als er bis zu der Stelle gekommen ist: „Meine Augen steh'n verdrossen, im Hui sind sie geschlossen“, ist er gerade bis zu der Brücke gelangt, welche an der Grenzscheide zwischen dem stargardschen und bargensdorfer Felde liegt. Eine Stimme ganz in der Nähe — sie schien unter der Brücke herauszukommen — fährt fort zu singen: „Wo bleibt dann Leib und Seel'?“ hält aber mit diesen Worten auch auf.

Den Bauer überfällt eine namenlose Angst, die Pferde werden unruhig und er vermag sie nicht über die Brücke zu bringen. Alles Hin- und Herzerren, alles gütliche Zureden bringt die Pferde nicht von der Stelle, er muß zuletzt zitternd an allen Gliedern vom Wagen steigen, die Pferde bei dem Gebiß anfassen und sie auf diese Weise über die Brücke leiten. Dann setzt er sich mit beklommenem Herzen und unbeschreiblicher Beängstigung wieder zu Wagen und seine Pferde laufen, was das Zeug halten will, mit dem Wagen nach Hause.

Im Schweiß gebadet und seiner Sinne kaum mächtig, tritt der Geängstigte in seine Wohnung und es währt eine lange Zeit, ehe er sich so weit gesammelt hat, um seiner Frau das Erlebte mittheilen zu können. Nachdem auch sie sich von ihrem Erstaunen erholt, meint sie, es wäre das Beste, wenn er am andern Tage zu ihrem Pastor in Stargard gehe, dem sein Erlebniß mittheile und ihn um Rath frage.

Dies geschieht denn auch. Der Pastor räth einfach, daß wenn der Bauer wieder einmal zur Abend- oder Nachtzeit die Brücke passiren müsse, er dieselben Worte singen solle, und im Falle wieder eine Stimme die bezeichneten Worte zu singen

fortfahren würde, er mit den Worten des Liedes weiter ſingen und antworten ſolle.

Dieſen Rath verſpricht der Bauer zu erfüllen und es währt nicht lange, als ſich ihm ſchon Gelegenheit dazu bietet.

In einer ſpäten Stunde führt ihn der Weg wieder über die Brücke und er ſingt abermals: „Mein' Augen ſteh'n verdroſſen, im Hui ſind ſie geſchloſſen;“ da hört er jene Stimme zu ſingen fortfahren: „Wo bleibt dann Leib und Seel'?“ Und ruhig ſingt er nun weiter: „Nimm ſie zu Deinen Gnaden, ſei gut vor allem Schaden, Du Aug' und Wächter Israel!“

Kaum hat der Bauer dieſe Worte beendet, ſo ruft die Stimme freudig einige Mal: „Erlöſt! Erlöſt!“ Die Pferde gehen ruhig über die Brücke und nie zeigt ſich, oder hört man dort etwas wieder.

Brandt's Kreuz in der roſtocker Heide bei Roſtock.

(Von J. J. F. Gieſe zu Strohkirchen.)

Dort hinter großen, heidenreichen Horſten,
Nicht fern vom Strand der wilden Baltſchen-See,*)
Tief in dem Dickicht meilengroßer Forſten,
Dem ſichern Hauf' der Eber, Hirſch' und Reh',
Dort in der ganzen Gegend ſchönſtem Reiz,
Dort ſteht auf kleiner Höh' ein einſam Kreuz.

Das Kreuz mit ſeiner Inſchrift, oft bewundert,
Wenn es der Fremdling tief im Walde fand,
Erinnert an das vorige Jahrhundert,

*) Oſtſee.

Erinnert an den alten Jäger Brandt,
Der hier auf eine graunerregend Art,
Von einem wilden Bär*) zerriſſen ward.

Der Jäger, wilder, wie die wildſten Bären,
Die im Reviere jemals er geſehn,
Stand lange, lange ſchon in dem Begehren,
Mit Satanas ein Bündniß einzugehn;
Er hatte ſchwer gefrevelt und geflucht
Und ſomit Satans Beiſtand nachgeſucht.

Doch Satanas iſt niemals ihm erſchienen,
Hat niemals ihn mit ſeinem Dienſt erfreut;
Was ſollte er dem Höllenkind noch dienen,
Der lange ſchon des Teufels ſichre Beut'!
Er hat die Bosheit nur in ihm genährt,
Daß ſeine Sünde furchtbar ſich gemehrt.

Einſt hörte er aus einer Teufelsſage:
„Oblat' im Weltgebrauche muß beſcher'n."
Drum eilte er am Grünendonnerstage
Nach Röversbagen hin, zum Tiſch des Herrn;
Jedoch ſein nur zum Schein zerknirſchtes Herz,
Es fühlte nichts von Reu' und Sündenſchmerz.

Ihm wurde Brod, der Leib des Herrn gegeben,
Ihm wurde Wein, das Blut des Herrn gereicht.
Doch dieſer Frevler ſuchte ja kein Leben,
Er ſuchte Brod, und ſolches wurd' ihm leicht;
Geweihtes Brod für ſeiner Büchſe Schlund,
Das ſuchte er und fand's in ſeinem Mund.

*) Keuler, Eber.

„Ihr Donnerwetter," tobte jetzt der Wilde
Den ſtillen Heidejägern in das Haus,
„Wollt Ihr mit mir ſogleich in das Gefilde
Und in's Gebüſch zur Eberjagd hinaus!!
Von tauſend Teufeln wird Euch heut gezeigt,
Wie Brandt, ihr Bruder, ſeinen Zweck erreicht!"

Doch keiner dieſer Leute wollte gehen,
Als ſie den ſchweren Frevel Brandt's gehört;
Sie ſahen ſchon den Teufel bei ihm ſtehen
Und ſah'n die Krallen ſchon zu ihm gekehrt.
„„Ja,"" ſprachen ſie, „„wir geh'n nach unſrer Pflicht,
Mit Dir und Teufeln aber geh'n wir nicht!""

Jetzt mußte die Oblat' mit der Patrone
Hinunter in den engen Eiſenſchlund;
Und fluchend ſprach dabei der Jäger: „Schone
Selbſt ihn dort nicht, den ſtolzen Höllenhund;
Denn er, er hat den Bund mit mir verlacht,
Den jetzt ein Anderer mit mir gemacht!"

Bald tobte er hinaus in Wald und Heide,
Bald ſah er auch den beſten wilden Bär;
Bald jauchzt er laut, bald hüpft ſein Herz vor Freude,
Denn ihn zu treffen war ja jetzt nicht ſchwer.
Er war zu Schuß, — Brandt zielt', — er drückte los,
Und ächzend lag der Bär im weichen Moos.

Schnell ſprang der Jäger zu auf ſeine Beute
Wildhöhnend ſprechend: „Ja, die Kunſt iſt gut!
Mein Meiſter kennet ſeine guten Leute,

Er ſpendet Glück und fordert nur das Blut!“
Doch er, der ſich ob ſeines Frevels freut,
Wird heute noch des Tod's und Teufels Beut'.

Der Eber hebet ſich mit ſeinen Hauern
Und ſchlägt ſie grimmig in des Feindes Fleiſch.
Ach, da ergreift das Höllenkind ein Schauern,
Er hebet ſeine Stimme mit Gekreiſch
Und ſchreiet Teufel, Gott und Menſchen an,
Doch Niemand hört's, der Hülfe ſchaffen kann.

Der Eber würget, reißet, fleiſcht und beißet
Gar fürchterlich in Brandtens Eingeweid'.
Doch Niemand ſieht's, der ihm die Beut' entreißet,
Und der es wehrt, als er ſie gar zerſtreut.
Gedärme, Fleiſch und Knochen wirft der Bär
In Wald und Heid', in Gras und Moos umher.

So finden ihn die ihm gefolgten Seinen,
Nachdem ſie eine ſchreckensvolle Nacht
Mit Flehn und Beten, Faſten und mit Weinen
Um den verworfnen Meiſter zugebracht.
Sie ſammeln ſeine Reſt' voll Gram und Leid's
Und pflanzen auf den Hügel dann das Kreuz.

Der Zeiten Jahr hat oft das Kreuz benaget,
Oft war vom Wild' des Waldes es verletzt,
Dann haben Roſtock's Förſter es beklaget
Und neu es an den alten Platz geſetzt.
Und auch der Hügel, er iſt ſtets erhöht,
Wenn ihn der Sturm der Zeiten hatt' verweht.

Das heilige Blut und die Judenverbrennung zu Sternberg.

I.

An dem südwestlichen Ende der Kirche zu Sternberg befindet sich ein Anbau, die heilige Blutskapelle genannt, wo in katholischen Zeiten das damals so hochberühmte heilige Blut aufbewahrt und verehrt wurde. Ueber die Entstehung dieses wunderbaren heiligen Blutes berichten nun Geschichte und Sage Folgendes:

Um das Jahr 1492 lebte in Sternberg ein wohlhabender Jude, Eleazar mit Namen. Dieser hing mit jener seinem Stamme eigenen Zähigkeit an den Satzungen seiner Väter, und oft schon hatte auch er dieserhalb, wie so viele seiner Glaubensgenossen, von Seiten der Christen Beleidigungen und Kränkungen erdulden müssen. Auf's Tiefste hierüber verletzt und erzürnt, aber zu feige, um öffentlich aufzutreten, sann er darauf, im Geheimen Rache zu üben. Auch er wollte den Glauben der Christen, das, was ihnen heilig, verspotten; jedoch auf eine andere Weise, auf eine ärgere Art, als jene es mit seiner Religion gemacht. Bald fand sich hierzu auch eine passende Gelegenheit.

Es wohnte nämlich zu dieser Zeit ein Priester in Sternberg, Peter Däne, der Vicar am Altare aller Heiligen in dortiger St. Marien-Kirche war. Dieser hatte einmal in großer Geldverlegenheit einen Grapen oder metallenen Topf um vier Schillinge *) bei Eleazar versetzt. Der versetzte Grapen oder

*) Der Werth des Geldes war bekanntlich zu damaligen Zeiten ein viel, viel höherer als jetzt.

Topf aber gehörte nicht dem Prieſter, ſondern ſeiner früheren Köchin, einem trunkſüchtigen Weibe, welche er kurz zuvor, nach den vom Biſchofe Conrad Loſte zu Schwerin veröffentlichten Synodalbeſchlüſſen, hatte entlaſſen müſſen.

Das Weib kam nun täglich zu ihrem ehemaligen Herrn und verlangte ihren Grapen. Peter Däne fehlte es aber noch immer an dem nöthigen Gelde, um denſelben einlöſen, ſowie auch dem Juden die unterdeß ſchon bedeutend angewachſenen, wucheriſchen Zinſen bezahlen zu können.

Da das betrunkene Frauenzimmer aber immer heftiger ihr Eigenthum zurückforderte, ja zuletzt gar mit Gewalt und Anzeige beim Biſchofe ꝛc. drohete, ſo ging der Prieſter, um ſich das wüthende Weib vom Halſe zu ſchaffen und weiteren Skandalen vorzubeugen, endlich ſelbſt zum Eleazar, und bat ihn flehentlich um Rückgabe des Grapens und Friſtung ſeiner Schulden.

Dieſer aber wollte hiervon nichts wiſſen und ſich auf kein unſicheres Borgen und dergleichen einlaſſen. Da erbot ſich denn zuletzt Peter Däne in ſeiner Noth, dem Juden, gegen Rückgabe des Grapens, ſo lange einen Kelch von dem Altare, an welchem er als Prieſter angeſtellt war, als Pfand auszuliefern, bis er ſeine ſämmtlichen Schulden getilgt haben würde.

Eleazar wollte anfänglich auch hierauf nicht eingehen, ſondern bemühte ſich, die jetzige Noth des Prieſters, wo möglich ſogleich, zur Ausführung ſeines längſt gehegten Racheplanes gegen die ganze Chriſtenheit zu benutzen und auszubeuten. Deshalb machte er dem Peter Däne den Vorſchlag: er wolle ihm den Grapen unter der Bedingung wieder zurückgeben, und damit zugleich auch allen ſeinen Schuldforderungen entſagen, ja ihm noch obenein einen halben Gulden dazu ſchenken, wenn

er, der Prieſter, ihm dafür zwei geweihete Oblaten oder Hoſtien ausliefern werde.

Peter Däne weigerte ſich aber ſtandhaft gegen ein ſolches Anſinnen und wiederholte immer dringender ſein früheres Anerbieten.

Nach vielem Bitten und Flehen gab denn der Jude auch endlich nach, lieferte dem Prieſter den Grapen aus und empfing dafür den beregten Kelch zum Pfande.

Teufliſch lächelnd zog der ſchlaue Jude damit ab. Jetzt hatte er den Peter Däne ja ganz in Händen, der ſich nun ſchon ſeinem Willen fügen mußte und ſollte; denn feſt war Eleazar entſchloſſen, dem Prieſter nicht eher das heilige Gefäß herauszugeben, bis er von ihm erlangt, was er wünſchte.

Als nun nach einiger Zeit Peter Däne nothwendig den verpfändeten Kelch gebrauchen mußte, da mußte er ſich auch dem Anſinnen des boshaften, ſtarrköpfigen Juden fügen. Und ſo weihete er denn in ſeiner größten Noth und Angſt am Siebenbrüdertage, den 10. Juli 1492, auf dem Altare aller Heiligen in der ſternberger Kirche zwei Oblaten, und wickelte ſie in ein Stück Seide, welches er von der Decke eines andern dortigen Altars, des der heiligen drei Könige, abgeſchnitten hatte. Am andern Tage übergab er ſie dem Juden, welcher ihm dafür den Kelch wieder auslieferte, ihm den verſprochenen halben Gulden gab und endlich auch noch allen weiteren Forderungen an Peter Däne entſagte.

Somit fügte alſo der pflichtvergeſſene Prieſter zu ſeinem erſten Verbrechen noch ein zweites, viel größeres, — den ſchändlichſten Mißbrauch ſeines heiligen Amtes, — um dadurch das erſte zu bemänteln und es ſo vor den Augen der Welt zu verbergen. Und erreichte er nun auch wol vorläufig ſeinen Zweck, blieb auch anfänglich Alles den Menſchen verſchwiegen, ſo

konnte es doch Gott nicht verheimlicht werden; Er war's, — wie wir ſpäter erfahren werden, — der Alles an das Tageslicht brachte und die Frevler dem Gerichte überlieferte.

Triumphirend brachte der Jude das heilige Sacrament nach Hauſe und übergab es ſeinem Weibe, die es darauf in eine Tonne mit Federn verſteckte, welche zur Ausſteuer ihrer Tochter beſtimmt waren.

Bald darnach, am 20. Juli, fand die Hochzeit von Eleazar's Tochter mit dem Juden Simon ſtatt. Zu derſelben war eine große Menge Glaubensgenoſſen aus vielen Städten des Landes eingeladen und auch erſchienen; alle aber waren Geſinnungsgenoſſen des Hochzeitsvaters, denn auch ſie haßten, ſo wie er, die Chriſten gar ſehr.

Schon am Morgen des Hochzeitstages, um 8 Uhr, mußte Eleazar's Weib, auf das Geheiß ihres Mannes, die geweiheten Oblaten hervorholen. Dieſer ging damit in eine Laube hinter ſeinem Wohnhauſe, legte die eine derſelben auf einen dort ſtehenden eichenen Tiſch und begann nun im Vereine mit ſeinem Schwiegerſohne, Simon, und noch drei anderen Juden, Michael Arons Sohn aus Neu-Brandenburg, Schünemann aus Friedland und Salomon aus Teterow, läſternd und höhnend das Heiligthum mit Nadeln zu durchſtechen, woraus ſofort etwas Blut tropfte. Erſchreckt hierüber packte er alsbald beide Oblaten wieder zuſammen und verwahrte ſie ſorgfältig.

Als aber am ſpäten Abende die Gemüther der Hochzeitsgäſte von den reichlich genoſſenen Getränken erhitzt und aufgeregt waren, als die Luſt ihren Gipfelpunkt erreicht hatte und überall die froheſte Stimmung und groſſe Ausgelaſſenheit herrſchte, da holte Eleazar noch einmal die beiden Oblaten hervor. Hohnlachend brachte er ſie in das große Geſellſchaftszimmer und forderte ſeine Gäſte auf, jetzt einmal recht derbe

mit ihm den Gott der Chriſten zu verſpotten und ſich ſo für die häufig von ihnen erlittene Unbill zu rächen.

Und williges Gehör, allgemeinen Anklang fand dieſe Aufforderung; denn Alles ſtürzte ſich ſogleich fluchend und ſchreiend mit fanatiſcher Gier auf das heilige Sacrament und ſtieß und ſtach mit Meſſern oder Nadeln darnach. Beſonders zeichneten ſich hierbei, außer den ſchon genannten fünf Juden, auch noch Sitan Kaszeriges aus Franken, David aus Parchim, Meiſter Leiſpe, Israel und Hamburger aus Sternberg und Andere durch ihre blinde Wuth aus.

Auch jetzt quoll ſofort wieder Blut aus den durchbohrten Oblaten, aber diesmal nicht tropfenweiſe, wie am Morgen, ſondern in ſo großer Maſſe, daß allen Juden angſt und bange wurde. Dieſe Angſt ſteigerte ſich aber bald zum höchſten Entſetzen, als es Eleazar's Weib weder durch Waſſer, noch durch Feuer gelingen wollte, das Blut zum Stilleſtehen zu bringen, geſchweige die Oblaten zu vernichten.*)

---

*) Solche nnd ähnliche Geſchichten, von dem Durchbohren geweiheter Oblaten oder Hoſtien durch die Juden, kommen überall im Mittelalter vor, ſo ſoll z. B. auch in Krakow und Güſtrow ſchon früher Aehnliches paſſirt ſein. In Krakow hatten ſich nämlich ſchon im Jahre 1325, und in Güſtrow in Jahre 1330 die Juden geweihete Oblaten zu verſchaffen gewußt, und dieſelben alsdann durchſtochen, wornach ebenfalls ſogleich Blut gefloſſen ſein ſoll. In Güſtrow wurde dieſerhalb 1330 die ganze dort wohnende Judenſchaft verbrannt.

Heiliges Blut gab es ferner auch noch in Mecklenburg zu Doberan und zu Schwerin, jedoch hatte beides einen andern Urſprung, wie das von Krakow, Güſtrow nnd Sternberg. Das in der bei der Kirche zu Doberan, noch jetzt ſehr gut erhaltenen kleinen heiligen Blutskapelle früher aufbewahrte und verehrte heilige Blut ſoll ſchon ſehr früh entſtanden ſein, und zwar, wie wir ſchon auf Seite 213 bis 215 des erſten Bandes

Da traten denn schaudernd alle Hochzeitsgäste zusammen und schwuren sich untereinander durch einen Eid die Geheimhaltung des Vorgefallenen zu. Alsdann wickelte man die blutenden Oblaten in ein dickes wollenes Tuch fest zusammen, rief darauf die bei Eleazar dienende christliche Magd herbei und übergab ihr das Päckchen mit der Weisung: dasselbe so schnell als möglich vor die Stadt zu tragen und es dort in den Mühlenbach zu werfen.

Sträubte sich auch wol anfangs die Dienstmagd hiergegen, — denn draußen stürmte der Wind, der Regen fiel in Strömen und rabenschwarz war die Nacht, — überfiel sie auch wol ein eigenthümliches, ängstliches Gefühl, so gehorchte sie doch bald, als man ihr ein Stück Geld zum Lohne versprach, und eilte mit dem Empfangenen fort, nicht ahnend, was sie trage.

---

gehört haben, durch eine Oblate, die ein Schäfer aus Steffenshagen im Munde bei sich behalten und darnach, zum Schutze seiner Heerde, in seinen Hirtenstab eingeschlossen hatte. Das heilige Blut zu Schwerin aber wurde in der bekannten, jetzt zur fürstlichen Gruft eingerichteten, hinter dem Altare im schweriner Dome befindlichen heiligen Blutskapelle aufbewahrt und verehrt. Dasselbe soll aus einem in einen Jaspis eingeschlossenen Tropfen des wirklichen heiligen Blutes Jesu Christi bestanden haben. Der Graf Heinrich I. von Schwerin — gestorben 1228 — hatte es von seinem Kreuzzuge 1220 aus Jerusalem mitgebracht.

Obgleich nun auch an allen genannten Orten dem heiligen Blute eigne Kapellen errichtet wurden, so gelangte doch keins davon lange nicht zu dem Ansehen und der Berühmtheit, als das später in Sternberg entstandene.

Mit der Reformation ist auch aus den genannten fünf Orten des Landes das heilige Blut verschwunden, und hat natürlich von dieser Zeit an die öffentliche Verwahrung desselben in Mecklenburg ganz aufgehört.

Mit heimlichem Bangen und im Fluge durchwandelte die Magd die menſchenleeren Straßen der Stadt. Doch kaum hat ſie das Mühlenthor erreicht, da kann ſie plötzlich nicht weiter; wie feſtgebannt ſteht ſie mit einem Male da, ihr iſt's, als ſinke ſie in das Steinpflaſter. Eine entſetzliche Angſt überfällt das arme Geſchöpf; vergeblich müht ſie ſich ab, vorwärts zu kommen. Da wendet ſie verzweifelt den Blick rückwärts; ſie kann zurück, und heimwärts wankt ſie durch die ſchauerliche Nacht.

Bleich und entſtellt erreicht die Dienſtmagd das Haus ihres Brodherrn. „Was bringſt Du mir, Unglückſeelige? Zurück mit Dir und Deiner Laſt!“ ruft ihr der Jude entſetzt entgegen.

„„Ja, wol war's eine Laſt, was Ihr mir gabet!““ haucht todesmatt die Arme und ſinkt entſeelt auf der Schwelle des Hauſes, zu den Füßen Eleazar's nieder.

Am andern Morgen aber fanden die Sternberger mit Staunen und Verwunderung, kurz vor dem Mühlenthore in der Stadt, auf einem dort liegenden großen Steine deutlich die Spuren zweier menſchlicher Füße eingedrückt. — Als man ſpäter den Grund dieſes Wunders erfuhr, als man erfuhr, daß Eleazar's Magd mit ihrer heiligen Laſt auf ihrem nächtlichen Gange hier eingeſunken und alſo vom Steine feſtgehalten worden ſei, da hob man denſelben aus dem Pflaſter und mauerte ihn, zur ewigen Erinnerung an dieſe wunderbare Begebenheit, in die äußere Wand der dortigen Kirche.

Eleazar mußte nun ſchon, wenn auch mit größtem Widerſtreben, die unheilvollen Oblaten wieder an ſich nehmen und für die fernere Geheimhaltung ſeines Verbrechens ſorgen, da er nur zu gut wußte, welche Strafe ſeiner ſonſt harre. Er wickelte deshalb dieſelben wieder aus dem Tuche und übergab ſie ſeinem Weibe, die ſie vorläufig in einem hölzernen Leuchterkopf barg. Als aber kaum der neue Tag zu dämmern begann,

da eilte ſie ſchon damit zum Prieſter Peter Däne, und mit den Worten: „Hier habt Ihr Euren Gott wieder, verwahret ihn!“ drückte ſie ihm das geſchändete Sacrament in die erſtarrten Hände, und rannte flugs davon.

Peter Däne, außer ſich vor Entſetzen und voller Reue über ſeinen großen Leichtſinn, nahm ſich ſofort vor, die noch immer blutenden Oblaten, ſobald als irgend möglich, wieder zurück in die Kirche zu bringen, oder ſie ſonſt auf dem Kirchhofe zu vergraben. Da er aber dieſen ſeinen Vorſatz nicht unbeobachtet ausführen konnte, ſo eilte er ſpät Abends auf den Hof des damals ſchon ſehr verfallenen und leerſtehenden fürſtlichen Schloſſes, und vergrub ſie dort an der Stadtmauer.

Bald hiernach aber ſchon begannen allerlei dunkle Gerüchte die Stadt zu durchlaufen. Das wunderbare, plötzliche Erſcheinen der Fußſpuren auf dem großen Steine in der Straße vor dem Mühlenthore, der unerklärlich ſchnelle und eigenthümliche Todesfall der Dienſtmagd des Eleazar, ſowie ſein eigenes haſtiges Verſchwinden aus Sternberg ꝛc. hatte allgemeines Aufſehen erregt, und nach und nach wurden denn auch ſchon allerlei Vermuthungen laut.

Nicht lange, ſo wurde dies Alles auch auswärts bekannt und drang endlich ſelbſt zu den Ohren der regierenden Herzoge, ſowie zu denen der höchſten geiſtlichen Behörden des Landes.

Nach Andern war es Peter Däne ſelbſt, der zuerſt die Aufmerkſamkeit der Fürſten und Behörden erregte, indem er perſönlich nach Schwerin reiſte und Anzeige von der Entweihung des heiligen Sacramentes machte; wobei er aber wohlweislich ſeine eigene, große Schuld und den argen Mißbrauch ſeines Amtes verſchwieg. Denn einfach gab er nur an, ein Geiſt ſei ihm erſchienen, habe ihm einen von dem Juden Elea-

zar an zwei geweihten Oblaten verübten Frevel geoffenbaret und ihn somit zur Vergrabung des geschändeten Heiligthums vermogt.

Und in der That soll auch dem Priester immer des Nachts ein Geist erschienen sein und ihm keine Ruhe gelassen haben, weshalb er denn höchsten Ortes in der angegebenen Weise Anzeige machte, indem er hoffte, schon hierdurch Ruhe und Vergebung seiner großen Sünde zu finden. Auch soll dort fortwährend Blut aus der Erde gequollen sein, wo Peter Däne auf dem Fürstenhofe die Oblaten vergraben hatte. Dieser letzte Umstand, die Angst vor Entdeckung, sowie das böse Gewissen kann nun also auch immerhin den Priester zu eigener Anzeige veranlaßt haben.

Dem sei nun wie da wolle, genug, am 29. August 1492 erschienen plötzlich beide Landesherren, die Herzoge Magnus und Balthasar,*) mit großem Gefolge, mit vielen Geistlichen, fürstlichen Räthen und sonstigen Würdenträgern in Sternberg, um selbst an Ort und Stelle strenges Gericht abzuhalten.

Zuerst mußte Peter Däne beide Oblaten wieder ausgraben, die darauf in feierlicher Prozession nach der Kirche getragen und dort einstweilen auf dem Hauptaltare niedergelegt

---

*) Die Herzoge Magnus II. — geb. 1441, gest. 20. November 1503 — und Balthasar — geb. 1451, gest. 7. März 1507 — waren die beiden jüngsten Söhne des im Jahre 1477 gestorbenen Herzogs Heinrich IV. von Mecklenburg. Nach dem Tode ihres ältesten Bruders, Herzogs Albrecht VI., im Jahre 1483 — ihr zweiter Bruder, Herzog Johann VI., war schon bei Lebzeiten des Vaters, im Jahre 1474, gestorben, — fiel ihnen, da zu dieser Zeit alle andern regierenden herzoglich mecklenburgischen Linien ausgestorben waren, die alleinige Regierung sämmtlicher mecklenburgischer Lande zu.

wurden. Alsdann aber begannen die verschiedenen Verhöre und sonstige, damals übliche gerichtliche Proceduren.

Lange Zeit währte es, ehe es gelang, die Wahrheit herauszubringen; da alle Hauptangeklagten, unter diesen auch besonders Eleazar's Weib, nichts bekannten und Alles hartnäckig ableugneten und Eleazar als den allein Schuldigen hinstellten. Dieser aber war und blieb verschwunden; gleich schon am Tage nach der Hochzeit seiner Tochter hatte er, — wol aus Furcht, daß Alles entdeckt werden könne und seiner dann die größte Strafe harre, — Sternberg heimlich verlassen, und nie ist er dahin wieder zurückgekehrt und Keiner weiß, wo er geblieben.

Schon hofften die Verbrecher mit dem bloßen Schrecken davon zu kommen und bald als unschuldig freigesprochen zu werden. Aber sie irrten sich gar sehr; denn unvermuthet ließ man plötzlich, zu ein und derselben Zeit, alle inländischen Juden, die der Hochzeit im Eleazar's Hause beigewohnt hatten, in ihren verschiedenen Heimathsstädten gefänglich einziehen und sie so nach Sternberg bringen. Am 22. October wurden alle peinlich verhört und nun kam denn auch Alles, der ganze Hergang von der Schändung des Heiligthums, nebst allen Nebenumständen ꝛc., sowie auch Peter Däne's grobe Amtsverletzung vollständig an's Tageslicht.

Hiernach wurde sofort das Urtheil gesprochen, es lautete: „Tod durch das Feuer den Ketzern, den Schändern des heiligen Sacramentes Jesu Christi!" Und schon am zweiten Tage darnach, am 24. October 1492, wurde dasselbe auch wirklich, in Gegenwart beider Landesfürsten, auf einem Berge vor den Thoren Sternberg's vollzogen.

Es waren ihrer 27 Juden, 25 Männer und 2 Frauen, — Eleazar's Weib und deren nahe Verwandte, die Mutter Simon's, — welche also auf den Holzstoß wandern mußten, um

elendiglich verbrannt zu werden. Sie alle hatten die geweiheten Oblaten entweder durchſtochen, oder doch das Verbrechen durch Rath und That mitfördern helfen.*)

Ruhig und gefaßt gingen ſämmtliche Verurtheilte den ſchweren Weg zum Scheiterhaufen. Als der edle Herzog Magnus, dem es gewiß wehe that, ein ſo hartes Strafgericht vollſtrecken laſſen zu müſſen, unterwegs einen derſelben, den Juden Aaron mitleidig fragte: „Warum folgſt Du nicht unſerm heiligen Glauben, um durch die Taufe mit uns gleicher himmliſcher Seligkeit zu genießen?“ da antwortete Aaron feſt: „„Edler Fürſt, ich glaube an den Gott, der Alles kann und Alles geſchaffen hat, an Ihn, Deſſen Verehrung unſers Volkes Vater, Abraham, und ſein Sohn, Iſaack, und unſere andern Vorfahren, welche nie von unſerm Glauben abgefallen ſind, geboten haben. Er, ſo glaube ich, ließ mich Menſch werden und Jude. Hätte er mich zum Chriſten haben wollen, ſo hätte Er mich nicht meinem heiligen Bekenntniſſe zugewendet. Wenn es Sein Wille geweſen wäre, hätte ich Fürſt ſein können, wie Du!!““ Da ſchwieg er und ging trotzig weiter.

Mit feſtem Muthe, ohne Sträuben und Thränen erduldeten alle Juden den Feuertod; und heilige altteſtamentliche Geſänge ertönten von ihren Lippen, bis die hochauflodernden Flammen ihre Stimmen erſtickt und ſomit ihrem Leben ein Ende gemacht hatten.**)

---

*) Eleazar's Tochter, Simon's junges Eheweib, wurde nicht mit verbrannt, ſondern war, weil ſie unſchuldig an dem Verbrechen befunden, freigeſprochen worden.

**) Um ferner ähnliche Verbrechen unmöglich zu machen, wurden hiernach ſofort ſämmtliche in ganz Mecklenburg wohnende Juden des Landes verwieſen. Wer ſich von ihnen nicht taufen laſſen und Chriſt werden wollte, ſollte innerhalb einer beſtimmten, kurzen Friſt auswandern. Nur

Den Prieſter Peter Däne aber hatte man nach Roſtock gebracht und vor das dortige geiſtliche Gericht geſtellt. Dasſelbe verurtheilte ihn ebenfalls zum Feuertode. Am 13. März 1493 wurde er feierlichſt ſeines geiſtlichen Amtes entſetzt und des prieſterlichen Gewandes beraubt, alsdann aber geſchoren und in ein kurzes, weltliches Kleid geſteckt und dem Henker übergeben. Dieſer ſetzte ihn auf einen Schinderkarren, zwickte ihn mit glühenden Zangen an allen Straßenecken, und führte ihn ſo vom Markte aus vor die Thore der Stadt, auf den Scheiterhaufen.

Auch Peter Däne ging gefaßt in den Tod; ſtill und ergeben erlitt er alle Martern und Qualen und hauchte reuevoll ſein Leben aus.

II.

Das heilige Blut war zuerſt, wie ſchon bemerkt, auf dem Hochaltare in der Kirche zur allgemeinen Verehrung niedergelegt worden. Aber der Andrang der Gläubigen nahm bald ſo zu,

---

wenige ließen ſich taufen, alle andern aber mußten mit Weib und Kind, mit Hab und Gut in's Ausland flüchten, da allen Behörden anbefohlen war, mit eiſerner Strenge das fürſtliche Gebot zu vollziehen.

So verſchwanden denn mit einem Male alle Juden aus unſerm Vaterlande, und faſt 200 Jahre hat es gewährt, ehe ſich die erſten derſelben hier wieder anſiedelten; denn einentheils verweigerten die verſchiedenen Städte ihre Wiederaufnahme, anderntheils ſoll aber auch Mecklenburg von den jüdiſchen Rabbinern in den Bann gethan und von ihnen die Rückkehr nach dort verboten geweſen ſein. — In Sternberg aber, welches beſonders mit dem Banne belegt worden war, gab es 300 Jahre ſpäter noch keine anſäſſigen Juden wieder, obgleich da ſchon längſt wieder in faſt allen inländiſchen Städten ſolche wohneten.

daß dadurch der gewöhnliche Gottesdienst gestört wurde. Deshalb schritt man bald zum Baue der bereits zu Anfang erwähnten heiligen Blutskapelle.

Hier wurde nun, nach glücklich beendigtem Baue, sofort das heilige Blut in einer prachtvollen Monstranz aufgestellt. Und täglich mehrte sich die Zahl der Pilger, um dasselbe zu verehren; denn schon waren durch das wunderbare Heiligthum wieder Wunder geschehen und bald hörte man von neuen und immer neuen Wundern. Blinde wurden sehend, Lahme gehend, Taube hörend, Aussätzige rein; kurz jede Art von Krankheit wurde geheilt, sobald der damit Behaftete gläubig vor dem heiligen Blute seine Andacht verrichtet und vertrauungsvoll um Heilung seiner Gebrechen geflehet hatte.

So gelangte denn bald das heilige Blut von Sternberg zum höchsten Ansehen, ja zur größten Berühmtheit. Aus allen Himmelsgegenden, nicht allein aus ganz Deutschland, sondern aus ganz Europa wallfahrteten Schaaren von Gläubigen, von Kranken und Gebrechlichen herbei, um hier zu beten und geistiges und körperliches Wohl zu erlangen.

Mit dem immer reger werdenden Besuche der Kapelle mehrte sich auch fortwährend ihr Reichthum; und größer wurden von Tag zu Tag die Schätze, die hier frommer Glaube und Einfalt, oder die Dankbarkeit Geheilter von Nah und Fern zusammen trugen.

Die innere Ausstattung der heiligen Blutskapelle muß aber auch zu dieser Zeit eine äußerst reiche und prunkende gewesen sein; denn allenthalben waren dort die vielen, größtentheils sehr theuren und werthvollen Opfer- und Weihgeschenke zur Schau gestellt. Die meisten Gold- und Silbersachen, namentlich die kleineren derselben, als allerlei heilige Gefäße, Crucifixe, Heiligenbilder und Statuen, Schaustücke und Münzen, Geschmeide

und Spangen, auch ganze Stücke gediegener edler Metalle, sowie kostbare Perlen, Edelsteine und dergleichen mehr, hatte man auf sechs Tüchern ausgebreitet, während die größeren an sonst passenden Orten aufgestellt waren. An den Wänden der Kapelle erblickte man ferner noch viele Krücken, sowie Abbildungen geheilter Glieder, aus Wachs oder edlen Metallen geformt, welche die Geheilten in dankbarer Erinnerung hier aufgehängt hatten. Auch der von Peter Däne verpfändete Grapen oder metallene Topf war hier an einem Pfeiler befestiget, wie auch die eichene Tischplatte, auf welcher die Juden am Hochzeitstage in der Laube hinter Eleazar's Hause zuerst die eine der geweiheten Oblaten durchstochen hatten. Auf dieser Tischplatte war folgende Inschrift angebracht: „Dit is de tafel dar de joden dat hillige sacrament up gesteken und gemartelet hefft, tom Sternberge in jare 1492.“*) Und endlich befand sich auch noch an demselben Pfeiler eine kleine, in Holz geschnitzte Darstellung von der Verbrennung der Juden.

Aber nicht lange dauerte dies goldene Zeitalter des sternberger heiligen Blutes. Mit der Alles erschütternden Reformation und ihrem baldigen kräftigen Vorwärtsdringen, namentlich auch nach Mecklenburg, kam auch das Wunder von Sternberg immer mehr und mehr außer Gebrauch und wurde nur noch selten von auswärts besucht. Bis denn endlich, durch die öffentliche Annahme und Einführung der lutherschen Lehre im ganzen lieben Vaterlande,*) mit der Verdrängung der katholischen Kirche auch dem sternberger heiligen Blute gänzlich der Garaus gemacht wurde.

---

*) Dies ist die Tafel, worauf die Juden das heilige Sakrament gestochen und gemartert haben, zu Sternberg im Jahre 1492.

**) Siehe Anmerkung auf Seite 194 ersten Bandes.

Der Berg, auf welchem das fürchterliche Strafgericht, die Verbrennung der 27 Juden ſtattfand, und der hiernach den Namen Judenberg erhalten und bis auf den heutigen Tag bewahrt hat, liegt zum lukower Thore hinaus, dicht an der von Sternberg nach Brüel führenden Chauſſee. Lange noch ſollen auf demſelben die Pfähle, woran die unglücklichen Schlachtopfer feſtgebunden, als man ſie lebendig verbrannte, geſtanden haben; jetzt iſt keine Spur mehr davon zu finden.

Dieſer Judenberg iſt im ganzen Lande, wenigſtens dem Namen nach, allbekannt, und zwar nicht allein ſchon wegen dieſer Begebenheit, ſondern auch dadurch, daß hier lange Zeiten hindurch die mit Malchin jährlich wechſelnden, allgemeinen mecklenburgiſchen Landtage eröffnet wurden. Hier nämlich wurden ſonſt zuerſt durch die Geſandten oder Commiſſarien unſerer vaterländiſchen Landesherren, vor verſammelten Ständen von Ritter- und Landſchaft beider Großherzogthümer Mecklenburg, die allerhöchſten Geſetzesvorlagen verleſen, und darnach erſt die weiteren Verhandelungen in der Stadt Sternberg fortgeſetzt. Dieſer alte Brauch iſt aber bekanntlich 1847 aufgehoben worden, und werden die in Sternberg abzuhaltenden Landtage dafür jetzt in der dortigen Kirche eröffnet.

Die heilige Blutskapelle zu Sternberg iſt noch vollſtändig und recht gut erhalten.

In derſelben hängt noch die eichene Tiſchplatte, auf welcher die Juden zuerſt die eine der geweiheten Oblaten mit Nadeln durchſtochen haben ſollen. Die alte Inſchrift aber, welche man darauf ſetzte, als man ſie hier aufhing, iſt jetzt ganz verwiſcht und nicht mehr zu entziffern. Auch die in erhabenen Figuren aus Holz geſchnitzte Darſtellung der Verbrennung

der Juden hängt hier ebenfalls noch, ist aber leider auch schon sehr beschädigt und verdorben.

Dies ist aber auch Alles, was von der ehemaligen Pracht und Herrlichkeit, von all den vielen Schätzen und Kostbarkeiten, womit die Kapelle früher so reich ausgestattet war, übrig geblieben. Nackt und kahl ist sonst der ganze Raum, öde und verlassen die einst so glänzende und vielbesuchte heilige Stätte.

Der Stein mit den Fußspuren, in welchen Eleazar's christliche Dienstmagd auf ihrem unheilvollen Gange eingesunken und also festgehalten sein soll, befindet sich ebenfalls noch dort, wo man ihn in alten Zeiten eingemauert hat.

An der südlichen Seite der sternberger Kirche, nahe der Haupteingangspforte in dieselbe und der heiligen Blutskapelle, ist dieser merkwürdige Stein in der äußern Kirchenmauer, nicht hoch über der Erde, eingefügt. Es ist ein ziemlich großer behauener, viereckiger Granit, auf dem sich ein Paar den Eindrücken zweier sehr großer nackter menschlicher Füße nicht ganz unähnlich sehende Vertiefungen befinden.

Noch drei Sagen über Findenwirunshier bei Dömitz.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Ueber die Entstehung des Ortsnamens Findenwirunshier bei Dömitz findet sich bereits im ersten Bande Seite 132 eine

Sage. Außer dieſer aber exiſtiren noch drei, von denen man die hier zuerſt folgende am meiſten erzählen hört.

Zur Zeit des Ritterthums lebten in Mecklenburg zwei Ritter, welche Brüder waren. Beide verliebten ſich in ein ihnen benachbartes, hübſches Edelfräulein, und Jeder ſuchte ihre Hand zu gewinnen. Das Fräulein wollte aber Keinem wehe thun und deshalb auch nicht wählen, ſondern ſprach: „Ihr ſeid noch jung, ziehet fort und erwerbt Euch Lorbeeren, und wenn Ihr zurückkehrt, ſoll der Würdigſte meine Hand haben!“

Die Brüder aber trennten ſich in bitterer Feindſchaft und ſchwuren ſich den Tod, falls ſie einmal zuſammenträfen.

Beide nahmen Kriegsdienſte bei Fürſten, die ſich feind waren und Krieg mit einander führten. Es wurden mehrere Schlachten geſchlagen, aber der Brüder ſehnlicher Wunſch, ſich in denſelben zu begegnen, wurde nicht erfüllt.

Endlich trafen ſich die Brüder in der Nähe von Dömitz an einer Stelle, wo zwei bedeutende Landſtraßen ſich kreuzen, und mit dem Rufe: „Finden wir uns hier!“ zogen ſie ihre Schwerter aus den Scheiden und ſtürzten auf einander los. Ein fürchterlicher Kampf begann und beide fielen.

Nach andern Ausſagen ſollen ſich die Brüder in einem Wirthshauſe, das dort gelegen, getroffen und dann duellirt haben.

Den Ort aber, wo dieſer gräßliche Brudermord geſchehen, nannte man zur Erinnerung an denſelben „Findenwirunshier“.

Eine andere Sage läßt ſich dort ebenfalls zwei Brüder finden. Beide hatten das Müllerhandwerk erlernt und durchreiſ'ten als Geſellen vieler Herren Länder mit einander, erwarben ſich auch auf ihrer Wanderung große Reichthümer.

Digitized by Google

In einer großen Stadt, wo einer Festlichkeit wegen eine Menge Menschen in den Straßen wogte, wurden die Brüder in einem Gedränge von einander getrennt. Sie durchwanderten die Straßen und Gänge des Tages wol mehr als einmal, aber fanden sich nicht wieder. Da, als alles Suchen vergeblich war, trat Jeder schweren Herzens die Weiterreise an, denn er wußte ja nicht, ob er den geliebten Bruder in dieser Welt je einmal wieder sehen würde.

Mehrere Jahre darauf trafen einmal nahe bei Dömitz an einem Kreuzwege zwei Handwerksburschen zusammen, „Finden wir uns hier!" riefen beide fast zu gleicher Zeit und fielen dann einander in die Arme.

Es waren jene beiden Brüder, die sich so plötzlich, ohne vorher Abschied von einander nehmen zu können, hatten trennen müssen, dann jahrelang gesucht hatten und nun wiedergefunden.

Sie baueten dort eine Mühle und nannten den Ort zum Andenken an jenes glückliche Wiederfinden „Findenwirunshier".

Eine dritte Sage meldet:

Ein Fürst von Mecklenburg kehrt von der Jagd zurück. Unterwegs findet er einen früheren, treuen Diener wieder. Voller Freude springt er vom Pferde und ruft, ihn zu gleicher Zeit umarmend: „Finden wir uns hier!"

Der alte Diener siedelt sich darauf hier an, und der Fürst befiehlt, diese Ansiedelung „Findenwirunshier" zu nennen.

Digitized by Google

Die ewige Blüse auf dem Salzhaffe.

(Von C. Pechel, Organiſt zu Alt-Gaarz.)

An der Weſtküſte Mecklenburgs liegen, von Wismar abwärts, lang dahingeſtreckt die Inſel Poel und die Halbinſel Wuſtrow, beide nur durch eine ſchmale Waſſerſtraße von einander getrennt. Durch dieſe ſteht die Oſtſee mit dem ſogenannten Salzhaffe in Verbindung, einer etwa zwei Meilen langen Binnenſee, welche namentlich nach dem Meere hin durch Wuſtrow eingeſchloſſen wird. Dieſe Binnenſee iſt von geringer Tiefe, dabei ſehr fiſchreich, und daher ſiehet man ſie ſtets von Fiſcherbooten belebt, welche die reichen Schätze von Fiſchen an's Tageslicht zu fördern ſuchen.

Einen höchſt intereſſanten Anblick gewährt beſonders das Fiſchen in ſtillen Sommernächten. Dann iſt das Salzhaff von vielen Booten überſäet, welche ſämmtlich auf einem eiſernen Roſt ein großes, flackerndes Kienfeuer unterhalten, um beim Scheine deſſelben mittelſt eiſerner, an langen Stangen befeſtigter Widerhaken die Aale aus der See zu holen. Dieſe Beſchäftigung nennt man blüſen. Hieran knüpft ſich nun eine Sage, wol werth in weiteren Kreiſen verbreitet zu werden, weshalb ich ſie nach mir gewordenen Mittheilungen aufgezeichnet habe.

Vor vielen Jahren lebte auf der Halbinſel Wuſtrow ein Schneider, deſſen Namen uns die Sage nicht nennt, von dem ſie aber erzählt, daß er ein gar roher, wüſter Geſelle geweſen ſei. Seine Profeſſion hatte er aufgegeben, um dafür ſeinen Lebensunterhalt durch Fiſchen ſich zu erwerben. Dabei war ihm nichts heilig, nie ſah man ihn im Gotteshauſe; an Sonn- und Feſttagen, wenn Andere zur Kirche wanderten, erblickte man ihn auf der See mit Fiſchen beſchäftigt, und wenn ſeine

Genoſſen ihn aufforderten, den Tag des Herrn doch heilig zu halten, ſo wies er ſolche Aufforderung mit rohem Spotte von ſich.

So war auch einmal wieder der Winter verfloſſen, die Eisdecke von der See verſchwunden und am Grünendonnerſtag Abend war der Spiegel der See ſo blank und klar, daß die Fiſcher an dieſem Abend wol zum erſten Male wieder hätten zum Blüſen ausziehen können, wenn dieſe ſtille Nacht nicht zum Charfreitage geführt hätte, ein Feſttag, der ja uns Chriſtenmenſchen ſo recht mahnend vor die Seele ſtellt, was die Liebe des treuen Gottes durch den Tod Seines eingebornen Sohnes für unſere Sünden gethan.

Kein Fiſcher ſpannte an dieſem Abend ſein Segel, nur der Schneider kehrte ſich nicht daran, für ihn gab's keinen Charfreitag; er ſah nur die ruhige See, das blanke Waſſer, den klaren mit Sternen beſäeten Himmel, und das war ihm genug auch heute hinaus zu ziehen zum Blüſen. Vergeblich waren die Mahnungen ſeiner Genoſſen, nicht ſo freventlich den Tag des Herrn zu entweihen, er zog allein hinaus, und bang und ahnungsvoll folgten ihm die Blicke der Zurückbleibenden. Hatte er ſich doch ſoeben, wie nie zuvor, mit läſterlichem Hohne über den bevorſtehenden Feiertag der Chriſtenheit ausgelaſſen und dadurch die Herzen aller Umſtehenden mit Schauder erfüllt.

Jetzt war der Spötter mit ſeinem leichten Boote mitten auf der See, das Kienfeuer ſeines Bootes flammte hoch auf, und bei demſelben ſah man ihn einen Aal nach dem andern aus der See holen und mit ſprechenden Geberden jedesmal nach ſeinen Genoſſen am Strande hinzeigen.

So war die Mitternacht gekommen, der Schneider mußte einen reichen Fang thun, denn immer eifriger ſahen die noch am Ufer Zurückgebliebenen ihn mit ſeiner langen Stange die

See durchfurchen. Aber plötzlich veränderte ſich die Scene. Im Nu waren die hellen Sterne am Himmel verſchwunden, ſchwarze Wolken warfen ihre Rieſenſchatten über die See und der Vollmond verbarg ſich hinter denſelben; das Salzhaff wurde unruhig und bäumte plötzlich hoch auf, daß die Wellen das Ufer peitſchten.

Als die entſetzten Zuſchauer wieder ihre Blicke nach dem verwegenen, einſamen Fiſcher richteten, da ſahen ſie zwei Kähne ſtatt des einen, und im zweiten flammte auch das Blüſenzeichen, und ein Mann hoch aufgerichtet ſtand in demſelben und hielt drohend die Hand nach dem andern Kahne ausgeſtreckt.

Athemlos und mit Entſetzen ſahen die Zuſchauer, wie der Fiſcher jetzt alle Kraft anſtrengte, um ſein Boot durch die tobende, ziſchende See zu treiben und das Ufer zu gewinnen. Umſonſt! Immer folgte der Andere, deſſen Boot geſpenſtiſch ſtill die See durchſchnitt; keine Hand erblickte man, welche den leichten Kahn lenkte und trieb. Jetzt waren die Boote neben einander, jetzt ſah man den Fiſcher auf die Knie ſinken und angſtvoll die Hände nach der Schreckensgeſtalt ausſtrecken; umſonſt. Noch einmal brauſte ein gewaltiger Windſtoß mächtig über die See — die Kienfeuer erloſchen — und Alles war plötzlich in grauſe, dunkle Nacht gehüllt.

Mit Entſetzen flohen die am Strande Harrenden, hatte der Herr ihnen doch ein Zeichen gegeben, wie er die Frevler ſtraft.

Am andern Morgen lag das Boot zerſchellt am Strande; von dem Fiſcher hat man nie etwas wieder geſehen.

Seit jener Nacht ſiehet man nun die ewige Blüſe, aber nur im Sturm, wenn derſelbe die Wogen peitſcht. Dann ſiehet

man ein gebrechliches Boot geſpenſtiſch ſtill durch die ſchäumenden Wogen gleiten und im Boote ſtehet ein Mann, gebückt und die Hände gefaltet und wirft ſehnende Blicke an's Land; aber er kann es nimmer erreichen. Das Blüſenfeuer flammet im Boote, auch der Sturm vermag es nicht zu löſchen; ruhig und ſtill flammt es empor, als wär's eine gar liebliche Sommernacht.

Und wenn ein kühner Fiſcher es wagt, dieſem geſpenſtiſchen Blüſenfeuer ſich zu nahen, ſo kann er das Boot doch nie erreichen, denn dasſelbe gleitet pfeilſchnell durch die ſtürmende See und fliehet den verfolgenden Fiſcher.

Nur einmal iſt es einem Fiſcher gelungen, ſich der ewigen Blüſe zu nahen, als plötzlich dieſelbe ſich gegen ihn kehrt, und der ſonſt ſo traurig in ſich verſunkene Mann derſelben mit drohender Geberde auf den kühnen Fiſcher einlenket und ihn verfolgt. Nur die Nähe des Strandes macht dieſem es möglich, ſich zu retten, denn dahin kann die ewige Blüſe ihm nicht folgen.

Seit der Zeit wagt es Keiner mehr, ſich der ewigen Blüſe zu nähen.

Die ſpukende Tonne von Buchholz bei Schwaan.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Das Kirchdorf Buchholz hat, wie faſt alle alten Dörfer, einen Teich mitten im Dorfe. Durch das Dorf geht die alte Landſtraße von Bützow nach Roſtock.

Digitized by Google

Auf dieſem Wege, von Süden her, vom ſogenannten Kirchende kommt alle Nacht eine Tonne in's Dorf gerollt und ſtürzt ſich in den Teich. Obgleich ſie Niemandem Schaden zufügt, der ſie zufällig auf ihrer Wanderung ſieht, ſo iſt es doch bei allen ſolchen Erſcheinungen nicht gut, wenn man abſichtlich darauf ausgeht, ſie zu ſehen und zu beobachten. Ein ſolcher Fürwitz wird allemal beſtraft.

Es fand ſich einmal im Dorfe ein beherzter Knecht, der bei einem Bauer diente, deſſen Gehöft an dem bezeichneten Wege lag. Dieſer Knecht ſtellte ſich eines Abends ſo, daß er die Tonne ſehen konnte, wenn ſie ankommen und im Teiche verſchwinden würde; und zur Vorſicht hatte er alle Thüren hinter ſich offen geſtellt, daß er im Nothfalle nach ſeiner Schlafſtelle bei den Pferden flüchten könnte.

Als nun indeß die Zeit herankam, worin die Tonne herbeizurollen pflegte, da ergriff den Neugierigen eine ſolche Angſt und Beklommenheit, daß er in vollem Laufe nach ſeiner Lagerſtätte eilte. Aber auf der großen Diele des Viehhauſes, über welche ſein Weg ihn führte, erhielt er einen ſo derben Schlag in's Geſicht, daß er faſt alle Beſinnung verlor und kaum das Bett erreichen konnte. Die Nacht brachte er ſchlaflos und ſchweißtriefend zu, auch war er mehrere Tage zur Arbeit unfähig.

Es war freilich nur eine Harke geweſen, die auf der Diele gelegen und dem Knechte, da er darauf getreten, den Schlag verſetzt hatte; aber es war doch die Strafe ſeiner unbeſonnenen Neugierde und er konnte froh ſein, daß ihm nicht Aergeres widerfahren war. (R. Z.)

Digitized by Google

Der Heiligegeist- oder Köppenberg bei Kronskamp, unweit Laage.

Eine viertel Meile von Laage, unweit der von dort nach Güstrow führenden Chaussee, liegt, am Fuße des Heiligengeist- oder Köppenberges, der Hof Kronskamp.

Auf dem Gipfel dieses Berges, von dem man eine weite Aussicht über das Wiesenthal der Recknitz hat, soll ehemals die feste Burg Kronskamp gestanden haben. Fürst Heinrich II. von Mecklenburg,*) auch wegen seiner großen Stärke und Tapferkeit der Löwe genannt, hatte dieselbe im Jahre 1291 erbaut. Als nun lange nach dem Untergange dieser Burg dort unten der erwähnte Hof entstand, da legte man ihm den alten Namen der ersteren bei.

Der Name Heiligegeistberg soll daher entstanden sein, weil hier, als Laage in alten Zeiten während eines Krieges mehrere Jahre hindurch eingeschlossen war, die Belagerer sich eine Kapelle, zum heiligen Geiste genannt, erbauet hatten, darin Kirche hielten und ihre Andacht verrichteten. Ueber die Entstehung des zweiten Namens dieses Berges berichtet aber die Sage Nachstehendes:

Die von Heinrich dem Löwen erbauete Burg Kronskamp war nach einigen Jahren ihrer Entstehung einem Ritter über-

*) Fürst Heinrich II. der Löwe, regierender Herr zu Mecklenburg seit 1287, zu Stargard seit 1304 und zu Rostock seit 1323, war der älteste Sohn des hartgeprüften Fürsten Heinrich I. des Pilgers und dessen edlen Gemahlin Anastasie, Herzogs Barnims von Pommern-Stettin Tochter. Er wurde nach dem Jahre 1266 geboren und beschloß sein ruhmvolles Leben am 21. Januar 1329.

Digitized by Google

geben worden. Dieſer wohnte nun hier mit ſeiner einzigen Tochter, einem jungen, bildſchönen Mädchen, Marie mit Namen. Ein gewöhnlicher Knappe des Ritters, ſterblich in das ſchöne Kind verliebt, hatte es gewagt, ihr ſeine glühende Liebe zu geſtehen, und oh, der Glückliche! er fand Erhörung; denn auch Marie war ihrem ſchmucken Anbeter ſchon lange im Stillen herzlich gut und mit Leib und Seele zugethan geweſen.

Lange blieb das heimliche Liebesverhältniß der Beiden den Bewohnern der Burg unbekannt, und ſeelige Stunden gewährte den Glücklichen ihre gegenſeitige reine, innige Liebe. Aber ach, endlich entdeckte der Ritter Alles. Außer ſich vor Zorn, daß ſein Kind einen gemeinen Knappen liebe, daß ein ſolcher es gewagt, nur ein Auge zu der Tochter eines Ritters aufzuſchlagen, ließ er denſelben ſofort auf dem Hofe der Burg und in Gegenwart aller ihrer Bewohner auf die härteſte und ſchimpflichſte Weiſe auspeitſchen. Darnach jagte er ihn aus ſeinen Dienſten und verbot ihm, unter Androhung der fürchterlichſten Strafe, ſich niemals wieder in ſeiner oder ſeiner Tochter Nähe blicken zu laſſen.

Als der ſtolze, harte Mann alſo den Knappen mit Schimpf und Schande fortgejagt, ging er zu ſeiner troſtloſen, laut ſchluchzenden Tochter. Mit finſterer, zorniger Miene, unter den gräßlichſten Flüchen und Verwünſchungen verbot er ihr, niemals wieder des ſo tief unter ihrem Range ſtehenden Knappen zu gedenken, da er nimmermehr zu einer ſolchen Verbindung ſeine Einwilligung geben werde.

Obgleich ſich nun auch das arme Kind im namenloſeſten Schmerze dem Vater zu Füßen warf; obgleich ſie ihn auch flehentlich bat, abzulaſſen von ſeinen harten Ausſprüchen und Verwünſchungen; obgleich ſie ihn auch beſchwor, nie einem andern Manne ihre Hand reichen zu können, als dem geliebten Knappen,

dem ſie ewige Treue geſchworen, den ſie unendlich liebe und ewig lieben werde, und daß hiervon einzig und allein ihr ganzes, ganzes Lebensglück abhänge, ſo ſtieß er ſie doch kalt zurück. Denn es war dem alten, ſtolzen Manne die höchſte Kränkung, daß ſeine Tochter einen ſolchen Menſchen lieben konnte. Ja, eine ſolche Kränkung ſeines großen Stolzes konnte bei ihm ſelbſt die beſſeren Regungen des väterlichen Herzens gegen das einzige, ſonſt ſo geliebte Kind unterdrücken und gänzlich zum Schweigen bringen.

Als aber dennoch die ſich noch immer am Boden verzweiflungsvoll krümmende Marie mit Bitten und Flehen nicht aufhörte, da ſchwur im höchſten Zorne der Vater, daß er nie und unter keiner Bedingung, ſelbſt wenn auch ſeine Tochter darüber zu Grunde gehen ſollte, ihre Verbindung mit dem Knappen zugeben werde. Ja er ging noch weiter, indem er dem bejammerungswürdigen, armen Geſchöpfe die vernichtenden Worte zuſchleuderte: „So wiſſe denn, daß ich bereits für Dich gewählt!“ Und gebietend ſetzte er hinzu: „Du wirſt über ein Jahr einem Manne von Rang und Geburt Deine Hand reichen, wie es Dir, der Tochter eines Ritters ziemet!“ Und damit verließ er die erſtarrte, faſt dem Wahnſinne nahe Marie.

Trotz des ſtrengen, harten Verbotes, trotz der Wachſamkeit des Ritters fanden die verzweifelten Liebenden doch Gelegenheit zu heimlichen, nächtlichen Zuſammenkünften. Und leider war die Frucht dieſer hoffnungsloſen Zuſammenkünfte eine höchſt ſchreckliche. —— Marie wurde Mutter; aus Furcht vor dem Vater mordete ſie ihr zartes Kind und verſcharrte es im Dunkel der Nacht.

Bald jedoch erhielt das Gericht Kunde hiervon. — Sein Urtheilsſpruch lautete auf Tod durch das Schwert. Nach drei Tagen wurde derſelbe ſchon vor den Thoren der Burg vollzogen;

durch Henkershand fiel hier das müde Haupt der schwergeprüften Marie.

Der treue Knappe aber, außer sich vor Schmerz, stürzte sich mit dem Ausrufe: „Meine Marie, meine arme, arme Marie, ich folge Dir!“ in die nahe Recknitz und fand so ebenfalls, und fast zu gleicher Zeit mit dem heißgeliebten Mädchen, den ersehnten Tod.

Zu spät bereuete jetzt der alte, stolze Ritter seine Härte, und mit Recht klagte er sich als den Urheber aller dieser Schrecknisse an. Zerknirscht, bis in's Innerste der Seele vernichtet, eilte er bald unstät und flüchtig von einem Orte zum andern; dann saß er wieder stundenlang in finsterem Hinbrüten versunken in der weiten Ahnenhalle, deren Bilder kalt und ernst von den Wänden auf ihn herniederschaueten; dann wieder weinte er, rief den Namen seines unglücklichen Kindes und zerraufte sich das schnell gebleichte Haar. Kurz seine Strafe war fürchterlich, sein Zustand schrecklich; bis sich denn endlich der Tod auch seiner erbarmte und seinem freudenlosen Leben ein Ende machte.

Nach allen diesen grausigen Begebenheiten soll nun die zweite Benennung des Heiligengeistberges, der Name Köppenberg,*) entstanden sein.

Ist auch die einst so feste Burg Kronskamp längst schon gänzlich verschwunden, so lebt dennoch bis auf den heutigen Tag in dortiger Gegend die Sage fort von dem unglücklichen Liebespaare und ihrem schrecklichen Ende. Mit innigem Mitleiden erzählt sie der schlichte Landmann dem Fremden, der

*) Köpfenberg, von köpfen, enthaupten.

gewiß ebenfalls dem trüben Geſchick der Liebenden ſeine Theilnahme nicht verſagen wird und kann.

Oft ſoll noch jetzt im Dunkel der Nacht vom Berge herab, oder aus der Tiefe der Recknitz, da wo ſich der treue Knappe in das Waſſer ſtürzte, der leiſe Klageton: „arme Marie!“ oder „meine arme, arme Marie!“ durch die ſtillen Fluren ertönen, und wollen ſolches dann dort noch Vorbeigekommene ſchon häufig gehört haben.

Der dumme Teufel und der ſchlaue Küſter zu Eldena bei Grabow.

(Von Fr. Günther, Paſtor zu Groß-Methling.)

Die Küſterfrau zu Eldena war einmal zur Abendzeit mit Buttern beſchäftiget. Da fragte die kleine Tochter ihrer Nachbarin: „Weshalb hängſt Du denn nicht die drei Knebel über das Butterfaß, wie doch die Mutter ſtets zu thun pflegt?“

Die Küſterfrau verſtand zwar nicht ſo recht, was hinter der Frage ſtecken möge; aber neugierig, wie Evens Töchter alle, überredete ſie die Kleine, die drei Knebel herbeizuholen und hängte ſie über das Butterfaß. Und kaum, daß ſie den Butterſtab ein Dutzend Mal hatte auf- und niedergehen laſſen, ſo war er ſo ſchwer geworden in ihrer Hand, daß ſie ihn faſt nicht mehr zu handhaben vermogte. Sie hob den Deckel ab, um nachzuſehen, was vorgegangen ſei und — wunderbar! — das ganze Faß war beinahe von Grund auf voll der ſchönſten, gelben Butter geworden. Wie groß der Reichthum ſei, das ſah ſie erſt recht, als die Butter ausgehoben und zuſammengeknetet war.

Da ſchlug ſie voll freudigen Erſtaunens die Hände zuſammen über die ſchöne, große Butterſchlage und konnte ſich gar nicht ſatt daran ſehen, in der herrlichen Ausſicht, wie fett ſie nun den Kohl kochen, und den Pfannkuchen backen, und das Eirühr ſchmoren und die Fiſche braten und das Brot beſtreichen könne.

Während die gute Frau aber noch ſo daſtand in ihrer Herzensfreude, kam ihr plötzlich ein grinſend freundliches Mannsgeſicht vor Augen, das unter einem großen, mit einer Hahnenfeder gezierten, dreieckigen Hute zur Thür einſah.

„Es freut mich," ſprach der Fremde, „Euch einen kleinen Dienſt erwieſen zu haben! So guten Frauen gefällig zu ſein, wie Ihr deren eine ſeid, iſt mir allemal eine wahre Seelenluſt. Gerne will ich Euch auch ferner zu Gefallen ſein; ſchreibt nur Euren Namen in dies Buch, damit ich Euer nicht vergeſſe!" und dabei hielt er ihr ein großes ſchwarzes Buch zur Eintragung ihres Namens hin.

Man ſieht's, der Mann verſtand den Fuchsſchwanz gut zu ſtreichen, und wer weiß, was die Küſterfrau gethan haben würde, wenn nicht glücklicher Weiſe in dieſem Augenblick ihr Mann herzugetreten wäre. Der hatte von ferne des Fremden Worte mit angehört und fragte nun: „„Was iſt es denn, womit Ihr meiner Frau gedient haben wollt?""

„Dies Geſchenk hier," erwiederte der Fremde, auf die drei Knebel hinweiſend, „das ich Eurer Nachbarin gegeben habe, hat Eure Frau ſich angeeignet. Butter bringt's Euch, ſoviel Ihr haben wollt und in Eurem Willen ſteht's, wollt Ihr's behalten, oder nicht!"

Hier ſchob ein leiſer Luftzug den einen Zipfel vom Mantel des Fremden ſo weit zurück, daß es gerade genug war, unter dem langen Kleidungsſtücke einen Pferdefuß dem Küſter ſichtbar zu machen. Dies war dem erfahrnen und muthigen Manne

genug; ſtatt aller Antwort griff er flugs nach den drei Knebeln hin und ſchleuderte ſie mit ſolcher Gewalt dem Böſen in's Angeſicht, daß dieſer rücklings der ganzen Länge nach zu Boden fiel.

Das war nun aber dem Böſen außer allem Spaß und er ſah nun wol, daß hier ihm ſein Weizen nicht blühen werde. „Iſt's ſo gemeint," ſprach er ſich aufraffend, „ſo nehme ich Alles als mein Eigenthum zurück, und damit that er, zum großen Schrecken der Küſterfrau, als guter Frankfurter einen kühnen Griff in die Butter.

Allein ſo flink ging's nicht, mit dem Küſter fix und fertig zu werden. Der war ein Mann von altem Schrot und Korn, der nicht zum ſchlimmen Spiel eine gute Miene machte. „„„Gemach, gemach, Herr Urian,"" ſprach er, „„„Ihr ſeid zu eilig bei der Sache! die Butter gehört nicht Euch allein, ſondern mir und Euch. Sie iſt aus meiner Milch und Euren Knebeln. Wollt Ihr, ſo will ich ſie theilen zwiſchen uns! Nur ſo ſind wir geſchiedene Leute!""

Das Pulver hat der Teufel nicht erfunden und fand auch nicht, was gegen den Vorſchlag einzuwenden war. „So theilet denn!" war die kurze, verdroſſene Antwort, die er murrend von ſich gab.

Da theilte der Küſter; aber er theilte ſo, daß er das Meiſte behielt. Und nichts war dagegen auszurichten, wie kurrig auch der dumme Teufel ſich gebehrden mogte.

Der Einfaltspinſel hatte ja nur Theilung ſich bedungen; aber nicht eine Theilung in gleiche Hälften. So ward er denn über's Ohr gehauen und mußte mit langer Naſe davonziehen; denn wie der Mann iſt, wird ihm die Wurſt gebraten.

Ein seltsamer Mann zu Oberhagen bei Rostock.

(Von E. Wolff, Pastor zu Röverhagen.)

Der berüchtigte Jäger Brandt*) hat in der Zeit gelebt, wo preußische Werber überall, wo sich Gelegenheit dazu geboten hat, große und starke Leute zu Soldaten geworben, und wenn sie nicht gutwillig sich dazu haben verstehen wollen, sie mit Gewalt fortgeschleppt haben.

So haben die Werber damals auch in Oberhagen bei Rostock einen Tagelöhner im Auge gehabt, den sie gerne bewogen hätten, Soldatendienste zu nehmen. Da sie aber gefürchtet haben, daß er nicht gutwillig sich dazu verstehen werde, so haben sie mit Gewalt ihn dazu zwingen wollen. Sie dringen deswegen des Nachts in sein Haus.

Der Mann wird dies gewahr und springt aus dem Fenster. Die Preußen laufen ihm nach. Es liegt Schnee; er aber ist barfuß und im bloßen Hemde. Deshalb will er nicht gerne weit vom Hause abgehen. Er läuft deswegen nach einem in der Nähe sich befindenden Brunnen. Die Werber jagen ihn um den Brunnen herum. Er geräth jedoch endlich so in die Klemme, daß er nicht weichen kann und springt deswegen über den Brunnen. Dabei ergreift einer seiner Verfolger den Zipfel seines Hemdes, behält aber nur diesen Zipfel in der Hand, während der Tagelöhner selbst mit dem übrigen Theile des Hemdes entkommt und Aufnahme findet bei jenem Jäger Brandt in Heinrichshagen, welches jetzt ein ziemlich großes Dorf ist, wo damals aber nur die Jägerwohnung allein gelegen haben soll. Es liegt eine halbe Stunde von Oberhagen entfernt.

*) Siehe Seite 137 bis 140 dieses Bandes.

Jener Tagelöhner ſoll viele Kraft gehabt haben, aber auch ſehr viel haben eſſen können. Er ſoll einen ganzen Grapen voll Klöße mit einem Male aufgegeſſen, dann aber auch drei Tage genug gehabt haben. Er iſt dann drei Tage im Walde beim Ausroden der Stämme geblieben und hat, je mehr der Hunger angedrängt hat, deſto mehr den Schmachtriemen angezogen.

Einiges über ſogenannte Hünensteine und die Sage von den Hünen.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Wer einmal den Weg von Groß-Flotow bei Penzlin nach der zu dieſem Gute gehörenden Meierei gegangen iſt, dem wird gewiß auch die rechts vom Wege, in der Gegend der kleinflotower Windmühle vereinzelt im Felde ſtehende Eiche nebſt dem daneben liegenden mächtigen Granitblocke aufgefallen ſein. Und beide ſind auch der Beachtung werth; der Stein wegen ſeiner Größe und beide, Eiche und Stein, weil ſie mit einander verwachſen zu ſein ſcheinen, gleich als hielte ſich Einer am Andern, um ſo vereint beſſer den Stürmen der Zeit und des Wetters widerſtehen zu können.

Der Stein hat ſo ziemlich die Form eines ſchräg abgeſchnittenen Kegels mit unregelmäßiger, etwas in die Länge gezogener Grundfläche. Seine größte Höhe hat er neben der Stelle, wo er mit der Eiche ſo eng verbunden iſt, und mißt er dort von der Erde aus reichlich ſieben Fuß, alſo daß ein Mann von mittlerer Größe mit ausgerecktem Arm nur gerade die Spitze ablangen kann. Der Umfang beträgt zwiſchen 40 und

50 Fuß. Die geneigte Fläche ist südwärts gekehrt und bemerkt man, mehr nach der Spitze zu, auf derselben in einer bogigen Linie sieben kleine, noch ziemlich deutliche, halbkugelförmige Vertiefungen.

Von diesem Steine erzählt man sich, daß er nicht immer hier gelegen habe, sondern daß ein Hüne*) ihn aus der Gegend von Strelitz, also drei Meilen weit, mit einem Wurfe hergeworfen habe, und daß durch den Druck seiner Hand die obenerwähnten Vertiefungen als Fingerspuren entstanden seien.

Auch bei Penzlin lag vor Zeiten ein ähnlicher, aber platterer Stein unweit des Stadthofes, welche Gegend man noch heute mit dem Namen „bi'n Hünenstein" bezeichnet. Dieser Stein ist nach Versicherung alter glaubwürdiger Leute so groß gewesen, daß auf seiner ziemlich ebenen Oberfläche sieben Menschen haben neben einander liegen können. Er ist jetzt aber nicht mehr dort, sondern man hat ihn, um ihn wegzuschaffen und zu benutzen, in kleinere Stücke zersprengt. Diesen Stein sollte ebenfalls im grauen Alterthume ein Hüne dahin geworfen haben und zwar von Neuendorf bei Neubrandenburg aus in der Absicht, den penzliner Kirchthurm zu treffen und umzuwerfen, doch soll ihm dies nicht geglückt sein, indem er zu weit rechts geworfen hat.

Ferner befindet sich in dem südwestlichen Theile der Stadtmauer Penzlins und zwar an der Innenseite ein Granitstein, der an der hervorragenden Kante rundlich ausgehöhlt ist.**) Dieser soll gleicherweise das Wurfgeschoß eines strelitzer Hünen gewesen und die Vertiefung durch den Druck seines Daumens entstanden sein.

---

*) Riese, welche man für die ältesten Bewohner Mecklenburgs hält.

**) Vielleicht auch ein alter halber Taufstein, eine sogenannte Fünte.

Derartige Sagen ſcheinen ſehr verbreitet zu ſein; mindeſtens erzählt man Aehnliches von einem bei Treptow liegenden großen Steine, den man dem Wurfe eines Hünen von Neubrandenburg zuſchreibt, und auch von einem Orte in der Nähe von Roſtock weiß man eine gleiche Geſchichte.

Dieſer Ort liegt an dem rechten Ufer der Unterwarnow, etwa eine Meile von Roſtock, neben einem Tannengehölze und führt im gemeinen Leben den Namen „de dre Bröre".*) Es ſollen nämlich einmal bei dem gegenüberliegenden Lütten-Klein drei Hünen-Brüder gewohnt haben. Dieſe wurden mit einander darüber uneinig, wer unter ihnen der Stärkſte wäre. Um den Streit zu ſchlichten, ſuchten ſie ſich die drei größten Steine, welche nur in der Gegend zu finden waren. Mit dieſen warfen ſie nach einander nach dem gegenüberliegenden Ufer des Fluſſes, aber nur einer erreichte das Ziel und dieſer wurde denn auch als der Stärkſte und der Anführer von den beiden andern Brüdern anerkannt.

Hier mögte auch gleich der gelegene Ort zur Mittheilung deſſen ſein, was ich ſonſt noch von alten Leuten über die Hünen habe erzählen hören. Im Allgemeinen iſt es dies:

Ehe noch die Wenden nach Mecklenburg kamen, wohnten hier im Lande die Hünen, ein Rieſenvolk, das aber ſchon längſt ausgeſtorben iſt. Nur ihre Gräber, die Hünengräber, ſind noch nachgeblieben. Dieſe geben uns indeß Beweis genug, was für ein mächtiges und ſtarkes Volk es geweſen ſein muß, das darunter begraben liegt. Als die Kleinen, „de Lütten", in's Land kamen, war der Hünen Herrſchaft zu Ende und ſie ſtarben endlich auch nach und nach ganz aus.

Zu dieſer Zeit geſchah es, daß ein Hünenvater ſeiner jun-

*) Die drei Brüder.

gen Tochter den Auftrag machte, die Schweine hinab in's Holz zu treiben.

Vorher hatte das Rieſenmädchen noch nie die elterliche Behauſung verlaſſen und ſo war es alſo nicht wenig erſtaunt, als es zum erſten Male die ihm noch ganz fremde Welt erblickte. Am meiſten verwunderte es ſich über ein kleines Geſchöpf, das nach ſeiner Meinung wol Aehnlichkeit mit Menſchen hatte, aber doch zu klein war, um Menſch ſein zu können, und das hinter einem eben ſo winzigen Pfluge, mit zwei niedlichen Oechslein beſpannt, herging. Es hatte nichts Eiligeres zu thun, als „das prächtige Spielzeug" mit den Händen zuſammen zu fegen und in die Schürze zu thun. Dann eilte es mit vollen Sprüngen zum Vater zurück, um dem auch den guten Fund zu zeigen.

Der Vater aber ſchüttelte ernſt und traurig den Kopf und ſprach: „Det ſünd uns' Vedriewer, Kind; vör de möt'n wi wieken!"*) worauf es naiv meinte: „„Sal'k denn nich en Pöhlken maken und ſe doarin verſöpen?""**)

Das aber gab der Vater nicht zu, indem er meinte, es würde ihnen das zu nichts helfen, denn „de Lütten kriegen uns doch ünne!"***)

Und ſo iſt es auch geſchehen; und hätten die Hünen nicht die großen Gräber gemacht und die mächtigen Steine allenthalben aufgerichtet, ſo würde man auch nichts mehr von ihnen wiſſen.

---

*) „Das ſind unſere Vertreiber, Kind; vor denen müſſen wir weichen!"

**) „„Soll ich denn nicht ein Pfuhlchen machen, und ſie darin ertränken?""

***) „Die Kleinen kriegen uns doch unter!"

Der Stein mit den Riesenfinger-Spuren auf dem groſs-flotowſchen Felde bei Penzlin.

Zu Neubrandenburg wohnte früher ein Rieſe oder ſogenannter Hüne, der ſich auf ſeinen Spaziergängen immer gar ſehr über den Kirchthurm von Groß-Flotow ärgerte, indem er ſich lächerlicher Weiſe eingebildet hatte, derſelbe benehme ihm die Ausſicht.

Als unſer Herr Rieſe nun eines ſchönen Tages wieder einmal etwas ſpazieren ging und gerade nicht bei all' zu guter Laune war, ergriff er, in einer plötzlichen Aufwallung von Zorn über den ihn jetzt wieder ſtörenden groß-flotowſchen Kirchthurm, einen mächtigen Steinblock — von 14 Fuß im Durchmeſſer — mit ſolcher Kraft, daß ſich ſeine Hand tief in denſelben eindrückte, und ſchleuderte ihn mit großer Gewalt nach dem Gegenſtande ſeines Aergers.

Doch der Herr ſchützte Sein Haus; der Stein traf nicht, ſondern fiel machtlos auf dem Felde von Groß-Flotow, am Fuße einer Eiche nieder, wo er auch noch heute und dieſen Tag liegt und vielfach beſehen und angeſtaunt wird.

*) Als ich dieſe Sage bereits längere Zeit niedergeſchrieben hatte, wurde mir erſt der vorſtehende geehrte Beitrag. Da nun aber das, was ich hierüber gehört, etwas anders lautet, als ſoeben ſchon mitgetheilt iſt, ſo laſſe ich deshalb auch die mir gewordene Erzählungsweiſe ſofort nachfolgen.

Die Glocke zu Mildenitz bei Woldegk.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neubrandenburg.)

Es ſpielten auf der Wieſe am ruhigen See*)
Die Kinder des Dorfes, wie flüchtige Reh';
Sie warfen bald Strümpfe und Jacken in's Gras,
Die Luft war ja heiß und die Wieſe nicht naß.

Wol ein'ge Stunden ſie vergnügten ſich ſchon,
— Wie bald ſind im Spiel nicht die Stunden entflohn! —
Als dem kindlichen Blick ſich deutlich und klar
Nicht weit von ihnen zeiget ein Glockenpaar.

Sie forſchen nicht lange, woher und wohin,
Mit der Thatſach' gnügt ſich der kindliche Sinn;
Sie ſpringen jubelnd an die Glocken heran
Und legen auf eine ihre Kleider dann.

Froh ſpielen ſie fort bis zu der Abendſtund',
Doch da thut ſich ihnen plötzlich And'res kund,
Die nicht behangene Glocke ſich jetzt regt
Und unter Geläut nach dem See hin bewegt.

„Suſanna, nimmer wieder zu Lande!" es klingt
Und damit ſie tief in's Waſſer verſinkt.
Es hat ſie niemals Jemand wieder geſeh'n;
Doch die and're blieb auf dem Lande ſtehn.

*) Dieſer See iſt ſchon ſeit Jahren ausgetrocknet und zur Wieſe geworden.

Sie war durch die Kleider der Kinder gebannt
Und mußte drum bleiben auch auf dem Land.
Die Leute von der Arbeit laufen herbei
Und nahen ſich der Stätte in furchtſamer Scheu.

Als Staunen und Wundern ſich endlich gelegt,
Hat vielfach man hierhin und dorthin erwägt,
Was nun mit der Glocke zu beginnen wol ſei,
Die für Mild'nitz zu groß, zu koſtbar und neu.

So kommt man ſchließlich dahin überein,
Die Glocke zu fahren nach Woldegk hinein
Und dort zu veräußern ſie gegen baar Geld,
Das den höchſten Werth doch für ſie ſtets behält.

Zwei Pferde man ſpannt vor die Glocke an,
Im langſamen Schritt geht es durch's Dorf alsdann;
Doch wie der Führer das Dorf verlaſſen will,
Da ſteht die Glocke wie angenagelt ſtill.

Man legt bis zu vier und zwanzig Pferden vor,
Doch die Glocke ſteht feſt wie im tiefſten Moor,
Nichts rührt ſie vom Flecke und Jedermann ſpricht,
Mit rechten Dingen geſchehe dieſes nicht.

Da kehrt mit zwei Ochſen vom Felde gerad'
Ein Mann, der die Sache durchſchauet bald hat.
Er rathet: „Oh laßt doch die Glocke im Ort,
Ihr ſchafft ſie doch nimmer von hier weiter fort!"

„Was würde der Erlös in Woldegk auch ſein?
Ich ſchaffe ſie wieder in's Dorf uns hinein;

Es kann ja ihr lieblich ertönender Klang
Auch hier bei uns erſchallen das Dorf entlang!“

Sie folgen den Worten und er ſpannet an;
In wenig Minuten iſt das Werk gethan.
Leicht ſchaffen die Ochſen die Glocke jetzt fort,
Der Friedhof wird ihr einſtweil'ger Ruheort.

Bald d'rauf hat einen Glockenſtuhl man erbaut,
Darin hat das Auge die Glocke erſchaut;
Und feierlich tönte ihr helles Geläut
Ueber's Dorf und die Fluren von Mild'nitz weit.

Als ſpäter ein Kirchlein das Dorf hat geziert
Und man einen Thurm daran hat aufgeführt,
Da bracht' in den Thurm dieſe Glocke man auch,
Und heute noch dient ſie zum frommen Gebrauch.

Die Muränen im Schaalsee bei Zarrentin.

(Von L. Pechel, Organiſt und Lehrer in Röbel.)

Der Ort Zarrentin, am ſüdweſtlichen Ende des Schaalſees gelegen, erhielt im dreizehnten Jahrhundert ein Nonnenkloſter Ciſterzienſerordens. In der Mitte des Fleckens, auf dem Kirchenplatze, ſteht noch das mittelalterliche, maſſiv aus Mauerſteinen aufgeführte Kloſtergebäude, und wo einſt fromme Ordensſchweſtern in ſtiller Beſchaulichkeit lebten und geräuſchloſen Schrittes zur Hora und Vesper eilten, da wird jetzt über

Digitized by Google

die Aufrechthaltung bürgerlicher Geſetze gewacht und Steuer und Pacht erhoben; die Behauſung der Nonnen iſt in ein Amtshaus umgewandelt worden.

Wie überall, wo Klöſter angelegt wurden, iſt auch der Flecken Zarrentin ſehr hübſch gelegen, und beſonders iſt es der mit ſchönem Laubholz umſtandene Schaalſee, der dem Orte und der ganzen Gegend einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

In nicht geringem Anſehen ſteht der See aber dadurch, daß ſich in ihm die ſo ſchmackhafte große Muräne — salmo muraena — findet. Dieſer Fiſch, der im mittelländiſchen Meere und in den Seen Italiens heimiſch iſt, ſtand ſchon bei den Römern wegen ſeines ſchmackhaften Fleiſches in großem Rufe, ſo daß die Begüterten eigene Muränenteiche hatten.

Die Nonnen des zarrentiner Kloſters hatten genug von dem ſchönen Fiſche gehört, um lüſtern nach ihm auszuſchauen. Aber Italien mit ſeinen Teichen und das mittelländiſche Meer iſt weit, — wo iſt der Bote zu finden, der beflügelten Fußes das Verlangen der genügſamen Schweſtern ſtillt?

Da nahet ſich ihnen, wie überall, wenn die Begierde der Sinne maßlos wächſt, der Teufel, und indem er noch ihre Luſt zu erhöhen ſucht, bietet er ſich ihnen als Bote an.

Die Nonnen beben zurück vor dem Vater der Lüge; ſie wollen doch lieber dem Genuſſe entſagen, als mit ihm in irgend eine Gemeinſchaft treten. Aber ſo leicht giebt Jener ſeine Verſuchungen nicht auf, und als die Schweſtern ſich nicht länger der Luſt erwehren können, übernimmt der Teufel die Botſchaft; jedoch muß er ſich verpflichten, die Muränen zu Mittags 12 Uhr auf den Tiſch zu ſtellen, wofür ſich die Nonnen ihm zum Eigenthum verſprechen.

Schnell macht ſich der Böſe auf den Weg. Doch kaum iſt er von dannen, als die Schweſtern Reue und Grauen vor

dem Schrecklichen ergreift. Sie treten berathend zuſammen und kommen bald darin überein, den Zeiger der Thurmuhr, der ſchon auf halb zwölf ſteht, eine halbe Stunde weiter zu ſchieben.

Es geſchieht, und kaum iſt der letzte Schlag der Mittagsſtunde verklungen, als der Teufel über den Schaalſee daher fährt und in ſeinem Grimme, daß ihm der Lohn entgangen, die Fiſche in das Waſſer fallen läßt.

Der Schaalſee nahm die Fremdlinge auf und ſie ſollen in demſelben bis auf unſere Tage herab prächtig gedeihen.

Die Entſtehung des Sees bei Probſt-Jeſar, unweit Lübtheen.

(Von J. J. F. Gieſe zu Strohkirchen.)

Wenn Mecklenburg auch ſonſt ſo geſegnet und reich an Landſeen iſt, daß durchſchnittlich auf jede Quadratmeile zwei derſelben zu rechnen ſind, ſo iſt doch die ſüdweſtliche Gegend des Vaterlandes — die Heideebene und die Umgegend von Boitzenburg — faſt gänzlich ohne Seen. Die beiden einzigen, welche ſich in dieſer großen Ebene finden, ſind die jeſarſchen, nämlich bei Probſt-Jeſar und Kirch-Jeſar. Daß auch dieſe beiden Seen nicht groß ſind, hört man ſchon an dem Namen der bei denſelben gelegenen Dörfer, welcher ſlaviſch iſt und zu deutſch Teich heißt.

So klein auch beide Seen ſind, ſo merkwürdig ſind ſie doch. Der See bei Kirch-Jeſar iſt bei einer noch unerforſchten

Tiefe voller Moraſt, Modde und Schlamm und hat ſelten mehr als zwei oder drei Fuß Waſſer über dem Schlamm; der bei Probſt-Jeſar aber, durch ſeine abſchüſſigen Ufer ſchon gefährlich, ſteht auf ſeinem Grunde voller großer Eichen und anderer Waldbäume, weßwegen man von ihm auch glaubt, daß er durch einen Erdfall entſtanden iſt.

Trotz des unverdorbenen Ausſehens der großen Eichen, die auf dem Grunde des letzteren ſtehen, iſt derſelbe doch höchſt wahrſcheinlich ſchon in vorchriſtlicher Zeit entſtanden und das dabei liegende Dorf Probſt-Jeſar erſt ſpäter an ſeinen Ufern emporgeſtiegen, ſich ſeinen Namen von dem Waſſer erborgend.

Die Sage aber erzählt, daß das Dorf ſchon lange geſtanden hatte und bereits zu einigem Wohlſtand gekommen war, ehe der kleine See entſtand. Ueber die Entſtehung desſelben berichtet ſie Folgendes:

Das Volk, welches früher in dieſer Gegend wohnte, war zwar kein ſehr arbeitſames und fleißiges, aber doch durchaus auch kein faules zu nennen. Es hatte den Boden, der damals freilich um ein Bedeutendes beſſer war, als jetzt, urbar gemacht und bauete faſt alle Nahrungsmittel ſelbſt. Auch ſeine Hütten zeigten, daß dieſes Volk nicht mehr auf einer ganz niedrigen Kulturſtufe ſtand.

Es lebte aber auch noch ein anderes Volk in dieſer Gegend, welches hier zwar nicht anſäſſig war, aber dieſelbe doch bettelnd, ſtehlend, wahrſagend und glücklügend durchzog. Es waren dies die „Taters“,*) welche freilich das ganze Land durchſtreiften, aber doch beſonders in dieſer Gegend ſich aufhielten. Täglich wurden die Dörfer dieſes Landestheils von großen Banden des berüchtigten Volkes bettelnd, und wenn ſie

*) Zigeuner.

ſtark genug waren, plündernd durchzogen. Kein Wunder war es darum, wenn ſie an den Thüren der Dörfler „getröſtet“ wurden, ſobald ſolche ſahen, daß die Banden Gewalt zu gebrauchen nicht ſtark genug ſeien.

Eine ſolche nicht ſehr ſtarke Bande hatte eines Tages auch das ſpäter mit dem Namen Jeſar belegte Dorf durchzogen, aber vergebens vor den Thüren um eine Gabe angehalten. Mißmuthig und voll Wuth und Grimm hierüber lagerte ſie ſich am Ende des Dorfes in einem kleinen Eichenhain, welcher dem Dorfe ſowol zur Zierde gereichte, als er den Bewohnern desſelben Schatten und Erquickung gewährte, wenn ſie ſich in der Mittagsſonnenhitze dort ausgeſtreckt hatten. Hier berathſchlagte die Bande, welchen Fluch ſie über das Dorf ausſprechen, welches Unglück ſie über dasſelbe verhängen, welche Rache ſie nehmen wollte.

Den rothen Hahn über die Dächer fliegen zu laſſen, ſchien Allen zu gelinde, da die Hütten bei dem Holzreichthum bald wieder aufgebaut ſein würden. Die ganze Umgegend in eine Kohy oder in einen Salzſee zu verwandeln, ſtand nicht in ihrer Macht, obgleich in dieſen Wunſch die ganze Bande von Herzen einſtimmte.

Nach langem Hin- und Herlenken ihrer fluchbrütenden Gedanken trafen ſie endlich dahin zuſammen, den Dorfleuten den erfreulichen und erquickenden Schatten dieſes ſchönen Eichenhaines zu rauben, und damit er nie wieder entſtehen könne, dieſe Stätte in einen See zu verwandeln.

Da aber die Taters nicht die Kraft beſaßen, durch ein bloßes Zauberwort das Beſtehende zu vernichten und etwas Anderes dafür in's Daſein zu rufen, ſo war es ihnen auch jetzt nicht möglich, durch die Macht des Zaubers allein ihren Plan in Ausführung zu bringen; ſie mußten ſich, wie immer, dazu

auch noch eines natürlichen Mittels bedienen. Solches Mittel wurde hier ein Pferdekopf, in welchen sie Queckſilber goſſen und ihn alsdann unter allerlei Fluch- und Verwünſchungsformeln vergruben.

Noch hatte der Pferdekopf keine Stunde gelegen, als er eine kreiſelnde Bewegung annahm. Dieſe Bewegung wurde mit jedem Augenblicke geſchwinder und nahm endlich ſo ſehr zu, daß der Pferdekopf mit einer furchtbaren Kraft die Erde theils wegwarf, theils ſo zuſammenpreßte, daß nach jahrelanger Ablagerung daraus der beſte Gypsſtein geworden iſt.

Als der mit Queckſilber gefüllte Pferdekopf alſo die von Eichenwurzeln durchzogene, ſehr zähe und zuſammenhängende und deshalb ſchwer zu zerreißende und fortzuſchleudernde Oberfläche an vielen Stellen durchbohrt und alle Erde darunter auf eine Stelle zuſammen gedrängt hatte, verſank ſie mit Allem, was darauf war. Und ſo mußten denn auch die Eichen mit in den Abgrund, wo ſie ſich noch bis auf den heutigen Tag befinden und zu ſehen ſind.

Auch die Zigeuner, welche die Gefahr noch nicht ſo nahe glaubten, verſanken und konnten ſich nicht retten aus dem von allen Seiten auf ſie eindringenden Waſſer. Sie wurden die erſten Opfer ihres eigenen zum Fluch beſtimmten Werkes. Furchtbar waren ihre Verwünſchungen, gräßlich ihre Worte, als das Waſſer über ihren Häuptern zuſammenſchlug. Tod und Verderben, ſchrien Einige, ſolle Jeden treffen, der ſich auf dieſes Waſſer wagen werde; Andere beſtimmten die Zeiträume, in welchen ſie einen aus dem von ihnen verdammten Volke nachholen wollen ꝛc.

Und leider hat ſich dies ſchon oft erfüllt; ſchon oft hat ein unvorſichtiger Bader, Glittſcher oder Booter hinunter müſſen in das naſſe Grab.

Noch vor etwa 40 Jahren hörten an dem See vorbeigehende Tagelöhner eine Stimme aus dem Waſſer rufen: „Tied un Stunn is üm, äwa noch is bei Mann nich hia!“*)

Kaum war aber die Stimme verſchollen, als ein wohlgekleideter Herr auf einem Grauſchimmel durch die Tannen daher trabte und ſein durſtiges Rößlein auf den See zulenkte, um es dort zu tränken; denn Staub und Sonnenhitze hatten gleich ermattend auf dasſelbe gewirkt. Die erſtaunten Tagelöhner ſtanden noch unſchlüſſig da, ob ſie den Fremdling warnen ſollten oder nicht, als derſelbe ſchon vor ihren Augen verſchwand und in die Tiefe des Sees ſank.

Den Bemühungen der Fiſcher gelang es freilich, den Fremden als Leiche wieder aus dem Waſſer zu ziehen; dies vermogte aber nicht die über dieſen Todesfall höchſt unglückliche Braut in Lübtheen zu tröſten, zu welcher der Verunglückte auf der Reiſe geweſen war, um durch den Segen der Kirche auf immer mit ihr verbunden zu werden.

Das ſpukende Edelfräulein von Kiekindemark bei Parchim.

Den höchſten Gipfelpunkt ihrer Blüthe erreichte die jetzt leider etwas heruntergekommene Vorderſtadt Parchim bald nach ihrer Entſtehung, in jenen romantiſchen Zeiten des Mittelalters. Durch ihren ausgebreiteten Handel und großen Gewerbefleiß war ſie raſch zu Macht und Größe, zu bedeutendem Anſehen und Reichthum gelangt, ſo daß Parchim damals nicht allein die Hauptſtadt des Linnenhandels, ſondern auch die volksreichſte,*) begütertſte und mächtigſte von allen Landſtädten unſeres Vaterlandes war.

*) „Zeit und Stunde iſt um, aber noch iſt der Mann nicht hier!“

Zu dieſer Zeit befanden ſich im weiten Bogen rings um Parchim, auf den Grenzen der ausgebreiteten ſtädtiſchen Feldmark, die Landwehr genannt, in angemeſſenen Entfernungen von einander, viele befeſtigte Außenwerke, worin zu jeder Zeit Bewaffnete wachten, um Stadt und Feld vor den Ueberfällen der damals ſo zahlreichen Raubritter und ſonſtigem raubenden und ſtehlenden Geſindel zu ſchützen.

Von dieſen vielen befeſtigten Außenwerken iſt jetzt faſt nichts mehr vorhanden, ja man kennt kaum noch die Orte, wo ſie ehemals geſtanden haben. Nur von einem einzigen ſolcher Schutzbaue, die Steinburg genannt, iſt noch der Warthethurm ziemlich erhalten, der ſich auf der wallartigen Landwehr, unweit der ſchalentiner Mühle gegen Strahlendorf hin, befindet und allgemein unter dem Namen der parchimſche Fangelthurm bekannt iſt.

Eine ſolche feſte Schutzburg befand ſich auch auf einem Berge an der ſtädtiſchen Grenze im Sonnenberge,**) nicht weit von dem jetzigen, ſpäter hier entſtandenen Hofe und Forſtgehöfte Kiekindemark, welche dieſen ihren Namen der längſt untergegangenen Burg***) entlehnt haben.

Hoch aufgethürmt von Felſen lag hier nun in alten Zeiten die Burg Kiekindemark und ſchaute weit hinaus mit ihrem hohen Wartthurme bis in das nahe Land der Markgrafen von Brandenburg hinein. Es ſoll Kiekindemark die feſteſte und

---

*) Parchim hatte zu damaligen Zeiten 13- bis 14,000 Einwohner, während es deren jetzt nur 6762 zählt.

**) Der Sonnenberg heißt eine ſich ſüdweſtlich von Parchim hinziehende, größtentheils bewaldete Kette von Anhöhen.

***) Das Erbauungsjahr der Burg Kiekindemark iſt unbekannt, ihr Urſprung verliert ſich in's graue Alterthum und nur muthmaßlich wollen ſie einige Forſcher ſchon zu Ende des 11. Jahrhunderts entſtehen laſſen.

ſtärkſte aller parchimſchen Grenzburgen geweſen ſein, da die Beſtimmung der hier wachenden Krieger die war, Stadt und Gebiet gegen die beſonders hier ſehr zahlreichen und mächtigen adligen und nichtadligen Räuber zu ſchützen, welche vorzüglich das ſchmale, buſchigte Ufer der Elde, ſowie auch den damals weithin und faſt undurchdringlich bewaldeten Sonnenberg*) zu ihren Schlupfwinkeln und zum Tummelplatze ihrer Thaten gemacht hatten. Als aber Parchim ſpäter in den Beſitz der Herzoge von Sachſen gelangt war und dort zu Anfang des 13. Jahrhunderts die ſächſiſche Fürſtin Helena reſidirte, da wurde die Burg Kiekindemark noch mehr befeſtiget und erweitert, auch die Beſatzung derſelben ſo vergrößert, daß ſich nun über 300 Reiſige nebſt ihren Rittern in ihren Mauern befanden. Man fürchtete namentlich zu dieſer Zeit, außer den erwähnten kleineren Einfällen für einen ſolchen größeren von Seiten der Markbrandenburger, weshalb den hier die Aufſicht führenden Rittern noch ganz beſonders anempfohlen wurde, ſtets ein wachſames Auge auf die Mark zu haben. Hierdurch ſoll denn das Loſungswort „Kiek in de Mark!“**) unter den dortigen Kriegern, wie überhaupt die Benennung der ganzen Burg entſtanden ſein, da ſie zu Anfang ebenfalls wie die bereits erwähnte bei Schalentin, den Namen die Steinburg führte.

Von dieſer alten Burg Kiekindemark erzählt uns nun die Sage eine grauſige Begebenheit, die ſich in alten Zeiten in ihrer Nähe zugetragen haben ſoll, und die ich jetzt in Nachſtehendem wiedergebe.

*) Auch der berüchtigte Räuber Vieting ſoll hier ſein Weſen getrieben und ſeinen Schlupfwinkel nicht weit von Kiekindemark, in der noch jetzt vorhandenen Vietingshöhle, gehabt haben. — Siehe die Sage „die Vietingshöhle im Sonnenberge bei Parchim,“ erſter Band Seite 98 bis 104.

**) „Schau' in die Mark!“

Als die Herzogin Helena von Sachſen noch in Parchim auf der dortigen fürſtlichen Burg*) reſidirte, befand ſich ein Edelfräulein von wunderbarer Schönheit und großem Liebreiz an ihrem Hofe. Viele Ritter trachteten nach der Huld und Minne dieſes ſchönen Weſens, doch ſtolz und hart wies ſie alle ab; ſie wollte höher hinaus, als das Weib eines gewöhnlichen Edelmannes werden. Unter ihren Anbetern befand ſich auch ein ebenſo tapferer als ſchöner Ritter, zwar von untadeliger Geburt aber nur niederen Adels, der beſonders ſtark für die reizende Spröde ſchwärmte, ſich ſo ſehr in dieſelbe verliebt hatte, daß er meinte, ohne ihren Beſitz nicht leben zu können. Obgleich auch er ſchon verſchiedene Male mit ſeinen Bewerbungen abgewieſen war, ſo konnte ihn dies dennoch nicht von neuen Anträgen abhalten, da er immer heftiger in Liebe für das ſchöne Fräulein entbrannte.

Mit innerem Wohlgefallen, mit boshafter Freude ſah das kalte, herzloſe Edelfräulein die Liebe des jungen Rtters ſich immer mehr zu ihr ſteigern; dies hatte ſie gerade gewünſcht und herbeizuführen geſucht. Sie wollte ſich dem leidenſchaftlichen Schwärmer erſt ganz unentbehrlich machen, ſich ſeiner erſt ganz verſichern, um dann deſto gewiſſer einen längſt gehegten Racheplan ausführen zu können.

Durch allerlei Ränke, durch die Künſte ihrer hohen Reize und Schönheit war es dem ſchändlichen Geſchöpfe denn auch bald gelungen, den feurigen Ritter ganz an ſich zu feſſeln und in ihre Netze zu ziehen, ihn ſoweit zu bringen, ſeine Liebe zu ihr ſo mächtig zu entflammen, daß er zu Allem fähig war, was ſie um den Preis ihrer unwürdigen Hand, ihres ſchwarzen

*) Dieſelbe lag auf dem jetzigen Bleicherberge und iſt ſchon längſt jegliche Spur davon verſchwunden.

Herzens von ihm fordern würde; denn der Argverblendete belagerte sie jetzt förmlich, verfolgte sie auf Schritt und Tritt und ließ nicht ab mit Bitten, Anträgen und Liebesbetheuerungen. Und so schien denn nun der Abscheulichen der rechte Zeitpunkt zur Ausführung ihres schändlichen Plans gekommen; deshalb nahm sie plötzlich die stürmischen Bewerbungen des Ritters scheinbar huldvoll auf, ja sie versicherte ihm sogar mit frecher Stirne, daß auch sie ihm wahrhaft zugethan sei, und versprach ihm endlich Herz und Hand, sobald er ihr seine große Liebe und seinen hohen ritterlichen Sinn und Muth durch die That bewiesen haben werde, da sie nur das Weib eines solchen Mannes, eines Würdigen werden wolle und könne.

Außer sich vor Wonne und Glück über die so plötzliche, günstige Wendung seines Geschickes, schwur der sich nun mit einem Male dem so sehr ersehnten Ziele aller seiner Wünsche und Bestrebungen nahe wähnende, schrecklich getäuschte Ritter, sofort zu Allem bereit zu sein, was die Dame seines Herzens von ihm verlangen werde; selbst wenn's auch das größte Wagestück sei, es doch mit Gott für seine Liebe zu unternehmen und zu vollbringen, oder dabei unterzugehen.

„So erklimmt denn, Herr Ritter, morgen um die Mittagsstunde, gewappnet und bewehrt, auf Eurem Streitrosse die steilste Bergeshöhe der Burg Kiekindemark und kehrt auf demselben Wege im Galopp zu mir, in meine Arme, an mein Herz zurück; dann bin ich Euer, dann glaube ich an Eure Minne, an Eure echte Ritterlichkeit!" Also sprach das schöne Edelfräulein, die falsche, heuchlerische Schlange.

Noch einmal schwur der Ritter hierzu bereit und zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle zu sein, um in Gegenwart seiner Herzenskönigin das geforderte Wagestück auszuführen.

Ja, wol war es ein Wageſtück, ein gefährliches, ein gräßliches, das wußte auch die Fordernde; ſie wußte, daß es nicht zu vollbringen ſei, daß der Ritter ſein Leben dabei einbüßen werde. Und dies allein war auch nur ihre Abſicht; ſie wollte Rache, ſchreckliche Rache üben an dem, der es gewagt, ſie früher einmal zu beleidigen. Dieſer Unglückliche war der greiſe Schloßhauptmann, der alte, rechtliche Vater unſers armen Ritters, der vor längerer Zeit das hochmüthige, ſtolze Fräulein, wegen grober Nachläſſigkeit bei einem Hoffeſte ihrer beiderſeitigen Gebieterin, der Herzogin Helena, im gerechten Unwillen einige Vorwürfe gemacht hatte. So etwas aber konnte das Edelfräulein, ſie, die allgemein gefeierte, geprieſene und bewunderte Schönheit, nicht ertragen, ſie wollte auch nicht die geringſte Kränkung dulden und ungerächt hingehen laſſen. Deshalb hatte ſie, außer ſich vor Wuth, ſchon gleich damals nach dem erwähnten Vorfalle dem alten Schloßhauptmanne fürchterliche Wiedervergeltung zugeſchworen, aber noch immer hatte ſich keine paſſende Gelegenheit hierzu finden wollen; jetzt endlich bot ſich eine ſolche dar, jetzt ſollte dafür ihrem Beleidiger auch die höchſte Strafe, der härteſte Schlag treffen. Sie wollte ihm durch Aufopfern des Ritters ſein einziges Kind, ſein Alles rauben, ſie wußte, daß der Sohn ſein ganzer Stolz, die Freude und Hoffnung ſeines Alters war; ſie wußte, welch' unſägliches Weh ſie durch dieſen Todesfall über das graue Haupt des Vaters bringen werde. Und dies Alles wollte ſie gerade auch, das Ungeheuer; ſie wollte den alten Schloßhauptmann verderben, ſie wollte ihn vernichten.

Am andern Tage um die Mittagszeit erſchien denn nun, hoch zu Roß, im blinkenden Waffenſchmucke, der kühne Rittersmann am Fuße des Berges, auf deſſen Spitze die Burg Kiekindemark thronte. Auch das ſchöne Edelfräulein hatte ſich hier ſchon

rechtzeitig eingefunden, in weißem Kleide und schönstem bräutlichem Putze, um so das unschuldige Opfer ihres rachedürstenden Herzens auch jetzt noch, in seiner letzten Stunde zu täuschen und ihn, sollte er gar wankend in seinem Vorsatze werden, durch ihre Reize zu demselben anzufeuern.

Gott um glückliches Gelingen bittend, Ihm und seiner Liebe vertrauend, gab der Ritter seinem herrlichen Streitrosse die Sporen und begann muthig den gefährlichen Ritt.

Glücklich hatte er die Höhe des Berges erreicht, schon wendete er sein Pferd und setzte es zur Rückkehr in Galopp, da trat das edle Thier mit einem Male fehl, und kopfüber stürzte Roß und Reiter die steile Bergeshöhe hinunter, zerschmettert und zerschellt zu den Füßen der grausamen Schönen. Ein vorwurfsvoller, gräßlicher Blick aus dem brechenden Auge des Ritters traf seine herzlose Mörderin und drang ihr wie tausend Dolchstiche tief, tief in die Seele. Entflohen war damit sein jugendliches Leben, und das aus tausend Wunden fließende Blut färbte die Erde und den Kleidersaum der Abscheulichen und schrie zum Himmel um Rache und Vergeltung.

Und der Fluch des Höchsten, der Fluch des alten bejammernswürdigen Vaters des Geopferten, der Fluch aller fühlenden Menschen ereilte sofort die schändliche Mörderin. Denn namenlose Angst, rasende Verzweiflung bemächtigten sich ihrer jetzt; wild rollten ihre sonst so bezaubernden Augen, wüthend zerraufte sie ihr langes schwarzes Haar, zerkratzte und zerschlug sie ihr schönes zartes Gesicht, ihren vollen Hals und Nacken, ihre weißen Arme und Hände; dann rannte sie, nunmehr eine Wahnsinnige, heulend und schreiend davon, ohne Rast und Ruh, durch Feld und Wald, bis der Tod endlich ihrem gräßlichen Zustande ein Ende machte und sie dort in die Erde bettete, wo der ihr geopferte, unglückliche Ritter sein Leben ausgehaucht hatte.

Doch auch im Grabe fand die Fluchbeladene keine Ruhe; denn raſtlos mußte ſelbſt auch noch ihr Geiſt, zur Strafe und Sühne ihres ſchweren Verbrechens und zur Warnung der lebenden, ſündigen Menſchheit, in ſichtbarer Geſtalt bei Tag und Nacht umherwandeln und ſpuken.

Auch noch jetzt ſoll das Edelfräulein öfter geſehen werden. Viele wollen ihr ſchon auf ihren ruheloſen Wanderungen, bald hier, bald dort im Sonnenberge, oder in der Nähe Kiekindemarks begegnet ſein. Stets ſoll ſie ſich in ihrem weißen Kleide zeigen, und zwar am häufigſten in dunklen Nächten, mitunter aber auch am Tage, jedoch dann nur immer um die Mittagszeit.

Von der alten Burg Kiekindemark iſt jetzt nichts mehr vorhanden, als einzelne zerſtreut umherliegende Mauerreſte. Wenn wir aber die Landſtraße von Parchim nach Grabow paſſiren, ſo ſchimmern uns bald, dreiviertel Meilen von erſterer Stadt entfernt, ſtatt ihrer aus einer Niederung, einſam und verſteckt und auf drei Seiten von den Waldungen des Sonnenberges eingeſchloſſen, die ländlichen Gebäude des kleinen zu Parchim gehörenden Dorfes — Hof und Förſterei — Kiekindemark entgegen, während uns die nahe dabei liegende Anhöhe den Ort zeigt, wo ſich ehemals die ſtarke, feſte Burg gleichen Namens erhob.

Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts ſtand die Burg Kiekindemark, obgleich ſie damals ſchon lange nicht mehr bewohnt war. Als aber während des dreißigjährigen Krieges im Jahre 1637 Parchim ſo arg von den Kaiſerlichen verheert wurde, da wurde auch von ihnen die Burg Kiekindemark niedergeriſſen und bis auf den Grund zerſtört.

Digitized by Google

Der Rector Beatus zu Dömitz.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Zur Zeit als der Herzog Karl Leopold*) auf der Feſtung Dömitz reſidirte, lebte in der Stadt ein Bürger Namens Beatus, der ſich durch ſein chriſtlich frommes und redliches Leben die Liebe und das Zutrauen ſeiner Mitbürger im hohen Grade erworben hatte.

Wie es aber ſo oft der Fall iſt, ſo hatte auch er gar arge Feinde und Neider; auch ſein Dienſtmädchen gehörte zu dieſen. Dasſelbe verklagte ihn beim Herzoge, daß er ihr habe mit Hexenformeln beſchriebene Zettel eingeben und ſie ſo habe behexen wollen.

Im Verhöre betheuert Beatus nur ſeine Unſchuld; aber trotzdem und ohne einen andern Beweis, als die Behauptung der Magd, läßt ihn der Herzog in eine Baſtion führen und dort auf die Folter ſpannen. Mit Ruhe und Gottergebenheit erträgt er die qualvollſten Martern und betheuert auch hier nur ſeine Unſchuld; doch der Herzog befiehlt, nach jeder Unſchuldsbetheurung die Folter einen Grad ſtraffer zu ſpannen.

Da, dem Tode nahe, fleht der Gefolterte inbrünſtig zu Gott, Er möge doch ſeinen Peinigern ein Zeichen ſeiner Unſchuld geben; und Gott erhört ihn. Als man eben beginnt, ihn noch ſtärker zu foltern, zerreißt die Mauer mit einem furchtbaren Gekrache.

*) Karl Leopold, Herzog von Mecklenburg-Schwerin wurde geboren am 26. November 1678, regierte vom 31. Juli 1713 und ſtarb am 28. November 1747.

Schnell wird dem Herzog das Vorgefallene gemeldet. Durch einen unterirdiſchen Gang begiebt er ſich in die Baſtion und befiehlt nicht nur, Beatus frei zu laſſen, ſondern auch für ſeine Geneſung die größte Sorge zu tragen.

Bald darauf ſtirbt der Rector in Dönitz, und der Herzog verleiht dem Bürger Beatus die erledigte Stelle.

Lange Zeit hindurch hat er als ſolcher mit Segen gewirkt, lange ſind aber auch ſeine Maulſchellen im Andenken geblieben, die ſeiner ausgereckten Hände wegen, mit denen er beide Seiten des Kopfes zu gleicher Zeit berührte, ſo ſehr gefürchtet wurden.

Beatus Name wird noch in den alten dönitzer Schulacten gefunden, wie auch noch das Haus ſteht, in dem er in den letzten Jahren ſeines Lebens gewohnt haben ſoll.

Den Riß in der Mauer hat man noch dem jetzt lebenden Geſchlechte gezeigt. Späterhin iſt die Mauer mehr und mehr verfallen und in jüngſter Zeit, wo man die Feſtungswerke ausbeſſert, durch eine neue erſetzt worden.

Der Teufelswinkel bei Wittenburg.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

An der Scheide zwiſchen der Stadt Wittenburg und dem Dorfe Dreilützow iſt eine ſumpfige, früher mit Buſch bewachſene Gegend, durch welche die alte Landſtraße nach Schwerin führt.

Digitized by Google

Dieſe Stelle hatte ſich der Teufel zu ſeiner Behauſung auserſehen, wo er, ſobald es dunkel wurde, die Wanderer oder die in der Nähe in den Wieſen und auf dem Acker arbeitenden Leute neckte und beſchädigte. Der Ort heißt darum noch jetzt, wie früher, der Teufelswinkel.

Ein angeſehener Ackerbürger der Stadt, welcher in der Nähe Wieſen beſaß, aber ſeine Leute hier nicht bis zum Untergange der Sonne bei der Arbeit halten konnte, kam auf den Gedanken, den Teufel einzufangen.

Dieſer Mann lebte im vorigen Jahrhundert und hieß Paul Auguſt Möller. Um ſeinen Vorſatz auszuführen, ließ er durch ſeine Frau eine Partie ſchöner Pfannkuchen backen und legte dieſe ganz unten in einen großen Hopfenſack, welchen er dann gegen Abend an dem Orte offen ausſpannte.

Der Teufel, durch den Geruch angelockt, kroch hinein. Kaum aber war dies geſchehen, als Möller den Sack zuzog und ſeine in der Ferne harrenden Leute herbeirief, durch welche nun der Sack nebſt Inhalt nach einer bereits vorher gegrabenen tiefen Grube geſchleppt, hineingeſenkt und mit Erde verſchüttet wurde.

Banges Grauſen überfällt noch jetzt Manchen, der in der Nacht dieſe Gegend paſſiren muß, beſonders wenn ihm bekannt iſt, was ſich hier früher zugetragen hat; aber von dem Teufel ſelber hat man ſeit jener Nacht hier weder etwas gehört noch geſehen. (R. Z.)

Digitized by Google

Was man sich von der zwischen Penzlin und Hohenzieritz gelegenen Ihsepuhrt erzählt.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Zwischen Penzlin und dem benachbarten Hohenzieritz befindet sich in dem hohenzieritzer Gehölze ein ziemlich langer und sehr tiefer Hohlweg, um welchen sich, nach Penzlin zu, mehrere Gräben — sogenannte Landgräben — hintereinander ziehen. Dieser Hohlweg bildet den Eingang in das altberühmte Land der Rhedarier und führt schon seit alten Zeiten den Namen Ihsepuhrt.*)

Mit solchen und ähnlichen Stellen hat das Volk von jeher gern Geistererscheinungen ꝛc. in Verbindung gebracht, und erzählt man sich denn auch von der Ihsepuhrt, daß dort des Nachts um 12 Uhr zwölf weiße Männer mit einem schwarzen Sarge umgehen.

Ein alter Fuhrmann, der früher oft diesen Weg passirt ist, jetzt aber nicht mehr lebt, behauptete steif und fest, und hat's auch vielen Leuten erzählt, daß er an diesem Orte Folgendes erlebt habe:

Er kam nämlich, nachdem er sehr häufig diesen Weg gemacht hatte, auch einmal am hellen Tage mit einem leeren Wagen in diesem Hohlweg an. Plötzlich standen seine Pferde, und nichts vermogte weder sie, noch den Wagen vom Flecke zu bringen.

Der alte Mann hatte schon oft erzählen hören, es solle nicht ganz geheuer an dieser Stelle sein, obwol er noch nie etwas bemerkt hatte. Darum dachte er auch gleich, es könne

*) Eiserne Pforte.

Digitized by Google

dies ebenfalls nicht mit rechten Dingen zugehen. Er machte sich also nach vorne hin zu seinen Pferden und sah ihnen durch die Ohren; denn so soll man Manches sehen können, was man sonst nicht mit leiblichen Augen wahrnehmen kann. Und wirklich, da lag ein baumlanger, kohlschwarzer Kerl der Länge nach auf seinem Wagen hingestreckt und lachte recht höhnisch über ihn.

Ohne sich aber weiter zu besinnen, und ohne ein Wort zu sprechen, nahm der Fuhrmann seine Peitsche, schlug drei Kreuzknoten hinein und prügelte ganz unbarmherzig auf den Kerl los.

Das half! Der Wagen war auf der Stelle frei.

Die Pferde aber legten dermaßen in's Geschirr, daß er sie erst bei Penzlin zum Stehen brachte.

Vom Spuke an der alten Brücke zwischen Sponholz und Warlin bei Neu-Brandenburg.

(Von **C. Langmann**, Lehrer zu Sponholz.)

Auf dem früheren Landwege von Sponholz nach Warlin sieht man noch jetzt, jenseit des Waldes, nahe an der von Neu-Brandenburg nach Friedland führenden Chaussee, eine alte steinerne Brücke, welche über den Mühlenbach führt.

Hier soll es nun von jeher nicht geheuer gewesen und schon Manchem schlecht ergangen sein, wenn er in später Stunde des Weges gekommen.

Unter Andern erzählte mir, vor mehr als 20 Jahren, ein damals auf dem sponholzer Hofe dienender Knecht, daß er

Abends ſpät mit einem leeren Kaleſchwagen mit zwei Pferden beſpannt des Weges gekommen. Als er an die Brücke gelangt, wollen die Pferde durchaus nicht hinüber. So viel er auch peitſcht und antreibt, die Pferde bäumen ſich und drängen immer zurück.

Zuletzt fällt dem Knecht ein, daß er einmal gehört, wenn man einen ſogenannten Kreuzknoten in einen der Zugſtränge mache, ſo müſſe der Spuk weichen. Er ſpringt alſo vom Wagen und ſchlägt einen ſolchen Knoten. Kaum aber iſt er damit fertig, als auch ſchon die Pferde mit einem Male wie toll losgehen, ſo daß er nur ſchnell mit einem Satz auf den Wagen eilt und im vollen Galopp, die Pferde mit Schaum bedeckt, zu Hauſe ankommt.

Der ſpukende Stallmeiſter G. zu Steinbeck bei Neuſtadt.

Der Hof Steinbeck bei Neuſtadt gehörte früher einem Stallmeiſter G.... Dieſer, ein ebenſo ſtrenger und geiziger, als gottloſer und ſchlechter Mann, wohnte nicht auf ſeinem Gute, ſondern hielt ſich gewöhnlich in Ludwigsluſt auf. Häufig aber kam er, und zwar immer unerwartet, auf ſeinem Schimmel im ſchnellſten Galoppe nach Steinbeck geſprengt, um ſeine Leute zu überraſchen, und fand er dann nur irgend eine kleine Unordnung, ſo züchtigte er den Schuldigen mit der größten Härte und Strenge.

Da der Stallmeiſter ſelbſt weder an Gott dachte, noch an Ihn glaubte, ſondern nur für irdiſche Güter ſorgte und lebte,

ſo litt er auch nie, daß ſeine Leute zur Kirche gehen durften; hatte es aber dennoch Jemand gewagt, dies Gebot zu übertreten, ſo wurde er dafür auf das Unbarmherzi ſte ausgepeitſcht.

Nun aber wurde dieſer gottloſe Mann plötzlich ſehr krank. Sein Gewiſſen rührte ſich fürchterlich, als er auf dem Todtenbette lag; mit Zittern und Zagen ſah er ſeiner baldigen Auflöſung entgegen, und zu ſpät bereuete er ſeinen ſchlechten Lebenswandel. Er ſchickte jetzt in ſeiner Herzensangſt und Noth nach Steinbeck zu ſeinen Tagelöhnern und ließ ſie alle flehentlich bitten, doch in die Kirche zu gehen und dort für ihn zu beten.

Und die guten, mitleidigen Landleute erbarmten ſich ihres ſonſtigen Peinigers und Bedrückers, ſie gingen ſämmtlich am nächſten Sonntage in die Kirche und beteten auch für ihn zum Höchſten. Bald darauf ſtarb er denn auch, aber ohne den ewigen Seelenfrieden erlangt zu haben; denn ruhelos mußte er auch noch nach ſeinem Tode umherirren.

Noch heute behaupten die Leute zu Steinbeck, den böſen Stallmeiſter G.... häufig auf ſeinem weißen Roſſe daherreiten zu ſehen.

Die Nixe im See bei Wanzka, zwiſchen Stargard und Neu-Strelitz.

(Von **F. C. W. Jacoby** zu Neubrandenburg.)

Vor längerer Zeit beſtand in dem jetzigen Marktdorfe Wanzka ein herzogliches Amt, und waren die Bauern deſſelben dahin frohnpflichtig.

Einmal um die Frühjahrszeit pflügten mehrere dieſer Bauern in der Nähe des wanzkaer Sees und zwar an dem Theile, der ſich nach Blankenſee hinzieht. In der Mittagsſtunde legten ſie ſich bei den dort ſtehenden Weidengebüſchen zum Schlafe nieder und waren auch bald eingeſchlummert.

Einer nur konnte nicht einſchlafen und vernahm plötzlich vom See her, der dort eine Art Bucht macht und mit Rohr und Schilf bewachſen war, die Worte: „De Tid is üm, un de Minſch is noch nich doa!“*)

Nach dem erſten Schreck erhebt ſich dieſer, ſieht ängſtlich nach der bezeichneten Stelle hin und weckt dann, als er nichts gewahrt, ſeine Gefährten.

Bald ſind alle Schläfer wieder munter und lauſchen erwartungsvoll, ob die Stimme wol noch öfter ſich hören laſſen werde und was ſich dann weiter ereigne. Und bald darauf rief es wieder: „De Tid is üm, un de Minſch is noch nich doa!“ aber weiter bemerkten ſie nichts.

Als die aufmerkſam Horchenden endlich aber zum dritten Male dieſelben Worte vernommen hatte, kam eiligſt angelaufen, mit einem Paar Reuſen in der Hand, der Weber von der wanzkaer Schäferei. Er lenkte ſeine Schritte gerade der Bucht zu, von welcher her die Worte erſchallt waren.

Da kamen die Bauern aber hinter den Gebüſchen hervor, traten dem daher Eilenden in den Weg und fragten nach ſeinem Begehr. Er erzählte ihnen unverhohlen, daß er ein armer Mann ſei und die Mittagsſtunde, ſowie die Abweſenheit der wanzkaer Fiſcher habe benutzen wollen, um hier Reuſen zu legen, da ſich bei der jetzigen Laichzeit und gerade in dieſer

*) „Die Zeit iſt um, und der Menſch iſt noch nicht da!“

Bucht die Fiſche ſehr gut fingen. Er bat ſie, ihn ſeine Reuſen legen zu laſſen und ihn nicht anzugeben.

Die Bauern jedoch erwiederten, daß daraus nichts werden könne, er ſolle nur wieder umkehren.

Als der arme Weber aber immer dringender bat, ſagten die beſorgten Leute ihm endlich, weshalb nichts daraus werden könne, eine Stimme habe gerufen: „De Tid is üm, un de Minſch is noch nich doa!“ und wenn ſie auch ſonſt nichts dagegen hätten, ſo könnten ſie ihn unter ſolchen Umſtänden nicht nach dem See heranlaſſen.

Der Mann beklagte ſeine Zeitverſäumniß und daß er nun den Weg ſo vergeblich gemacht habe, und erſuchte die Bauern, ihn wenigſtens einmal zu trinken zu geben, da er vom eiligen Gehen erſchöpft ſei und großen Durſt habe.

Allein das Trinken war all' geworden und ſo bat der Erſchöpfte denn um einen Trunk Waſſer aus dem See.

Einer der Bauern iſt dazu bereitwillig, er ſchöpft mit ſeinem großen dreieckigen Hut und bringt dem Durſtigen zu trinken.

Kaum hat dieſer aber ſeinen Durſt gelöſcht, ſo fällt er todt hin, und die Bauern behaupteten nun, daß er der Mann geweſen ſei, den die Stimme aus dem See gerufen habe.

Von den vierzehn Brüdern, welche die St. Marien-Kirche zu Roſtock erbaut haben ſollen.

(Von H. Pintz, Kämmerarius zu Röbel.)

Während meines Conditionirens in Roſtock, in den Jahren 1805 bis 1813, beſuchte ich gerne und öfter den öffentlichen

Gottesdienſt in der St. Marien-Kirche, nach welcher meine Prinzipalität eingepfarrt war. Bekanntlich iſt die St. Marien-Kirche ein überaus prächtiges, mit vielen herrlichen Alterthümern und Denkmälern geſchmücktes Gebäude, ſo daß man längerer Zeit bedarf, um alles darin Enthaltene zu beſchauen.

Eines guten Wochentages ſah ich beim Vorübergehen der St. Marienkirche eine Thüre derſelben geöffnet; ich ging hinein und fand, daß mehrere Arbeiter darinnen beſchäftigt waren, um Alles zum nahebevorſtehenden Pfingſtfeſte und zum Pfingſtmarkte — weil dann viele fremde Herrſchaften die Kirche zu beſehen pflegen — zu ordnen, zu ſchmücken und zu reinigen. Ich ging für mich allein in der Kirche umher, um einige Bilder, Monumente und Kunſtwerke zu beſehen; bald kam jedoch zu mir ein alter Mann, der als Kirchendiener die Arbeitsleute beaufſichtigte. Wir waren ſchon ſeit früher mit einander bekannt, und da nun der Alte den Zweck meiner Anweſenheit erfuhr, ſo zeigte er mir und machte er mich aufmerkſam auf mehrere Hauptgegenſtände, bis wir endlich zu einem ganz unbedeutend ſcheinenden Gegenſtand kamen. Es war dieſes ein Tableau aus Eichenholz in halb erhabener Bildhauerarbeit, darſtellend ſieben männliche, mit verſchiedenen alterthümlichen Gewändern bekleidete Figuren. Das Ganze mogte ungefähr 12 bis 14 Fuß Länge und 8 bis 10 Fuß Höhe haben, die Figuren aber wol an 4 bis 5 Fuß hoch ſein. Der alte Kirchendiener erzählte mir darüber nachſtehende Sage:

Im grauen Alterthume hatten 14 Brüder, alle reiche, mit vielen Grundſtücken in Mecklenburg belehnte Herren, den Entſchluß gefaßt, ein großes, prächtiges Gotteshaus in Roſtock zu erbauen. Sieben von dieſen Männern haben nun deshalb im ganzen Lande Geld und Baumaterialien zuſammengebracht

und nach Rostock geschickt; die andern Sieben aber sind in Rostock geblieben und haben hierden Bau beaufsichtigt und geleitet.

Von diesen sieben in Rostock gebliebenen Brüdern hat nun einer die Kasse oder den Beutel gehabt und die andern in der Berechnung betrogen. Dieses ist jedoch entdeckt worden, worauf ihn denn seine Brüder getödtet haben.

Das Tableau in der Kirche stellte nun die sieben Brüder dar, welche in Rostock den Bau der Kirche leiteten und besorgten. In ihrer Mitte erblickte man auch den Betrüger, mit einem Beutel in der Hand. Außerdem daß sich mehrere kleine Kugellöcher auf verschiedenen Theilen seines Körpers befanden, zeichnete er sich auch noch durch die Weiße seines Gesichtes vor den andern sechs Brüdern aus, wodurch er gleichsam als eine Leiche erschien.

Hierauf zeigte mir auch noch der alte Mann oben am Thurme, in der Höhe wo ungefähr die Glocken hängen, nach der Abendseite und den Prediger-Wohnungen zu, 14 menschenähnliche Gegenstände, die in dem Mauerwerke als Verzierung angebracht waren, darstellend die sämmtlichen 14 Brüder oder Männer, welche den Kirchenbau ausgeführt haben sollen.

Da die St. Marien-Kirche in Rostock vor mehreren Jahren sehr geschmackvoll und auf das Prächtigste neu dekorirt und ausgebaut ist, so ist wahrscheinlich auch das erwähnte Tableau aus derselben entfernt worden. Dieses Tableau hing früher hinter dem Altare, grade gegen den langen Gang, der von der Thurmthür, wo die Wallfischrippe lag, herau führt und wo noch jetzt die nach dem Thurme und zur Orgel hinaufgehende steinerne Wendeltreppe sich befindet.

Digitized by Google

Dahingegen wird auch jetzt noch die Verzierung der 14 Männer am Thurme zu sehen sein.

Die Schlossruine bei Gross-Vogtshagen bei Dassow.

(Von G. F. C. Neumann zu Röbel.)

Zwischen Grevismühlen und Dassow liegt inmitten fruchtbarer Aecker das Gut Groß-Vogtshagen. In der Nähe desselben rechts am Wege, der nach Roggenstorf führt, stand, wie eine alte Sage erzählt, vor vielen, vielen Jahren ein prächtiges Schloß. Dasselbe wurde von den Besitzern des Gutes, die Ritter waren, bewohnt und war mit einem breiten, tiefen und mit Wasser angefülltem Graben umgeben. Ueber denselben führte eine Zugbrücke, die allabendlich aufgezogen wurde.

Der letzte Ritter war ein Gewaltherr gegen seine Untergebenen. Schon als Knabe übte er alle nur erdenklichen Bubenstreiche aus. Dabei war er grausam gegen die armen Thiere; denn seinen Hund halb zu Tode prügeln, Vögel stundenlang an einem Bande herumflattern lassen und quälen, das waren so seine Freuden. Es war natürlich, daß man von ihm als dereinstigen Gutsherrn nicht viel Gutes erwartete, und als er zur Herrschaft gelangte, da wurde das, was man so lange gefürchtet hatte, nur zu wahr.

Im Dorfe sah man nur zerfallene Hütten und verhungerte, mit Lumpen behangene Gestalten; bei dem Ritter ging es aber alle Tage hoch her, und dabei mißhandelte er seine Untergebenen auf die schrecklichste Weise.

Als der Gewaltige auch einmal wieder einen seiner Leute

ſo übel zugerichtet hatte, ſollte er zur Verantwortung gezogen werden.

Unerwartet langten in einer Nacht die Diener des Geſetzes vor dem Schloſſe an und begehrten den Ritter zu ſprechen. Nach langem Warten wurde endlich die Zugbrücke niedergelaſſen, und als ſie nun die Thür des Schloſſes öffneten, da ſchlugen ihnen Rauch und Flammen entgegen.

Der Ritter, nichts Gutes ahnend, hatte das Schloß in Brand geſteckt, war darauf in einem Boote über den Graben geſetzt und entflohen.

Das Schloß ließ man bis auf den Grund niederbrennen, und ein großer Schutt- und Steinhaufen zeigt noch heutigen Tages die Stelle, wo es geſtanden.

Was ſich die Leute von einer Glocke zu Lichtenhagen bei Roſtock erzählen.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

An einem warmen Sommertage hütete einſt ein kleines Mädchen die Gänſe in der Nähe eines Waſſers, aus welchem ſich zwei Glocken erhoben, an's Ufer kamen und ſich hier ſonnten. Das Mädchen ging neugierig hinan und beſah ſich dieſelben; zufällig legte ſie auf eine derſelben ihren „Fleeſchlappen", das Tuch, worin ſie das ihr mitgegebene Eſſen gehabt hatte.

Nach einigen Stunden ſetzte ſich die eine Glocke in Bewegung, kehrte in's Waſſer zurück und verſchwand. Die andere, mit dem Tuche belegte Glocke dagegen blieb ruhig am Ufer

Digitized by Google

ſtehen; der vor Zeiten auf ſie gelegte Zauber war hierdurch gelöſet worden.

Als das Mädchen zu Hauſe angekommen war, erzählte ſie das Vorgefallene, und man eilte dahin, um ſich von der Wahrheit zu überzeugen.

Es wurde beſchloſſen, die Glocke nach Warnemünde zu ſchaffen und der dortigen Kirche zu ſchenken. Sie wurde auf einen Wagen gebracht; aber ſo viele Pferde man auch anſpannte, es war nicht möglich, ſie von der Stelle zu bewegen.

Nach vielen vergeblichen Verſuchen erbot ſich ein Bauer, die Glocke mit ſeinen zwei Ochſen fortzuſchaffen, wenn er ſie in entgegengeſetzter Richtung nach Lichtenhagen und nach der dortigen Kirche bringen ſollte.

Man willigte ein, und ſiehe, die Glocke wurde leicht von dieſen Ochſen gezogen und hängt noch in dem Glockenſtuhl der Kirche zu Lichtenhagen.

Die andere Glocke iſt freilich noch hin und wieder geſehen, wenn ſie aus dem Waſſer emportauchte, aber es iſt bisher nicht gelungen, ſich ihrer zu bemächtigen. (R. Z.)

Das Petermännchen, der alte treue Schutzgeist des Fürstenschlosses Schwerin.

(Hierzu die Titel-Vignette dieſes Bandes.)

Reizend auf einer kleinen Inſel im ſüdweſtlichen Theile des ſchönen ſchweriner Sees gelegen, erhebt ſich das herrliche Fürſtenſchloß Schwerin und ragt mit ſeinen vielen Spitzen,

Zinnen und Thürmen hoch hinein in die Lüfte unſeres nordiſchen Himmels. Mit Ehrfurcht und Bewunderung betreten wir — über die kleine Brücke kommend, welche die Inſel mit dem feſten Lande und der Stadt Schwerin verbindet — dieſen altberühmten, geweiheten Ort; die Schauer uralter Zeiten wehen uns an, und die Begebenheiten längſt vergangener Jahrhunderte ziehen an unſerm geiſtigen Auge vorüber.

Iſt auch nach der jüngſten großartigen Reſtauration, nach dem prachtvollen Um- und Neubaue des ſchweriner Schloſſes, der erſt im vorigen Jahre — 1857 — vollendet wurde, jetzt wenig mehr von der alten „Burg" oder „Feſtung Schwerin", wie es ſonſt noch immer genannt wurde, vorhanden, ſo erzählt uns doch Sage und Geſchichte, daß hier ſchon ſeit den älteſten Zeiten fürſtliche Veſten und Burgen geſtanden, daß hier ſchon vor tauſend und mehr Jahren, in faſt ununterbrochener Reihenfolge bis auf die Jetztzeit herab, der Sitz großer und bedeutender Herrſcher geweſen iſt.

Als nach dem Untergange des obotritiſchen Reiches, deſſen mächtige Könige — die Urahnen unſerer jetzt regierenden großherzoglichen Fürſtenhäuſer von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz — hier auf dieſer Inſel ſchon ſeit den graueſten Zeiten des Heidenthums ihre wendiſche Veſte gehabt und hauptſächlich hier reſidirt haben ſollen; als nach der Eroberung ihres Landes durch den Sachſenherzog Heinrich den Löwen*), dieſer die

*) Als im Jahre 1161 der Herzog Heinrich der Löwe von Sachſen und Baiern ſeinen zweiten großen Feld- und Kreuzzug gegen das heidniſche Wendenland begann, da zog ſich Niklas oder Niklot I., König der Obotriten und Wenden, vor der gewaltigen Uebermacht der chriſtlichen Sachſen auf ſeine Veſte Werle zurück und brannte ſeine übrigen Burgen, worunter auch Schwerin, nieder. Bald darnach aber ſchon fand er ſeinen Heldentod in einem Gefechte gegen die fremden Eroberer.

Herrſchaft Schwerin gegründet und Gunzelin I. zum Beherrſcher derſelben eingeſetzt hatte, da ſchlug auch Letzterer ſeine Reſidenz hier auf; und über den Trümmern der alten niedergebrannten obotritiſchen Königsfeſte erhob ſich nun eine neue Herrſcherburg, die der Grafen von Schwerin. Graf Gunzelin's I. Nachkommen folgten dieſem ſeinem Beiſpiele, und ſo war denn die Inſel 193 Jahre hindurch der Hauptſitz der regierenden Grafen von Schwerin. Nach ihrem Abgange*), im Jahre 1359, kam die Grafſchaft wieder an die Nachkommen ihrer erſten Beſitzer, an das 11 Jahre vorher in den Herzogsſtand erhobene Fürſtenhaus Mecklenburg, und auch der damals regierende Herzog Albrecht II.,**) der Stifter der mecklenburg-ſchwerinſchen Linie, verlegte hiernach ſofort ſeine Hauptreſidenz von Wismar nach dem alten Herrſcherſitze ſeiner königlichen wendiſch-obotritiſchen Ahnen zurück. Herzog Albrecht II. und ſeine Nachfolger, die regierenden Herzoge, nunmehr aber ſeit 43 Jahren Großherzoge***) von Mecklenburg-Schwerin, erweiterten und verſchönerten im Laufe der Jahrhunderte die frühere alte Grafenburg oder Feſtung Schwerin, die

Als Heinrich der Löwe das wendiſche Obotritenland faſt ganz unterjocht hatte, ſtiftete er im Jahre 1166 die noch heute unter dieſem Namen beſtehende Herrſchaft Schwerin, belehnte damit ſeinen treuen Feldherrn Gunzelin von Hagen, auch von Bartensleben genannt, und ernannte ihn gleichzeitig zum erblich regierenden Grafen von Schwerin. Der Sohn Niklot's I. aber, Pribislaw II., letzter König der Wenden und Obotriten und erſter Fürſt von Mecklenburg, — ſiehe Anmerkung Seite 14 erſten Bandes — erhielt in demſelben Jahre einen großen Theil ſeiner väterlichen Erblande wieder zurück.

*) Siehe Anmerkung Seite 199 erſten Bandes.

**) Fürſt Albrecht II. von Mecklenburg, geboren etwa 1317, gelangte 1335 zur Regierung, wurde am 8. July 1348 zum Herzoge erhoben und ſtarb am 19. Februar 1379.

***) Siehe Seite 136 erſten Bandes, Anmerkung 1.

von der Zeit an, wenn auch mitunter nur der Form nach, doch ununterbrochen bis auf den heutigen Tag, jetzt also schon 499 Jahre hindurch die Hauptresidenz derselben geblieben und, wie wir Alle wissen, noch jetzt ist.

Uralt, wie die geschichtliche Bedeutung dieser Insel, ist ebenfalls die Sage vom Petermännchen, jenem alten Schutzgeiste des schweriner Herrscherschlosses. So oft das Letztere auch seine Herren und sonstigen Bewohner gewechselt, so oft es auch seine Gestalt, sein Aussehen, seine innere und äußere Einrichtung verändert, so hat doch nichts den getreuen Geist von seiner alten Stätte verdrängen können; immer ist er ihr hold geblieben, immer ist er ein treuer Wächter und Hüter, ein treuer Beschützer und Schirmer des ehrwürdigen Fürstensitzes Schwerin und seiner verschiedenen, dort nach einander residirenden Herrscher gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben.

Nur selten und zu gewissen Zeiten soll sich das Petermännchen in sichtbarer Gestalt zeigen, und zwar gewöhnlich bei besonders wichtigen Gelegenheiten und Veranlassungen, um entweder ein die geliebte fürstliche Familie betreffendes freudiges, oder auch ein trauriges Ereigniß anzukündigen. Diesem entgegen wird aber von Andern erzählt, daß sich das Petermännchen auch zu andern Zeiten mehr oder weniger sehen lasse, ohne gerade der Verkündiger wichtiger, das fürstliche Haus betreffender Ereignisse zu sein. Von Manchen ist es sogar steif und fest behauptet worden, das Petermännchen häufig gesehen, ja selbst öfter mit demselben verkehrt zu haben und ganz bekannt und vertraut mit ihm gewesen zu sein; während wieder Andere, die viele Jahre selbst im Schlosse gewohnt, oder dort doch viel und täglich verkehrt, nie eine Spur vom Petermännchen entdeckt und gesehen haben wollen.

Ueber das Aussehen und die Gestalt des Geistes haben wir verschiedene Berichte, doch stimmen alle, sowol die älteren, als neueren so ziemlich in den Hauptsachen überein, wornach derselbe ein zwergartiges, nur ein Paar Fuß hohes, ganz altes Männchen mit grauem Kopf- und Baarthaare ist. Einige schildern nun zwar den Bart kurz, Andere ihn hingegen sehr lang und fast bis auf die Brust reichend. Ebenso abweichend sind auch die Berichte über das Haupthaar; bald soll es ganz kurz, bald sehr lang sein und in großen Locken bis auf die Schultern herabfließen ꝛc. ꝛc. Nur darin stimmen Alle überein, daß sowol Haar als Bart gebleicht und von grauer Farbe sei.

Sehr verschieden und von einander abweichend sind aber die vielen Angaben über den Anzug und die Kleidung unseres kleinen Schloßgeistes. Nach der Aussage eines gewissen Daniel Gardemin,**) „Kammerlakaien seiner hochfürstlichen Durchlaucht des hochseligen Herrn Herzogs Friedrich Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Güstrow“,**) der

*) Gardemin hatte Manches von seinen vielen Erlebnissen mit dem Petermännchen seiner Frau erzählt, und sagte diese das von demselben hierüber Erfahrene später in einem mit ihr am 12. November 1747 in Bützow angestellten Verhöre wieder aus, wohin sie nach dem Tode ihres Ehemannes, als Castellanin des dortigen Schlosses, gekommen war. Dies Schriftstück, das älteste bis jetzt bekannte über das Petermännchen, ist in den Jahrbüchern des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde Band 5 Seite 58 bis 60 abgedruckt.

**) Herzog Friedrich Wilhelm — geboren den 28. März 1675, gestorben den 31. July 1713 — folgte seinem Onkel, dem Herzog Christian Ludwig I. von Mecklenburg-Schwerin am 21. Juny 1692 in der Regierung dieses Herzogthums.

Als der Herzog Gustav Adolph von Mecklenburg-Güstrow — siehe Anmerkung Seite 132 dieses Bandes — am 6. October 1695 ohne Hin-

das Petermännchen häufig gesehen hat und von dem später auch noch einige Geschichten und Erlebnisse, die er mit demselben gehabt haben will, folgen sollen, trug der kleine Geist stets einen langen, bis auf die Füße reichenden, schwarzen Rock mit ganz engen Aermeln und vorne einen guten Finger breit mit Weiß aufgeschlagen, dazu einen Kragen um den Hals, eine Art Mütze oder Barett auf dem Kopfe und etwas große, breite

---

terlassnng männlicher Erben gestorben war, machte Herzog Friedrich Wilhelm auch auf dies Herzogthum, nach dem Gesetze der Erstgeburt, als alleiniger Erbe desselben, Anspruch, was ihm aber von seinem Onkel, Herzog Adolph Friedrich II. — geboren den 19. October 1658, gestorben den 12. May 1708 — bestritten wurde, da auch dieser gerechte Ansprüche auf das erledigte Herzogthum Güstrow zu haben meinte. Nach vielem Hin- und Herstreiten kam es endlich am 8. März 1701 zu einem Vertrage, bekannt unter dem Namen „der hamburger Vergleich". Hiernach erhielt Herzog Friedrich Wilhelm zu seinem Herzogthume Mecklenburg-Schwerin auch noch das ganze Herzogthum Mecklenburg-Güstrow hinzu, mit Ausnahme der Herrschaft Stargard und der beiden ehemaligen Johanniterkomthureien Mirow und Nemerow, welche Landestheile nebst dem Fürstenthume Ratzeburg — wie auch ein jährlicher Antheil des boitzenburger Elbzolles — dem Herzog Adolph Friedrich II., als selbstständiges neues Herzogthum Mecklenburg-Strelitz, zugesprochen wurden.

Hiernach hörte das frühere Herzogthum Mecklenburg-Güstrow thatsächlich zu bestehen auf, und somit ist denn Herzog Friedrich Wilhelm der Vereiniger der Herzogthümer Schwerin und Güstrow zu einem Herzogthume, dem vergrößerten, noch jetzt so bestehenden, sonstigen Herzog-, seit dem 14. Juny 1815 aber Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin; während Herzog Adolph Friedrich II. der Gründer des noch jetzt ebenso bestehenden, sonstigen Herzogs-, seit dem 28. Juny 1815 aber Großherzogthums Mecklenburg-Strelitz, wie auch zugleich der Stifter dieser hohen Fürstenlinie ist.

Diese, wie schon gesagt am 8. März 1701 geschehene Theilung der mecklenburgischen Lande ist denn auch die letzte derselben bis auf den heutigen Tag gewesen und geblieben.

Schuhe. Hingegen wird er von Andern als in mittelalterlicher Hoftracht gekleidet, im kurzen Wamſe, hohen Reiterſtiefeln mit Sporen, Degen und Federhute und mit einem großen Schlüſſelbunde an der Seite im Gürtel, geſchildert. In dieſer Kleidung iſt er auch auf einem alten im fürſtlichen Schloſſe zu Schwerin befindlichen Gemälde abgebildet, mit der Unterſchrift: „Quid, si sic?“ *) Einige behaupten, daß dies Bild — nach welchem auch das Petermännchen auf der Titelvignette dieſes Bandes entworfen iſt — aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtamme; nach Andern ſoll dasſelbe aber ſchon aus dem 14. oder 15. Jahrhundert ſtammen und nur in neuerer Zeit wieder aufgefriſcht und reſtaurirt ſein. Noch Andere umhüllen endlich das Petermännchen mit einem Mantel, und zwar mit einem rothen, wenn es ein freudiges, mit einem ſchwarzen aber, wenn es ein die fürſtliche Familie betreffendes trauriges Ereigniß anzuzeigen habe ꝛc. ꝛc.

Wie ſonſt gewöhnlich alle in Burgen, Schlöſſern, Häuſern und dergleichen hauſenden Geiſter hämiſchen und ſchlechten Charakters zu ſein pflegen, die nur die Menſchen ſtören und beunruhigen, ſie nur erſchrecken, ängſtigen und quälen, ihnen allerlei Ungemach, Verluſte und Schäden zu bereiten trachten, ja ſie wol gar in die Hölle und in's ewige Verderben zu ſtürzen ſuchen, ſo, ein ſolcher böſer Geiſt iſt unſer Petermännchen nicht; im Gegentheil iſt er ein ganz vorzüglicher und prächtiger kleiner Mann, der nur allein Gutes will, der Keinem ohne Grund zu nahe kommt, Niemandem ohne Urſache das Geringſte zu Leide thut, kurz, der gegen Jedermann edel, gut und brav handelt, der's verdient. Ganz beſonders wohlgeſinnt, treu und dienſtbar aber zeigt er ſich hauptſächlich gegen die verſchiedenen Glie-

*) „Wie, wenn es ſo ausſähe?“

der des hohen Fürstenhauses Mecklenburg, die dort in seinem Bereiche sich aufhalten. Auf's Sorgfältigste wacht er über diese, warnt sie vor Unglück und Gefahr und sucht sie vor jeglichem Ungemach zu beschützen und zu bewahren. Ebenso wacht er auch über die Treue ihrer Diener und Untergebenen, bestraft und züchtigt deren Untreue oder auch nur Nachlässigkeit, und sucht sie auf alle Weise zur strengsten Wachsamkeit und Diensterfüllung, entweder durch Neckereien aller Art, oder wo diese nicht fruchten wollen, durch allerlei kleinere oder größere Strafen, anzufeuern. Deshalb schleicht das Petermännchen auch immer wachsam und beobachtend, gewöhnlich in unsichtbarer, seltener in sichtbarer Gestalt, im schweriner Schlosse umher und sieht dort überall nnd zu jeder Zeit, selbst auch in den abgelegensten Winkeln, auf Recht, Gesetz und Ordnung.

So freundlich und gutmüthig der Geist gegen Einheimische und Solche ist, die mit Fug und Recht im schweriner Schlosse verkehren und treu und brav sind, ebenso feindlich und erbittert zeigt er sich gegen Alle, welche sich demselben in keiner guten Absicht nahen. Vorzüglich aber sind ihm alle, nicht zur alten geliebten fürstlichen Familie gehörenden Eindringlinge und fremden Besitznehmer ihres Schlosses stets der größte Dorn im Auge gewesen, und sollen dies namentlich der Herzog Wallenstein und der französische General Laval erfahren haben.

Als nämlich während des unheilvollen 30jährigen Religionskrieges dem grausamen Hauptfeldherrn der katholichen Partei oder der sogenannten heiligen Liga, dem österreichischen General-Feldmarschall Albrecht Waldstein oder Wallenstein, Herzog von Friedland und Sagan, vom römisch-deutschen Kaiser, Ferdinand II., ganz Mecklenburg zu eigen übergeben war; als seine rechtmäßigen Herrscher, die Gebrüder Herzog Adolph Friedrich I. von Mecklenburg-Schwerin und Herzog Johann Albrecht II. von

Mecklenburg-Güſtrow, *) durch jenen empörenden Gewaltſtreich vom 19. Januar 1628 ihres angeerbten Stammlandes beraubt wurden; als Wallenſtein darnach als ſelbſtſtändiger Alleinherrſcher das arme Mecklenburg ausſog, drückte und knechtete und auf dem fürſtlichen Schloſſe zu Güſtrow ſchwelgte und reſidirte, da ließ er's ſich auch einfallen, nach Schwerin zu kommen, um ſich auch hier einmal in der alten Fürſtenburg auf einige Zeit häuslich niederzulaſſen. Hier hat ihn aber das Petermännchen ſo arg mitgenommen, ihn Tag und Nacht ſo ſchrecklich gezwickt und gepeinigt, daß er's nicht hat ertragen können und ſchnell wieder zurück nach Güſtrow geeilt iſt. Deshalb ſoll er auch den anfänglich beabſichtigten prachtvollen Um- und Ausbau des ſchweriner Schloſſes ganz unterlaſſen haben, da ihm das erzürnte Petermännchen gleich das erſte Mal den Aufenthalt daſelbſt für immer verſalzen und verleidet hat, ſo daß er ſich nachher nie wieder hineinwagte. Uebrigens währte ja auch, Gott Lob! Wallenſtein's Regiment nicht allzulange; denn ſchon Ende Januar 1632 war ganz Mecklenburg wieder von ſeinen fremden Unterdrückern befreit, und die geliebten Landesfürſten beſtiegen jetzt wieder auf's Neue den Thron ihrer Väter. Als hiernach am 22. Februar im ganzen Lande ein kirchliches Dankfeſt erfolgte, da iſt auch das Petermännchen ſo erfreut geweſen, daß es in ſichtbarer Geſtalt, vor Wonne und Luſt im ſchweriner Schloſſe umhergetanzt hat.

Aehnlich, wie Wallenſtein, erging's auch dem bereits erwähnten franzöſiſchen General Laval. Als der Gewaltherrſcher Napoleon am 28. November 1806 auch Mecklenburg-

*) Adolph Friedrich I. wurde den 15. Dezember 1588 geboren, regierte vom 28. April 1608 und ſtarb am 27. Februar 1658. — Johann Albrecht II. wurde den 4. Mai 1590 geboren, regierte vom 9. July 1611 und ſtarb am 23. April 1636.

Digitized by Google

Schwerin für ſein Eigenthum erklärte; als allenthalben die mecklenburgiſchen Wappen heruntergeriſſen und an deren Stelle ſeine Adler angebracht waren; als Friedrich Franz I.*) der rohen Uebermacht endlich weichen und ſein Land auf kurze Zeit verlaſſen mußte — um am 11. Juny des nächſten Jahres, unter dem lauten Jubel aller Mecklenburger wieder ſeinen Einzug in Schwerin zu halten — da nahm jener General Laval, als Gouverneur von Mecklenburg-Schwerin auch ſeinen Sitz in dem alten ſchweriner Fürſtenſchloſſe. Und Petermännchen ließ auch nun wieder nicht lange auf ſich warten, dem neuen Eindringling das Verweilen in ſeinem Gebiete auf alle mögliche Weiſe zu verbittern; denn auch jetzt ließ es der empörte Kleine wieder nicht an allerlei Neckereien, an derben Püffen und Stößen, an unſichtbaren Maulſchellen und Schlägen fehlen, ſowie noch an vielen andern Strafen und dergleichen Dingen, wovon die Betroffenen — Laval und ſeine Leute — jedoch lieber ſchwiegen, als ſie zu ihrem eigenen Spotte und Hohn zu erzählen und unter die Leute zu bringen.

Wie das Petermännchen die Leute und Diener im ſchweriner Schloſſe auf die Probe ſtellt, ihre Treue und Gefälligkeit belohnt, ihre Untreue aber ſtraft, davon geben uns nachſtehende Sagen ein Zeugniß:

Petermännchen bemerkte nämlich einmal, wie ein junger Gardereiter, welcher während der Nacht in den innern fürſtlichen Gemächern des Schloſſes Wache hatte, die um ihn her befindlichen glänzenden Koſtbarkeiten mit gar lüſternen Augen betrachtete; ſogleich beſchloß es, die Treue des jugendlichen Kriegers einmal auf die Probe zu ſtellen. Es erſchien deshalb alſo plötzlich in dem Zimmer und forderte den zuerſt hierüber

*) Siehe Anmerkung Seite 136 erſten Bandes.

ganz Erſchrockenen auf, doch einige der ſchönen Sachen in die Taſche zu ſtecken und mit ſich nach Hauſe zu nehmen, da es Niemand merken werde. Der junge Mann aber weigerte ſich entſchieden und war, trotz alles Zuredens des Geiſtes, nicht zu bewegen, das Geringſte zu entwenden; vielmehr bat er ſeinen Verſucher, ihn in Ruhe zu laſſen und ſich zu entfernen. Herzlich freute ſich das kleine Männchen über dieſe Feſtigkeit und Treue des Soldaten, es belobte ihn deshalb und bat ihn zugleich, ſobald er abgelöſet ſein würde, ihm eine Gefälligkeit zu erweiſen, wobei gar keine Gefahr zu befürchten, wol aber ein ſchöner Verdienſt zu erwarten ſei. Der Soldat willigte ein und trat, ſobald er frei war, mit ſeinem wunderbaren Begleiter die ſeltſame Wanderung an. Dieſer führte ihn durch mancherlei unterirdiſche Gänge und Gemächer, welche der Kleine mit einem der Schlüſſel öffnete, wovon ein ganzes Bund an ſeiner Seite im Gürtel ſteckte. Zuletzt wurde in einem großen Zimmer Halt gemacht. Hier reichte das Petermännchen dem muthigen Gardiſten ein altes Schwert, mit der Bitte, alle darauf befindlichen Roſtflecke zu entfernen und es recht blank zu putzen, wofür er reichlich belohnt werden ſolle. Der junge Mann machte ſich ſogleich an die wohlbekannte Arbeit, die ihm auch ganz vorzüglich zu gelingen ſchien; denn bald blitzte und funkelte die alte Waffe, daß es eine rechte Freude war. Nur ganz unten an der Spitze des Schwertes befand ſich noch ein Roſtflecken, weshalb der Soldat auf's Neue zu putzen und ſchleifen begann, um auch dieſen zu vertreiben. Mit ſichtbarer Freude ſah das kleine Männchen dem emſigen Bemühen und Fleiße des Jünglings zu, dem es jetzt gelungen war, auch den letzten Flecken bis auf einen ganz kleinen Punkt zu entfernen, als plötzlich ein gewaltiger Donnerſchlag erfolgte. Der Geiſt verſank in die Erde, dem Soldaten aber ſchwanden die Sinne.

Als dieſer ſpäter, wie aus einem Traume erwachend, wieder zu ſich kam, befand er ſich allein, wohl und geſund am Schloßthore. In ſeiner Taſche aber fühlte er etwas Schweres; es waren drei Stangen, herrlichen, gediegenen Goldes, der Lohn des guten Petermännchens für den ihm geleiſteten Dienſt. Der Soldat aber verſchwieg ſein Abenteuer. Als er ausgedient hatte, kaufte er ſich ein ſchönes Gut, nahm ſich ein braves Weib und lebte herrlich und in Freuden. Kurz vor ſeinem Tode erſt erfuhren es ſeine Kinder, wem ſie eigentlich ihr ſchönes Erbe zu verdanken hatten.

Eine zweite hierher gehörende Sage lautet alſo: Vor Jahren wurde einmal ein bedeutender Diebſtahl an Pretioſen und Edelſteinen im Schloſſe ausgeübt. Der allgemeine Verdacht fiel ſogleich auf einen alten, ſich ſonſt immer als treu bewährten Schloßdiener, da dieſer nur allein zur Zeit des Diebſtahls in den betreffenden Gemächern geweſen war. Trotz aller Unſchuldsbetheuerungen wurde der alte Mann in ein dunkles Gefängniß des Schloſſes geworfen und auf elendem Strohlager angeſchloſſen, um hier ſo lange bei Brot und Waſſer zu verbleiben, bis er den ihn bezüchtigten Diebſtahl eingeſtanden und angegeben haben würde, wo er die entwendeten Sachen gelaſſen. War nun zwar auch, dem Anſcheine nach, der gegründetſte Verdacht gegen den alten Diener vorhanden, ſo war er dennoch unſchuldig, was aber leider Niemand im Schloſſe ahnte und glaubte. Nur das wachſame Petermännchen wußte Alles; dasſelbe hatte es in unſichtbarer Geſtalt mit angeſehen, wie ſich ein Anderer unbemerkt in das Zimmer geſchlichen und den Diebſtahl begangen hatte. Der gerechte Geiſt war deshalb auch eifrigſt bemüht, den Unſchuldigen zu befreien und ſeine Treue an's Tageslicht zu bringen, den wahren Dieb aber zu entlarven und dem Schloßrichter zu überlie-

fern. Zuerſt erſchien er nun im Gefängniſſe, tröſtete den alten, faſt verzweifelten Mann, mit dem er immer in gutem Einvernehmen geſtanden hatte, und verſprach, ihn recht bald zu befreien und ſeine Unſchuld aller Welt zu beweiſen; auch trug er dem armen Gefangenen warme Decken und ſchöne Speiſen zu, um ihm dadurch ſeine kurze Leidenszeit ſoviel als möglich erträglich zu machen. Den ſchändlichen Dieb der Koſtbarkeiten aber ſetzte das Petermännchen unaufhörlich und zwar ſo arg zu, daß er es kaum ertragen konnte; dabei riß es ihm mit unſichtbaren Fingern allerlei der geraubten Sachen aus der Taſche und ſtreuete ſie mit Hohngelächter hinter ihm her, ſo daß es bald allen Schloßinſaſſen klar wurde, daß man einen Unſchuldigen im Gefängniſſe ſchmachten laſſe. Man ergriff nun den wahren Dieb, welcher denn auch ſofort zitternd und bebend ſeine Schuld eingeſtand. Der unſchuldige alte Schloßdiener wurde hiernach ſogleich in Freiheit geſetzt und reichlich durch allerlei Geſchenke entſchädiget; dem entlarvten, wirklichen Verbrecher aber wies man dafür auf längere Zeit das dunkle Gefängniß zum Aufenthaltsorte an.

Aehnlich erging es einem fürſtlichen Eſſenträger, wegen begangener Untreue. Derſelbe entwendete nämlich einmal, als große Tafel im Schloſſe war, eine ſilberne Schüſſel und verſteckte ſie in einer Ecke des dunklen Ganges. Sofort erſchien das zürnende Petermännchen und züchtigte den Ungetreuen. Als dieſer aber dennoch das fremde Gut behielt, wiederholte und verdoppelte es ſo lange ſeine Züchtigungen, bis der arg durchgebläuete Eſſenträger das geſtohlene Geſchirr wieder hervorgeholt und an einen ſolchen Ort geſtellt hatte, wo es dem vorbeikommenden Silberdiener in die Augen fallen mußte. Dieſer entdeckte denn auch alsbald mit inniger Freude die längſt vermißte Schüſſel und verwahrte ſie ſogleich in der fürſtlichen

Silberkammer; der Essenträger aber hatte hiernach wieder Ruhe vor dem Schloßgeiste.

Wird das Petermännchen verhöhnt und gescholten, oder ist man unfreundlich gegen dasselbe, so giebt es seinen Unwillen entweder durch Poltern, Toben und Lärmen zu verstehen, oder es rächt sich auf andere Weise, durch Neckereien, Züchtigungen nnd dergleichen. Beispiele hierzu geben uns die Erlebnisse des schon genannten ehemaligen Kammerlakais Daniel Gardemin, und lasse ich deshalb alles das, was wir durch seine Frau hierüber wissen, insoweit es nicht schon geschehen, jetzt vollständig folgen. Gardemin habe — so berichtete ungefähr seine hinterlassene Wittwe in dem mit ihr angestellten Verhör — sich an das Petermännchen so gewöhnt gehabt und wäre demselben so dreist geworden, daß er ihm öfter auf einer Wendeltreppe, welche sich neben den Zimmern des hochseligen Herzogs Friedrich Wilhelm befunden und in deren Geländeröffnungen das Männchen so eben hätte stehen können, mit dem Lichte ganz nahe ins Gesicht geleuchtet habe, wobei es ganz stille gestanden, oft aber auch vor und neben ihm hergegangen sei. Einmal, als Gardemin seinen durchlauchtigen Herrn noch spät über die Gallerie geleuchtet, habe derselbe gesagt: „Daniel, mich werden die Haare am Kopfe kriechend, und mich schaudert so.“ „„Ja, gnädigster Herr,““ wäre seine Antwort gewesen, „„sehen Sie nicht, was wir für Gesellschaft bei uns haben?““ worauf der Herzog ihm zu schweigen geheißen und gesagt, er sehe nichts. Ein anderes Mal wäre Gardemin nebst einem Pagen zu Bette gegangen, welcher deshalb bei ihm geschlafen, weil ihr Herr am andern Morgen frühzeitig habe ausreisen wollen; da hätten sie denn beide mit offenen Augen gesehen, wie das Petermännchen gekommen sei und einen Lämmerbraten, der zum Frühstücke auf dem Tische gestanden, genommen

hätte und unter lautem Gelächter damit fortgelaufen wäre; von welchem Braten sie auch am andern Morgen, trotz allen Suchens, nichts hätten wiederfinden können. Reden oder antworten hätte Gardemin das Männchen niemals hören; wenn es aber durch Schelt- oder Fluchworte angegriffen worden, so wäre des Nachts ein solches Gepolter über ihrer Kammer gewesen, daß Niemand ein Auge hätte zuthun können. Später — so hatte Gardemin seiner Frau weiter erzählt — wäre er einmal des Abends mit der Abschenke aus dem Keller gekommen, da sei das Petermännchen immer kurz und langsam vor ihm hergegangen und weil ihm, eines gehabten Verdrusses wegen, der Kopf nicht recht gestanden, so habe er aus Unmuth gesagt: „Du Kröte, gehe aus dem Wege, oder ich nehme die Flasche und schlage Dich auf den Kopf; Du sollst dies oder das werden!“ Darauf habe er aber eine solche derbe Ohrfeige als Entgegnung bekommen, daß er über eine halbe Stunde besinnungslos dagelegen, bis ihn Andere gefunden, mit Essig gewaschen und in einem solchen Zustande fortgebracht hätten, daß sein Kopf einige Tage lang noch einmal so dick wie gewöhnlich gewesen sei. Weil man ihm nun bedeutet habe, daß er mit einem so ehrbaren Männchen nicht so unartig umgehen dürfe, so habe er in Zukunft mehr Respect vor demselben gehabt, auch hätte er hiernach, so viel als nur immer möglich, seine Gesellschaft vermieden und wäre ihm stets aus dem Wege gegangen ꝛc.

Ein Paar andere Beispiele hierzu erzählte mir ein alter ehemaliger Gardegrenadier. Derselbe hatte nämlich einmal des Nachts im innern Schlosse Wache. Da er sehr müde war und auch in der vorhergehenden Nacht, die er auf dem Tanzboden zugebracht, nicht geschlafen hatte, so machte er es sich bequem, setzte sich auf eine nahe Bank, nahm sein Gewehr

zwiſchen die Knie und lehnte den Kopf gegen die Wand. Schlafen wollte er natürlich nicht, das hätte ihm ja ſchlecht bekommen können; denn der wachehabende Unteroffizier konnte es ſich ja leicht einfallen laſſen, nachzuſehen, ob die verſchiedenen Schildwachen auch munter und auf ihren Poſten ſeien. Es ſich ſonſt aber möglichſt bequem zu machen, das glaubte der Grenadier ſchon ohne weitere Gefahr wagen zu können. Aber „der Geiſt iſt willig und das Fleiſch ſchwach!“ und ſo ging es auch unſerem alten Schnurrbart, der bald ſanft eingeſchlafen war und ſchnarchte, daß man's wer weiß wie weit hören konnte. Plötzlich fühlte er ein Schütteln; erſchreckt ſprang er auf, nahm das Gewehr in Arm und ſtellte ſich in gehörige Poſitur, in der feſten Meinung, der Herr Unteroffizier ſei da. Aber es war nichts zu hören noch zu ſehen, und ſo verfiel denn der alte Krieger ganz richtig auf das Petermännchen, das ihm gewiß nur allein dieſen Streich geſpielt und dieſen Schreck eingejagt haben werde. Schon hatte er einen derben Fluch auf der Zunge, ja ſchon hatte er bereits die Hälfte deſſelben: „Du verdammtes Pe—“ ausgeſtoßen, als er ſich ſchnell wieder beſann, ſeine weiteren Zornesausbrüche bändigte und ſchwieg; denn oft ſchon hatte er gehört, daß der Kleine nicht mit ſich ſpaßen laſſe. Und er that wohl daran; nur ein geringes Kneifen ſeiner Wangen, ſowie ein gellendes Gelächter des Geiſtes war die Strafe für ſeinen nicht ganz ausgeſprochenen Fluch. Murrend und brummend hatte ſich der Soldat hiernach wieder auf die Bank niedergelaſſen, als plötzlich Tritte an ſein Ohr ſchlugen, die ihm die Ankunft der Viſitirpatrouille verkündigten. Unſer Gardemann ſtand ſogleich kerzengrade, das Gewehr präſentirend, da; Alles war in Ordnung und die Patrouille zog weiter. So recht von Herzen dankte nun der frohe Soldat dem Petermännchen, und bat ihm im Stillen ſein Unrecht

wieder ab, da deſſen gute Abſichten ihm jetzt erſt klar wurden; denn wäre er nicht durch den Geiſt geweckt worden, ſo hätte ihn die Patrouille ſchlafend gefunden, wofür ihm dann ein Paar Tage Latten ganz gewiß geweſen wären.

Einem Kameraden meines alten Gewährsmannes erging es ähnlich. Auch dieſer hatte Wache im Schloſſe und war ebenfalls eingeſchlafen. Als ihn aber das Petermännchen weckt und ihn auslacht, da legt er ſich auf's Schelten und Toben, wofür er zuerſt einige gelinde Hiebe erhält. Hierdurch nur noch mehr erzürnt, ſchimpft und flucht der wüthende Soldat immer ärger; da bekommt er denn ſo viele, ſo arge und derbe unſichtbare Schläge, Maulſchellen und Püffe, daß er ſterbenskrank und am ganzen Körper zerſchlagen und hoch aufgeſchwollen auf längere Zeit in's Lazareth wandern und dort ſtill zu Bette liegen muß.

Ueberhaupt erzählte mir der alte ehemalige Gardegrenadier, der viele Jahre in Schwerin geſtanden, auch die Feldzüge 1813, 14 und 15 mitgemacht hatte, daß zu ſeiner Zeit dergleichen Sachen öfter im ſchweriner Schloſſe vorgekommen wären; daß das Petermännchen häufig auf dem Poſten ſchlafende Soldaten geweckt, ſie geneckt oder beſtraft hätte. Oft habe der Geiſt auch den Schläfern die Gewehre aus den Armen genommen, ſie verſteckt, oder wol gar auseinander geſchroben und die einzelnen Theile zerſtreut ꝛc. ꝛc. Wenn man dann nur ruhig geweſen und wachſam geblieben, habe das Petermännchen Einem auch weiter nichts gethan; hätte man es aber geſcholten, oder wäre wieder eingeſchlafen, dann habe es allerlei unſichtbare Züchtigungen gegeben, oder das Männchen hätte auch die Nachläſſigen und Schläfrigen auf alle Art geneckt, geſchabernackt und ausgelacht ꝛc. Daß Alles ſo wahr ſei, wie er's mir erzählt, daß ihm das mitgetheilte erſte Abenteuer mit

dem Petermännchen wirklich so passirt wäre, darauf schwur der alte Graubart Stein und Bein.

Daß auch das Petermännchen die Tugend und Unschuld beschützt, sie vertheidiget und belohnt, wie es ebenfalls die Gemeinheit und Schlechtigkeit bestraft, dies mag endlich noch aus folgender Sage erhellen:

Ein armer fürstlicher Gartenknecht hatte eine ebenso schöne, als tugendhafte Tochter. Einer der höheren Schloßbeamten, ein reicher Wüstling, hatte sein verlangendes Auge auf dieselbe geworfen und war schon lange bemüht, das hübsche Mädchen in seine Arme zu schließen. Mit Verachtung aber hatte diese stets alle seine schändlichen Anträge, seine Versprechungen und Geschenke abgewiesen, da sie lieber arm und brav bleiben, als reich und schlecht werden wollte. Diese steten Abweisungen, dies beharrliche Weigern hatten den sinnlichen Menschen nur noch immer mehr erregt; deshalb bot er Alles auf, das schöne Kind in seine Gewalt zu bekommen. Durch allerlei Kniffe und Ränke war es ihm und seinen bezahlten Helfershelfern endlich gelungen, das arglose Mädchen in ein Zimmer des Schlosses zu locken. Kaum war dasselbe dort angelangt, als auch schon der sie verfolgende Schloßbeamte bei ihr eintrat, die Thüre hinter sich verschloß und sich nun der überlisteten Gefangenen mit seinen unsaubereu Anträgen näherte. Das arme Geschöpf rief in ihrer größten Angst um Hülfe, aber Niemand kam; dafür hatte der Schändliche schon hinlänglich Vorsorge getroffen. Schon glaubte sich die Unglückliche verloren, als plötzlich mit gewaltigem Gekrache die Zimmerthüre aufflog und der abscheuliche Wüstling einen so derben Schlag in's Gesicht bekam, daß er besinnungslos und blutend zu Boden taumelte. Jetzt nahete sich das Petermännchen mit freundlicher Miene dem geängstigten, bestürzten Mädchen, nahm sie sanft

bei der Hand und führte ſie aus dem Schloſſe, wo es verſchwand, ehe die vor Schreck und Freude Weinende ihm ihren Dank hatte ſtammeln können. Zu Hauſe angelangt fand das junge Mädchen in ihrer Taſche eine ganze Hand voll ſchöner, blanker Goldſtücke, ein Geſchenk des edlen Geiſtes zum Lohne ihrer Keuſchheit und Feſtigkeit, und zum Erſatze für die ausgeſtandene entſetzliche Angſt. Dieſelbe blieb auch noch ferner brav und gut. Als ſie ſpäter einem redlichen Handwerker in Schwerin ihre Hand gereicht hatte, ging es ihr außerordentlich wohl und glücklich; und erſt nach vielen Jahren erzählte ſie ihrem geliebten Ehemanne die edle That des Petermännchens. Der böſe Schloßbeamte behielt aber, zur Strafe für ſeine beabſichtigte Schändlichkeit, zeitlebens ein abſchreckendes Anſehen, ein zerriſſenes, mit Narben durchfurchtes Geſicht und hat ſich's nie wieder einfallen laſſen, der ſchönen Gartenknechts-Tochter nachzuſtellen.

Außer dieſen hier mitgetheilten Sagen vom Petermännchen giebt es deren noch unendlich viele, theils der älteren, theils der neueren Zeit angehörend, doch ſind ſie alle einander ſo ziemlich ähnlich; ſie tragen faſt alle denſelben Charakter der vorſtehend erzählten, weshalb denn dieſe auch genügen mögen.

Auf der hierzu gehörenden Titelvignette dieſes Bandes erblicken wir im Vordergrunde das Petermännchen; im Hintergrunde aber zeigt ſich uns der älteſte Theil des alten Schloſſes oder, wie es damals noch hieß, der Feſtung Schwerin, nach einer Zeichnung aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts.

Abenteuerliche Thiere zwischen Wahrstorf und Pölchow bei Rostock.

(Von A. C. F. Krohn zu Penzlin.)

An der Landstraße von Rostock nach Schwaan, ungefähr auf der Mitte des Weges, liegt das Bauerdorf Pölchow und kaum zehn Minuten von demselben entfernt und an derselben Straße der ritterschaftliche Hof Wahrstorf. Dieser war vor 70 Jahren auch noch ein Bauerdorf. Späterhin wurden die Bauern theilweise gelegt, theilweise nach dem nahegelegenen Dominialdorfe Huckstorf verlegt, vielleicht durch Austausch von Ländereien ꝛc.

Noch vor nicht langer Zeit lebte in Huckstorf ein Bauer, dessen Vater in Wahrstorf ebenfalls Bauer gewesen war; in Wahrstorf selbst aber sind nur einzelne Benennungen als Erinnerung an jene Zeit, da es noch Bauerdorf war, geblieben. — Damals soll es in Wahrstorf viele Hexen und dergleichen gegeben haben, auch soll es zwischen Wahrstorf und Pölchow nie recht richtig gewesen sein.

Unmittelbar vor Pölchow, nach Wahrstorf zu, ist ein ziemlich langer und tiefer Hohlweg. Dort soll oft ein schwarzer Hund gelegen haben, der Niemand hat durchlassen wollen, so daß man immer genöthigt gewesen ist, oben über den Berg zu gehen. Gradezu, querfeldüber hat man damals nicht wagen dürfen zu gehen, weil man dann immer irre geleitet ist, obgleich die Ortschaften so nahe zusammen liegen, daß man von einer fast in die andere hinein rufen kann. Hat sich dennoch Jemand einen Richtsteig gemacht, so hat er in der Regel einen dreifüßigen Hasen zum Begleiter gehabt, und hat man über die Zäune steigen wollen, so haben dort gewöhnlich Wehrwölfe gelegen und das Uebersteigen verhindert.

Die untergegangene Stadt in dem See von Gross-Pankow bei Lübz.

(Von J. J. F. Giese zu Strohkirchen.)

Südlich von Lübz, an der Grenze gegen die Mark-Brandenburg, liegt der pankower See, so genannt von dem mecklenburgischen Dorfe Groß-Pankow, welches nicht sehr weit von seinem nördlichen Ufer liegt.

Wie man von fast allen Seen etwas erzählt, meistens daß in ihnen eine Stadt zu Grunde gegangen ist, so thut man es auch von diesem. An seiner Stelle soll früher eine mächtige Stadt gelegen haben. Schon einmal hatte die darin herrschende Sünde die Stadt an den Rand des Verderbens gebracht, als seine Einwohner noch zeitig genug, durch einen Propheten des Herrn gewarnt, sich bekehrten und dadurch die Stadt vom Untergange retteten. Als dieser Prophet jedoch entschlafen war, nahm die Sünde wieder überhand und da konnte das Gericht, welches schon einmal aufgeschoben war, nicht mehr aufgehalten werden. Die Stadt ging unter. Nicht durch Feuer, wie Sodom, noch durch Sand, wie Ramm, *) sondern sie sank in die Erde mit Allem, was darin war, und an ihre Stelle trat der jetzige groß-pankower See.

Dieses Alles war in einer Nacht geschehen und hatte so wenig Aufsehen in der Umgegend erregt, daß die Landleute auch an dem folgenden Morgen, es war ein erster Maimorgen, wie immer zur Stadt wollten, um ihren Ueberfluß abzusetzen, oder ihre Bedürfnisse einzukaufen. Ohne etwas zu ahnen,

*) Siehe Seite 106 bis 112 dieses Bandes.

gingen sie in dem Nebel, der sich so dicht wie nie auf die Erde gelagert hatte, auf dem oft gegangenen und darum genugsam bekannten Pfade der Stadt zu.

Aber wie staunten diese Leute, als sie glaubten in die Stadt kommen zu müssen und plötzlich vor einem Wasser standen, welches sie des Nebels halber nicht zu übersehen vermogten. Obgleich sich die Ursache von dem Kommen des Wassers nicht errathen ließ, denn die Stadt war nicht in Sümpfen oder Wiesen, auch nicht an Flüssen gelegen, so suchten doch Alle einen Grund zu finden; ja Einige ahneten schon den ganzen Vorgang, daß die Stadt ihrer Sünden wegen vielleicht untergegangen wäre. Doch untergegangen konnte sie auch nicht sein, denn man hörte ja das Geschrei der Schweine in derselben, dazwischen die lockenden Stimmen der Weiber; man hörte auch das Rasseln der Wagen, das Knallen der Peitschen in den Straßen ꝛc., mit kurzen Worten, man hörte vor sich das Getöse einer großen Stadt. Es war aber nicht hinein zu kommen und so mußte Jeder unverrichteter Sache wieder heimkehren.

Den ganzen Tag blieb der Nebel so dick, wie er am Morgen gewesen war, weshalb an diesem Tage zu keinem bestimmten Schluß über den wunderbaren Vorfall zu kommen war.

Als aber am andern Morgen die Sonne hell und klar am Himmel stand und kein Thauwölkchen sich zeigte, da eilte Alles nach dem räthselhaften Wasser, und da sah man, was man am Tage zuvor nicht hatte sehen können, daß die Stadt untergegangen und an ihrer Stelle ein bedeutendes Wasser entstanden war. Heute hörte man jedoch nicht mehr das Getöse einer großen Stadt, welches man gestern noch vernommen hatte; heute hörte man nur das Rauschen der Wellen, die sich noch sehr unruhig zeigten.

Jahre verflossen nach diesem seltsamen Ereignisse; der

Digitized by Google

See blieb, als steter Bußprediger für die sündige Menschheit, und verfloß nicht wieder. Menschen starben und Menschen wurden geboren, doch das Andenken an den Untergang der Stadt verlosch nicht. Generationen folgten auf Generationen, doch die Sage blieb und erzählte warnend den kommenden Geschlechtern: „Die Sünde ist der Leute Verderben!“

Endlich war es tausendjährig, nur mußte der erste Mai noch erlebt sein.

Maitag kam, und mit ihm kam plötzlich ein gewaltiges Leben in den See. Furchtbar stiegen seine Wasser empor, weißer Schaum bedeckte ringsum seine Gestade, und aus seiner Tiefe hörte man dasselbe Getöse, welches man vernimmt, wenn man am Thore einer großen Stadt stehet. Doch der Maitag ging vorüber und mit seinem Vorüberſein war auch der See wieder, wie er vorher gewesen war.

Wieder verging ein Jahrhundert nach dem andern und es kam das Jahr 1849, mit welchem auch das zweite Jahrtausend seit dem Untergange der Stadt zu Ende ging. Zuerst war die Sage noch von Jungen und Alten erzählt worden, doch mit der Zeit hatte sie sich nach und nach verloren und es wußte sie, bis auf wenige Alte, Niemand mehr recht ordentlich zu erzählen.

„Laß uns heute nicht zu Wasser gehen,“ sagte ein pankower Fischer am frühen Maimorgen zu dem andern, „ich habe diese Nacht einen bösen Traum gehabt und gewöhnlich sind meine Träume eingetroffen; laß uns lieber zu Hause bleiben!“

„„Es sind nur etliche Pfunde Fische bei mir bestellt,““ war die Antwort des Andern, „„wenn ich die habe, will ich auch zu Hause bleiben!““ denn auch ihm ahnte nichts Gutes an diesem Tage.

„Nun, so komme ich mit!“ sprach der Erstere wieder, und beide Männer gingen dem groß-pankowschen See zu.

Aber wie erſchraken die Fiſcher, als ſie an den See kamen, und denſelben trotz einer gänzlichen Windſtille gewaltig toben ſahen. Sie hörten von unten herauf ein Raſſeln, als wenn Wagen auf einem Steindamm fuhren; ſie hörten ein Hämmern, Klopfen, Schreien von Menſchen und Vieh; ſie hörten Töne der Muſik und dazwiſchen das Jauchzen von Männer- und Weiberſtimmen. Andere Stimmen riefen Fiſche, welche ſchockweiſe am Ufer floſſen, und Vögel, welche in großer Zahl auf dem Waſſer umher ſchwammen, in die Tiefe des Sees und trieben ſie wieder hinauf.

Den Fiſchern wurde ängſtlich zu Sinne, als ſie dies Alles hörten und ſahen; ſie dachten an die bisweilen wol gehörte, aber nie geglaubte Sage vom Untergange der alten Stadt in dieſem See und fürchteten ſich um ſo mehr.

Doch die Fiſche waren verſprochen und ſollten abgeholt werden, es mußten alſo die Netze ausgeworfen werden. Es geſchah, und man zog eine ſolche Menge Fiſche ans Land und zwar lauter große Hechte, daß der eine Fiſcher vor Freuden laut aufjauchzte und rief: „Heute blüht mein Glück, mein Lebtag' hab' ich nicht ſolchen Zug gethan! Geh Du mit Deinen Träumen!“

Aber noch hatte man die Hechte nicht aus dem Waſſer, als eine weibliche Stimme aus der Tiefe des Sees rief: „Rutſcherutſcherutſche!!“ und alle großen Fiſche bis auf einen wieder aus dem Netze in's Waſſer zurückſprangen.

„Sind ſie alle?“ hörte man dieſelbe Stimme da unten rufen.

„„Nein, einer fehlt noch, es ſind ihrer erſt neunundneunzig,““ antwortete eine andere, worauf das „Rutſcherutſcherutſche!!“ noch einmal erſchallte, und auch der letzte Hecht ins Waſſer zurückſprang.

„„Ich ſehe ihn ſchon kommen,““ antwortete die zweite

Stimme noch einmal und ging dann in Liebkosungen des zurückkommenden Thieres über.

Jetzt eilten die beiden Männer von Angst erfüllt ihrem Häuschen zu und erzählten im Dorfe, was sie an dem See gehört und gesehen hatten. Neugierige Leute eilten von allen Seiten dahin, und alle fanden, wie ihnen erzählt worden war.

Den ganzen Tag hörte man noch das Rauschen und Brausen des Wassers und das Lärmen auf dem Grunde desselben. Am folgenden Tage aber war der See wieder ruhig wie immer; kein Lärm drang mehr aus seiner Tiefe herauf und auch kein Fisch ist den Fischern nach dieser Zeit wieder auf den Ruf einer lockenden Weiberstimme aus dem Netze in den See zurückgesprungen.

Die ganz in Vergessenheit gerathene Sage ist aber seit dieser Begebenheit wieder aufgefrischt und wird jetzt von meilenweit von dem See wohnenden Leuten mit eben solchem Interesse erzählt, wie von den nächsten Umwohnern desselben.

Der unvollendete Saal im Schlosse zu Sponholz bei Neu-Brandenburg.

(Von **C. Langmann**, Lehrer zu Sponholz.)

In dem Schlosse zu Sponholz bei Neu-Brandenburg befindet sich noch heute im oberen Stocke ein unvollendeter Saal, an welchen sich folgende Sage knüpft:

Beim Baue des Schlosses habe sich an dieser Stelle ein Maurer todt gefallen. Was man nun seit der Zeit des Tages über an Maurerarbeit angebaut, sei in der folgenden Nacht

immer wieder abgefallen; und ſo habe man denn die Vollendung nicht zu Stande bringen können und deshalb den Saal ſo liegen laſſen müſſen.

Das Männlein bei den Scheunen zu Stargard.

(Von F. C. W. Jacoby zu Neu-Brandenburg.)

Ein Nachtwächter zu Stargard hört, als er ſeine Runde in der Nacht macht und zu den neu-brandenburger Scheunen kommt, von einer nahen Mauer her ein ängſtliches Geſchrei. Er hält es für ſeine Pflicht, ſich näher zu begeben, und da ſieht er denn auf der Mauer ein Männlein wanken, das immer fort gerufen hat: „Hilf mir! Hilf mir!“

Er fragt: „„Womit ſoll ich helfen?““ Aber ſiehe, das Männlein giebt keine Antwort.

„„So ſage mir doch, auf welche Weiſe kann ich Dir helfen?““ fragt der Nachtwächter wiederholt, aber außer dem Hülferuf giebt das Männlein keine Rede, und Erſterer wendet ſich zuletzt von ihm ab.

Aber in den folgenden Nächten wiederholt das Männlein ſeinen Hülferuf immer angſtvoller und da hat denn endlich der Nachtwächter geſagt: „„Ich kann Dir nicht helfen, ſo helfe Dir denn Gott, Vater, Sohn und heiliger Geiſt!““

Kaum hat das Männlein dieſes Wort vernommen, ſo hat es dem Wächter gedankt und iſt dann unter Jauchzen vor ſeinen Augen gen Himmel gefahren.

Was man von einer Glocke in Buchholz bei Schwaan erzählt.

(Von J. G. C. Ritter zu Friedrichshöhe.)

Zwei Kinder aus Buchholz bei Schwaan, ein Knabe und in Mädchen, hüteten die Gänse in der Nähe eines auf dem dortigen Felde befindlichen Berges. Als der Knabe gegen Mittag nach dem Dorfe ging, um zu essen und das Mädchen allein nach den Gänsen zu sehen hatte, wurde sie plötzlich gewahr, daß auf dem Berge vier ziemlich große Steine standen, welche sie sonst noch nie da gesehen hatte.

Die Neugierde trieb das Mädchen, die Steine näher zu betrachten; sie setzte sich neben einen derselben, und da der Stein recht hübsch und glatt war, so schlug sie mit ihrem Strickstock an denselben. Sie war verwundert, als der Stein davon einen leisen aber hellen Klang von sich gab, und setzte deshalb dieses Anschlagen eine Zeitlang fort. Darüber hatte sie aber die Gänse nicht beachtet, und als sie an diese dachte und sich umsah, gingen sie bereits zu Schaden.

Das Kind legte deshalb rasch ihr Strickzeug auf den Stein und trieb die Gänse wieder dahin, wo sie grasen sollten; dann ging sie wieder auf den Berg nach ihrem Stein. Sie konnte es aber nicht begreifen, daß jetzt nur der eine Stein, worauf ihr Strickzeug lag, vorhanden war; von den drei andern konnte sie keine Spur gewahr werden.

Als das Mädchen in das Dorf zurück kam, erzählte sie, was sie gesehen und erlebt hatte. Anfangs wollte ihr Niemand glauben, als sie aber dabei beharrte, daß ihre Erzählung wahr sei, entschlossen sich doch Einige, dahin zu gehen und den klingenden Stein zu besehen.

Digitized by Google

Wie groß war aber dieſer Leute Erſtaunen, als ſie freilich keinen Stein, wol aber eine ſchöne große Glocke vorfanden, welche nun feierlich in's Dorf geholt und der Kirche geweihet wurde.

Von den andern drei Steinen oder Glocken hat man nie wieder etwas geſehen. (R. Z.)

Die ſpukende Baroneſſe Göden in dem Herrenhauſe zu Damekow bei Wismar.

In einem Gewölbe der Kirche zu Dreveskirchen bei Wismar befinden ſich drei aus Marmor gehauene Frauengeſtalten, die Schweſtern, Baroninnen Göden, vorſtellend, welche in früheren Zeiten auf dem Gute Damekow gewohnt haben.

Während die eine dieſer Marmorfiguren, welche eine Waageſchaale in der Hand hält, ſich durch ihre ſtrengen, ernſten Mienen auszeichnet, haben die beiden andern, die eine eine Taube, die andere wahrſcheinlich eine Schlange haltend, deſto ſanftere Geſichtszüge. Und ſo wie es hier nun in Stein abgebildet, ſo iſt es auch der Sage nach ehemals wirklich im Leben mit den drei Geſchwiſtern geweſen; zwei derſelben waren gute, ſanfte Geſchöpfe, die dritte aber war eine äußerſt ſtrenge, harte und ſtolze Perſon. Sie allein führte zu ihren Lebzeiten das Regiment auf dem Hofe zu Damekow; die beiden Schweſtern waren zu ſchwach und gutmüthig, um ſich ihren Anordnungen zu widerſetzen, ſie leiſteten denſelben hingegen ſtets Folge und ließen ihr in allen Sachen ihren Willen.

Mit größter Strenge verfuhr dieſe Alles beherrſchende Baroneſſe namentlich gegen die Dienerſchaft und die ſonſtigen Gutsuntergebenen; ſie war nicht allein ſtolz und hart, ſondern

ungerecht und grauſam gegen Alle. Was aber das Empörendſte war, ſie gönnte den armen Dorfleuten nicht einmal das liebe Brod; den auf dem Hofe Dienenden aber wog ſie die Lebensmittel ſo knapp und genau zu, daß ſie ſtets hungern mußten. — Auf dies Letztere ſoll auch die beregte Waagſchaale in ihrer Hand hindeuten. —

An einem Sonntag Morgen, als die Geſtrenge wie gewöhnlich die Runde durch das Haus macht, um die Arbeiten der Dienenden in Augenſchein zu nehmen, findet ſie ein Mädchen, die ihren Flachs nicht ordentlich geſponnen hat. Um dieſe für ihre Nachläſſigkeit zu beſtrafen, nimmt ſie eine ſchwere Kette und ſchließt die Ungehorſame damit an dem heißen Ofen feſt. Darauf verriegelt ſie die Thür und fährt dann ruhig nach Dreveskirchen, wohin Damekow eingepfarrt iſt, zur Kirche.

Erſt am Nachmittage kehrt die ſchändliche Baronin wieder heim. Als ſie bald darnach in das Zimmer tritt, um nach dem angeſchloſſenen Mädchen zu ſehen, findet ſie dasſelbe todt und ihr Geſicht dabei ſo entſtellt und verzerrt, als zeige ſie die Zähne. Da tritt die Abſcheuliche hinzu, nimmt ihr Schlüſſelbund und ſchlägt damit der Todten in das Antlitz mit dem Ausrufe: „Hex', nu wies noch bei Thän'n!“ *)

Bald darauf ſtarb die Baronin; ihr Geiſt aber fand keine Ruhe im Grabe, ſondern wandelte, zum Schrecken und Entſetzen der Lebenden, unabläſſig umher.

Auch jetzt noch ſoll die böſe Baroneſſe Göden mitunter um die Mitternachtsſtunde durch die Gänge und Zimmer des damekower Herrenhauſes ſchleichen und dabei mit ihrem großen, am Gürtel hängenden Schlüſſelbunde klappern.

---

*) „Hexe, nun zeige noch die Zähne!“

Digitized by Google

Die verwünschte Prinzessin im Buchenberge bei Doberan.

(Von Fr. Schulz.)

Hat der Leſer ſich ſchon einmal den ſchönen Flecken Doberan und ſeine Umgebung beſehen, ſo wird er gewiß den ſogenannten Buchenberg, der an der öſtlichen Seite des Ortes liegt, nicht unbeachtet gelaſſen haben. Viele Beſucher erſteigen auch wol auf den an der weſtlichen, ſteilen Seite hinauf führenden Stufen den Berg und thun von da einen Blick auf die Gegend. Auch ſpaziert es ſich dort unter den ſchlanken ſchattigen Buchen recht angenehm.

Alle Beſucher haben hier den prächtigen Buchenhain, die umherliegenden ſchönen Gärten, die ehrwürdige Kirche, den hübſchen Ort ſelbſt geſehen; aber nur Wenige haben erſt die fremde weiße Dame getroffen, die dort auch zuweilen ihren Spaziergang macht. Wer dieſe ſicher zu treffen wünſcht, und wol gar noch den Muth hat, ſie zu erlöſen, das heißt wenn er dazu geboren iſt — denn ſie iſt eine verwünſchte Prinzeſſin — der kann aus der hier folgenden Geſchichte Tag und Stunde erfahren, wann es eben Zeit iſt.

Im Sommer 1818 hütete ein Knecht des Holländers und Schäfereipächters Hinrichſen auf dem Kammerhofe bei Doberan die Schafe ſeines Herrn an der öſtlichen Seite des Buchenberges. Es war am Tage vor Johannis in der Mittagsſtunde und die Sonne ſchien ſehr warm. Die Schafe ſtanden im Schatten der Bäume und der Knechter ging ſich im Kühlen hier hin und dorthin. Rings umher war es recht ſtille und einſam, denn die vornehme Welt ließ ſich jetzt zu dieſer Tageszeit noch nicht recht blicken, und die Arbeiter hielten ihre Mittagsruhe.

Und doch ſah unſer Schäfer heute eine Dame auf ſich zuſchreiten. Er pflegte ſich wol zurückzuziehen, wenn ſonſt vornehme Herrſchaften in ſeine Nähe kamen, doch dieſe Dame näher zu ſehen, hatte er Luſt; auch ſchien es ihm gar nicht einmal vornehm, um dieſe Zeit ſpazieren zu gehen.

Als die Dame ſoweit an ihn herangekommen war, daß er ſie genauer betrachten konnte, da ſtutzte er doch. Er hatte nach ſeiner Meinung noch keine ſo vornehme Dame, als dieſe war, geſehen; und dabei war ſie ſo ſehr hübſch und ſchön von Angeſicht.

„Ja," dachte er bei ſich, „mögen die Dämchen hier ſich auch noch ſo hübſch finden, dieſe ſollten ſie einmal in Augenſchein nehmen, dann wüßten ſie, was hübſch iſt."

Das Gewand der ſchönen Dame hatte viel Auffallendes und war ſchneeweiß. Statt daß ſie an den Schäfer ſtill vorüber gehen ſollte, ohne, wie er es ſonſt von den vornehmen Damen gewohnt war, auch nur zu grüßen, trat dieſe freundlich zu ihm heran. Er zog ſeine Mütze ehrerbietig, in der Meinung, ſie werde ihn nach etwas fragen wollen, und horchte ſchon recht andächtig zu; denn er wußte ſchon aus Erfahrung, daß er die Sprache der fremden Herrſchaften oft ſchwer verſtehen konnte. Diesmal hatte er eben keine Urſache, über die Unverſtändlichkeit der Rede zu klagen; aber was er hörte, und um was die Dame bat, klang gar wunderſam. Sie ſprach alſo:

„Lieber junger Mann, Du kannſt mir ein rettender Engel werden. Ich bin eine verwünſchte Prinzeſſin, die ſchon viele hundert Jahre in dieſem Berge hat ſchmachten müſſen. Alle hundert Jahre, am Johannistage zwiſchen 12 und 1 Uhr iſt meine Erlöſung möglich. Morgen iſt wieder die Zeit da, wo mich ein unbeſcholtener Jüngling, wie Du biſt, retten kann. Thuſt Du es, ſo mache ich Dich glücklich und ſehr reich. Es

iſt auch keine Gefahr für Dich damit verbunden, ſondern Du brauchſt mich nur zu küſſen, und der Zauber iſt gebannt. Ich werde freilich nicht in meiner jetzigen Geſtalt erſcheinen, ſondern als Kröte; ſobald Du aber Dein Werk vollbracht haſt, ſiehſt Du mich wie jetzt vor Dir. Als Kennzeichen werde ich dieſes rothe Bändchen — ſie hielt es in der Hand — um den Hals tragen. Sprich ja," bat ſie dringend, „und wir ſind beide glücklich!" —

Der Schäfer war tief gerührt und ſein frommes Herz wollte nichts anderes als ein „Ja" herauslaſſen. „„So geſchehe es denn in Gottes Namen!"" ſprach er feſt und ergeben.

Die Dame dankte ihm freundlich und wandte ſich von ihm.

Am andern Mittage ſtellte der Schäfer ſich richtig ein. Noch war er in ſeinem Entſchluſſe nicht im Mindeſten wankend geworden. Wenn er ſich auch eines kleinen Schauders nicht erwehren konnte, ſo hatte er doch mit dem guten Gedanken, zwei Menſchen glücklich zu machen, alles Andere wieder niederzuſchlagen gewußt.

Jetzt ſtand er am beſtimmten Platze und lauſchte ängſtlich. Da kam die Kröte mit dem rothen Bändchen am Halſe. Sie hüpfte auf ihn zu und richtete ſich empor, um ihn gleichſam aufzufordern.

Schon bückte ſich unſer Schäfer, um den Erlöſungskuß zu vollführen. Auf einmal ergriff ihn aber eine namenloſe Angſt. Er ſprang zurück und eilte mit Sturmesſchritten den Berg hinunter. Doch ihn verfolgte nichts weiter, als das Jammern der armen Prinzeſſin.

Ihre wehklagenden Töne folterten ihn von da an fortwährend, und bald war er eine Leiche.

Digitized by Google

Das Weib mit dem goldenen Kamme im Schlossberge bei Kirchdorf auf der Insel Pöl.

(Von C. Struck zu Dargun.)

Hart am „Karksee“ — Kirchsee — der Insel Pöl, auf dem sogenannten Schloßberge, liegt, umgeben von hohen Wällen, die ziemlich große Kirche des Ortes Kirchdorf mit ihrem spitzen Thurm. Wenn nun Wogengebraus sich vereiniget mit den Tönen der Orgel zu einem Doppelchor, dann muß eine jede Menschenseele sich hier doppelt gemahnt fühlen, daß alles Irdische vergänglich ist; denn früher stand an dieser Stelle ein Schloß mit vielen Zinnen, die weithin sichtbar waren, während jetzt nur Gras die Ueberbleibsel der alten Fundamente überwuchert. Dieses Schloß haben wahrscheinlich die Geschlechter der von Plessen, Preen und Stralendorf bewohnt, welchen Heinrich der Löwe*) 1318 die Insel verkaufte.**)

In dem Schloßberge sind aber noch viele Gewölbe, darin große Schätze verborgen sein sollen. Geht man nun zum „Schlatt,“ wie die Insulaner den Berg nennen, so sieht man zwei Eingänge, die in denselben hineinführen und die erst seit etlichen Jahren vermauert sind.

*) Siehe Anmerkung S. 164 dieses Bandes.

**) Im Laufe des 14. Jahrhunderts erwarb das Hospital zum heiligen Geist in Lübeck mehrere Dörfer auf Pöl, die hiervon noch jetzt im Gegensatz zu den übrigen, die dann die schwedischen heißen, die lübschen Dörfer genannt werden. Als im Jahre 1648 der dreißigjährige Krieg beendigt war, wurde die Insel Pöl an Schweden abgetreten, in dessen Besitz sie bis 1803 blieb, wo sie wieder an Mecklenburg kam.

Der Herausgeber

Als Junge war ich oft auf Pöl. Eines Tages ſtand ich vor dieſem Eingang und trug ein ſtark Gelüſte hineinzugehen, als ein alter Mann zu mir trat und ſagte: „Geh da nich rinne, denn dat Wief mit den golden Kamm lett Die nich weera rut!“*)

Da ich nun nicht wußte, was es mit dieſem Weibe für eine Bewandniß habe, lief ich zum alten Onkel, und der erzählte mir nachſtehende Sage:

Vor vielen Jahren begab es ſich, daß drei Knaben am Kirchſee beim Schloßberge ſpielten. Da kamen ſie denn auch auf den Gedanken, hinein zu gehen in das Gewölbe, um zu erfahren, wie es eigentlich darin ausſehen mögte; und da es furchtloſe Buben waren, ſo traten ſie ihre Wanderung bald an.

Das erſte Gewölbe war nur ſchmal und nichts darin, als die nackten Wände. Bald gelangten ſie an eine offenſtehende Thür und kamen in ein zweites, das freilich auch leer war, doch bedeutend geräumiger erſchien. Nachdem ſie nun eine geraume Zeit umher getappt hatten, denn es war ziemlich finſter darin, ſahen ſie aus der Ferne ein Licht ſchimmern. Darauf ſteuerten ſie los und erreichten ein drittes Gewölbe, das ſich ſaalartig erweiterte. In der Mitte hing eine Ampel, die das ganze Gemach erhellte. Die Wände waren mit Perlen bedeckt, welche wunderbar funkelten. Große Haufen Goldes lagen allenthalben aufgeſpeichert, und köſtliche Prunkgefäße ſtanden hie und da in den Niſchen. Dem Eingange gegenüber ſtand ein eichener Tiſch, daneben erblickten ſie einen Stuhl, darauf ſaß eine ſteinalte, ſchlafende Frau in abenteuerlicher Kleidung, die hielt in ihrer rechten Hand einen großen goldenen

*) Geh da nicht hinein, denn das Weib mit dem goldenen Kamme läßt Dich nicht wieder heraus!“

Kamm, und zu ihren Füßen lag ein ſchwarzer, zottiger Pudel mit ſtechenden Augen. Betroffen blieben die Kinder am Eingange ſtehen.

Als der Hund die Knaben ſahe, ſprang er auf und zeigte ſeine großen Zähne. Da wurde es den Kindern unheimlich, ſie fingen an laut zu ſchreien und wollten davon laufen, konnten aber nicht, mußten vielmehr wie gebannt ſtehen bleiben. Ueber das Geſchrei erwachte die Alte, rieb ſich die Augen und ſprach zu den Kindern: „Kinnekens, kaamt man ranne na mie, de Pudel deit Juch nicks.“*)

Allein die Kinder ſtanden da, als wären ſie Bildſäulen geworden, hätte nicht ihr Zittern verrathen, daß ſie noch lebten. Das Weib aber fing an zu lachen und ſagte: „Kaamt doch man heer, Jieh heft dat Hoor Juch nich kämmt. Kiekt, ick will Juch uck mit diſſen golden Kamm kämm'n. Kämm'n mach ick giern, un dat is all lang heer, as ick dat letzte Kind kämmt heff.“**)

Die Angſt der armen Knaben wurde immer größer, ſie wußten nicht, was ſie thun ſollten. Das Weib aber redete immer freundlicher: „So kaamt doch man; wer kümmt ſall uck von dat Geld ſich all de Taſchen full ſtäken.***)

Da ging der eine Knabe hin zu dem Weibe. Dieſe nahm ſogleich ihren goldenen Kamm und fing an, damit dem Knaben

---

*) „Kinderchen, kommt nur heran zu mir, der Pudel thut Euch nichts.“

**) „„Kommt doch nur her, Ihr habt das Haar Euch nicht gekämmt. Seht, ich will Euch auch mit dieſem goldenen Kamm kämmen. Kämmen mag ich gerne, und das iſt ſchon lange her, als ich das letzte Kind gekämmt habe.“

***) So kommt doch nur; wer kommt, ſoll auch von dem Gelde ſich all die Taſchen voll ſtecken.“

die Haare zu kämmen. Man denke ſich aber das Entſetzen der beiden andern, denn mit dem erſten Strich, den das Weib mit dem goldenen Kamm über das Haar machte, verwandelte es ſich in zottiges Pudelhaar, und je länger ſie kämmte, deſto mehr nahm ihr Spielgenoſſe die Geſtalt eines Pudels an.

Bleich vor Schrecken und Angſt rannten die beiden Knaben davon, erreichten auch glücklich den Ausgang; hier aber brachen ihre Kräfte zuſammen und bewußtlos fielen ſie nieder.

Zu Hauſe erzählten die Kinder von ihrem unglücklichen Kameraden und was ſie geſehen. Anfänglich achtete man ihrer Ausſage nicht, als jedoch der dritte Knabe nicht wieder kam, und auch die beiden andern bald ſtarben, da mied man die Stelle ſoviel als möglich, und kein Kind hat wieder den Ort beſuchen mögen.

Alle zehn Jahre, Nachts um die zwölfte Stunde, ſoll aber das Weib mit den goldenen Kamm ihre Pudel auf den Schloßberg ſchicken, die dann die Kühe, welche dort weiden, um die Kirche hetzen. Niemand ſieht freilich die Pudel, und bellen können ſie auch nicht; aber das Vieh ſoll ängſtlich brüllen und arg rennen, alſo muß es doch wol wahr ſein.

Sagen von der wilden Jagd aus der penzliner Gegend.

(Von **A. C. F. Krohn** zu Penzlin.)

Schon einmal iſt in dieſem Bande — Seite 91 bis 97 — von der wilden Jagd und dem was ſich die Leute bei Dömitz, Elbena und Grabow von ihr erzählen, die Rede geweſen.

In hieſiger, der penzliner Gegend hält man, abweichend von der ebengedachten Darſtellung, für den Veranlaſſer der wilden Jagd einen Jäger, der wegen ſeines ruchloſen Wandels auf Erden nicht zur Ruhe kommen kann, ſondern ohne Raſt in der Luft als Spuk ſein Unweſen treiben muß, ſich zur Strafe, Menſchen und Thieren zum Schrecken und den Gottloſen zur warnenden Mahnung an die göttlichen Strafgerichte. Auch will man hier nicht blos in den Zwölfen, ſondern auch zu jeder andern Zeit das Toben der wilden Jagd vernommen haben. Es ſind aber beſonders nur einige Oerter, an denen ſie vorüberfährt; und dieſe ſoll man nicht zur Nachtzeit paſſiren, und noch weniger ſich dann dort aufhalten, wenn man ſich nicht Unfällen mancherlei Art ausſetzen will. Solche Stellen ſind in der penzliner Gegend beſonders die Ihſepuhrt im hohenzieritzer Gehölze und die Schwanenheide, ein Theil der penzliner Feldmark, unweit des klein-vielener und des Wärnme-Sees.

Die Schwanenheide, welche jetzt beackert wird, lag früher noch in Ruſch und Buſch und wurde, ſoweit ſie nicht mit Gehölz bewachſen war, faſt nur zur Weide für die Pferde der penzliner Ackersleute benutzt. So hüteten auch einſt vor vielen Jahren die beiden längſt verſtorbenen Penzliner M.... und T... dort in unmittelbarer Nähe des vielener Sees des Nachts ihre Pferde. Es war im Sommer und die Nacht nicht dunkel. Als ſie eine Weile gehütet hatten, wurde T. ſchläfrig und legte ſich unter einen Baum, um ein wenig zu ruhen; M. aber machte ſich eine Pfeife an, um ſich munter zu halten und auf die Pferde zu achten.

T. hatte noch nicht lange ſein Lager aufgeſucht, als M. aus weiter Ferne her ein eigenthümliches Toben hörte, das ſchnell näher kam und immer lauter und toller wurde. Da fiel

ihm ein, was er öfter von der wilden Jagd gehört hatte und voller Angſt und Furcht ſuchte er Schutz unter einem großen Dornbuſche, von wo aus er aber doch recht gut ſehen konnte, was um ihn her ging. Eben war er erſt in Sicherheit, als auch ſchon die wilde Jagd daher geſauſt kam, vorauf ein Jäger zu Pferde und hintendrein eine ganze Meute ſchwarzer Hunde.

M. zitterte am ganzen Leibe. Doch ſchien man ihn nicht gewahr zu werden; vielmehr hielt der Zug bei ſeinem Kameraden T. ſtill. Dort ſprang der Jäger vom Pferde, nahm ſein Waldhorn, hielt es dem Schlafenden vor ſein Ohr und ſtieß hinein, daß es nur ſo ſchallte und dem nicht weit davon entfernten M., der alles das mit anſah, die Ohren gellten. T. aber rührte ſich nicht.

Als der wilde Jäger alſo ſeinen Muthwillen ausgelaſſen hatte, beſtieg er wieder ſein Pferd, und weiter ging's mit Blaſen und Hundegeklaff durch die Luft.

Erſt als ſich das Toben ganz in der Ferne verlor, wagte ſich M., obgleich noch zitternd, aus ſeinem Verſtecke. T. lag noch dort, wo er erſt gelegen, im ſüßeſten Schlafe, als wäre ihm nichts geſchehen. Verwundert weckte ihn M. auf und fragte ihn, ob er denn nichts gehört habe.

„Wat ſall ick hührt hebb'n?“*) fragte wieder noch ſchlaftrunken T.

„„Ih,““ entgegnete M., „„Di hett jo eben bei will' Jäger in't Uhr tuht,““**) und erzählte ihm dann den ganzen Hergang der Sache.

Aber T., der äußerſt ſchwerhörig war, hatte nichts von dem Blaſen und dem ganzen Spektakel vernommen.

---

*) „Was ſoll ich gehört haben?“

**) „„Ei, Dir hat ja eben der wilde Jäger in das Ohr getutet.““

Ein ander Mal, es war im Herbſte um die Zeit, wenn die Kartoffeln aufgenommen werden, kamen bei anbrechender Nacht zwei penzliner Bürger, die aber beide jetzt ſchon längſt todt ſind, von Strelitz gefahren. Wie ſie auf der Schwanenheide, durch welche der Weg nach Strelitz führt, ankommen, laſſen ſie ihre Pferde ein wenig ſich ruhen und graſen.

Es war aber zu der Zeit gerade Holz auf der Schwanenheide, unweit des Wärnme-Sees, geſchlagen und unter andern lagen dort auch viele Achshölzer, das heißt Holz zu Wagenachſen.

„Wat meenſt Du, Barremann," hub der eine der Penzliner an, „wenn wie uns ſo'n Poar Aßhölter uplöd'n und mitnehm'n?" *)

„„Je,"" wandte der Andere ein, „„lücht wi's uck?"" **)

„Jh," meinte der Erſtere wieder, „wenn Du ſei man hin'n wiß höllſt; ick will's woll vörn in ne Höhgt krieg'n."

So gingen ſie denn Beide an's Werk. Als ſie aber noch bei dem erſten Stücke beſchäftigt waren, hörten ſie ein vom hohenzieritzer Gehölz kommendes, ſich ſchnell aus der Ferne näherndes Blaſen und Hundeklaffen. Im Nu war auch ſchon die wilde Jagd bei ihnen, vorauf ein Jäger auf einem Schimmel, der gar ſchauerlich in ſein Waldhorn ſtieß und hinter ihm eine große Meute wilder Hunde, die mit ihrem Geklaff das Blaſen ihres Herrn übertönen zu wollen ſchienen.

Dies hören und ſehen, das Holz bei Seite werfen und Ferſengeld nach Möglichkeit geben, war bei unſern Penzlinern

---

*) „Was meinſt Du, Gevatter, wenn wir uns ein Paar ſolcher Achshölzer aufſlüden und mitnähmen?"

**) „„Oh ja, regieren wir ſie aber auch?""

***) „Ei, wenn Du ſie nur hinten feſt hältſt; ich will ſie wol vorne in die Höhe bekommen."

Eins. Sie dachten weder an Pferde noch an Wagen, ſondern rannten, ohne ſich auch nur einmal umzuſehen, ſpornſtreichs davon und hielten erſt bei dem eine halbe Stunde entfernten Penzlin Stand. Das Toben der wilden Jagd verlor ſich aber, wie ihnen däuchte, ebenſo ſchnell, als es gekommen war, über den vielener See ziehend, bald in weiter Ferne.

Erſt am andern Morgen wagten ſich die Beiden nach der Schwanenheide zurück, um Wagen und Pferde heim zu holen. Sie waren auch ſo glücklich, Beides unbeſchädigt wieder zu finden, haben ſich aber ſpäter nicht noch einmal unter gleichen Umſtänden nach der Schwanenheide wagen mögen.

Bei der eiſernen Pforte — Ihſepuhrt —, welche mit den beiden eben genannten Oertlichkeiten ſo ziemlich in einer Flucht liegt, ſoll auch die wilde Jagd öfters vorüber ziehen.

Einſt geſchah es, daß ein Penzliner ſpät in der Nacht des Weges kam. Er hatte von einer Schneidemühle bei Strelitz eine Fuhre Bretter geholt, und ſich dort ohne Urſache durch die Schuld ſeines Fuhrmannes ziemlich lange aufhalten müſſen. So war es ſchon Nacht, als ſie die Ihſepuhrt paſſirten. Noch ehe ſie aber durch den Hohlweg waren, kam die wilde Jagd durch den Thalgrund vor der eiſernen Pforte wie ein Sturmwind daher.

Dem Penzliner und ſeinem Fuhrmann ſtanden vor Entſetzen die Haare zu Berge. Die Pferde blieſen, wie vor großer Angſt, aus den Nüſtern, rührten ſich aber nicht von dem Fleck, und der Hund des Fuhrmanns kroch ängſtlich den Pferden zwiſchen die Füße, als wollte er dort Schutz ſuchen vor der ungewöhnlichen, ſchreckhaften Erſcheinung.

Erſt als Alles vorüber war, und das Getöſe ſich allmählich in der Ferne verlor, waren die Pferde wieder zum Gehen zu bringen.

Der Vergleichung wegen mögte es mir wol erlaubt ſein, hier noch eine Sage anzuhängen, welche man ſich früher bei Kiel von der wilden Jagd erzählte.

Es ging nämlich dort ein Mann zur Nachtzeit über Feld. Als er unterwegs war, hörte er zu ſeinem Schrecken die wilde Jagd nahen. Schnell hockte er hinter einem großen Steine nieder, um ſich zu verſtecken. Doch das half ihm wenig. Denn der wilde Jäger, welcher gerade auf ihn zu kam, bemerkte ihn dennoch; und als derſelbe neben jenem Steine war, ſprang er vom Pferde und rief, indem er wie zum Schlage ausholte: „Züh, hier ſinn ick jo noch'n Stemm'n, wo ick mien Aex rinſchlahn kann.“ *)

Bei dieſen Worten empfand der Mann einen derben Schlag im Rücken, und als die wilde Jagd vorüber war, blieb er, der doch ſonſt gerade und aufgerichtet hatte gehen können, ſo krumm, wie er hinter dem Steine gehockt hatte.

So war der vorher ſo kräftige Mann ſchnell durch die Bosheit des wilden Jägers ein armer Krüppel geworden. Er that zwar Alles, ſeine vorige Geſtalt wieder zu erhalten, aber die Aerzte verſuchten ihre Kunſt vergeblich an ihm. Endlich gab ihm Jemand den Rath, er ſolle ſich nach Jahr und Tag wieder zur Nachtzeit um dieſelbe Stunde an denſelben Ort begeben, wo ihm das Uebel wiederfahren war und warten bis die wilde Jagd wieder vorüberzöge, ſo würde er, wenn ihm noch zu helfen ſei, wieder geheilt werden.

Dies that der Mann. Richtig kam auch wieder um dieſelbe Zeit die wilde Jagd daher und wieder hielt der Zug bei dem Steine, und der Jäger ſprang, wie das erſte Mal vom

*) „Siehe da, hier finde ich ja noch einen Baumſtamm, in welchen ich meine Axt ſchlagen kann.“

Pferde, indem er ſagte: „Züh, hier ſitt mien Aex jo noch in den Stemm'n, wo ick ſei verlähdn Joahr rin haut heff.“*)

Bei dieſen Worten aber war es dem, der beim Steine hockte, als würde ihm etwas aus dem Rücken gezogen; und als die wilde Jagd vorüber war und er ſich aufrichtete, konnte er wieder ſo gerade gehen, wie ehemals in ſeinen geſunden Tagen.

Von der Ahnfrau und ſonſtigem Spuk im Herrenhauſe zu Wietow bei Wismar.

I.

Alle Leute auf dem Hofe und im Dorfe von Wietow wiſſen's recht gut, daß es dort im Herrenhauſe ſpukt und oft nicht recht richtig iſt; und viele von ihnen haben's auch ſelbſt ſchon mit eigenen Augen und Ohren geſehen und gehört, was dort zuweilen all vorgeht und paſſirt. Namentlich iſt's die Ahnfrau von Wietow, wovon Alle zu erzählen wiſſen, und die auch Mancher ſchon ſelbſt geſehen hat.

Dieſe Ahnfrau oder „bei Olſch“*), wie die gemeinen wietower Leute ſie ſchlechtweg zu nennen pflegen, zeigt ſich namentlich nur in den Zimmern auf der rechten, größeren Seite des alten herrſchaftlichen Wohnhauſes, wo auch die andern Geiſter und Spuke vorzüglich ihr Weſen treiben.

Wer ſie eigentlich iſt, die Ahnfrau, welche Bewandniſſe es mit ihr hat, woher ſie kommt, wie lange ſie ſchon als Geiſt

---

*) „Siehe da, hier ſitzt meine Axt ja noch in dem Baumſtamm, wo ich ſie vergangenes Jahr hineingehauen habe.“

**) Die Alte.

umher wandelt ꝛc.; kurz, über ihr ganzes Weſen und Sein, ihren Urſprung ꝛc. weiß Niemand recht was anzugeben. Das aber will man beſtimmt behaupten, daß ſie dem alten Adelsgeſchlechte derer von Blücher entſproſſen und die Ahnfrau der ſchon ſeit mehreren Generationen hindurch auf dem Gute Wietow anſäſſigen von blücherſchen Nebenlinie iſt; wie man denn auch ferner weiß, daß ſie ſchon ſeit einer langen Reihe von Jahren im wietower Herrenhauſe umgeht, da ſchon die älteſten Leute im Dorfe in ihrer Jugend von ihren Großeltern über die Ahnfrau erzählen gehört haben.

Hauptſächlich erſcheint die Ahnfrau bei oder vor beſonders wichtigen Ereigniſſen, welche die Nachkommenſchaft ihrer, der von blücher-wietow'ſchen Familie betreffen. Wie zum Beiſpiel in ziemlich neuerer Zeit die als Kind verſtorbene Schweſter des jetzigen Beſitzers krank darnieder lag, war die ängſtlich beſorgte, Tag und Nacht bei der Kleinen wachende Mutter einmal auf kurze Zeit aus dem Krankenzimmer gegangen, um für das geliebte Töchterchen einen kühlenden Trank zu bereiten. Bei ihrer baldigen Rückkehr lehnt die Ahnfrau, die ihr übrigens früher ſchon öfter erſchienen war, über das kranke Kind gebeugt, erhebt ſich jedoch ſofort bei ihrem Eintritt, macht mit der Hand und dem Kopfe eine Unheil verkündende Bewegung und verſchwindet darauf in der entgegengeſetzten Thür. Am andern Morgen früh war das Kind eine Leiche.

Aber auch zu andern Zeiten läßt ſich die Ahnfrau in den bezeichneten Zimmern ſehen; vielen Perſonen iſt ſie dort nicht allein während der Nacht, ſondern auch bei hellem, lichtem Tage erſchienen. Noch kürzlich ſoll ſie wieder einmal bei Tage am Fenſter geſtanden, und auf den Hof hinaus geſchaut haben; und alle die dort gerade beſchäftigten Leute ſahen ſie klar und deutlich in ihrer gewöhnlichen Tracht, machten ſich gegenſeitig

aufmerkſam auf ſie und riefen einander leiſe zu: „Züh, doa ſteiht's all werra!“*)

Oft treibt die Ahnfrau alſo ihren Verkehr eine ganze Zeitlang im Hauſe, dann aber läßt ſie in längerer Zeit gar nichts wieder von ſich hören oder ſehen.

Sämmtliche Ausſagen und Beſchreibungen über das Ausſehen und die Kleidung der Ahnfrau lauten durchaus übereinſtimmend; Alle, die ſie geſehen haben, oder geſehen haben wollen, ſchildern ſie als eine ziemlich große, hagere Geſtalt, mit bleichem Geſichte, ſpitzer Naſe und ſpitzem Kinn und mit einem grauen Gewande und weißer Mütze bekleidet.

II.

Auf eben der Seite des herrſchaftlichen Wohnhauſes zu Wietow, wo ſich die Ahnfrau zeigt, ſollen, wie wir bereits ſchon zu Anfang gehört haben, auch noch andere Geiſter umherſpuken und ſich hören laſſen.

Mitunter will man dort nämlich des Nachts ein Geräuſch gleich dem Plätſchern im Waſſer, Thüren zuſchlagen und ſonſtiges Getöſe hören, das der Sage nach von einem Morde herrührt, der hier einmal meuchlings an einem Ritter verübt worden iſt. Der Mörder hat ſich nach vollbrachter That das Blut abgewaſchen und ſein Verbrechen geleugnet. Zur Strafe dafür muß er auch jetzt noch als Geiſt zu gewiſſen Zeiten das früher im Leben Gethane wiederholen, was dann die dort in den betreffenden Zimmern zufällig weilenden Perſonen deutlich hören können.

Es haben nämlich, wie die Sage weiter erzählt, in alten Zeiten drei verſchiedene Ritter zu Wietow gewohnt, die in

*) „Seht, da ſteht ſie ſchon wieder!“

häufiger Fehde mit einander lebten. Der eine dieſer Ritter hat nun einmal den zweiten auf hinterliſtige Weiſe zu ſich auf ſeine Burg zu locken gewußt und ihn alsdann ermordet. Doch iſt dieſe Schandthat nicht ungerächt geblieben. Gottes ſtrafender Arm verfolgte unaufhörlich den Meuchelmörder; und ſo ging auch er bald hiernach zu Grunde.

Der dritte Ritter ſetzte ſich nun aber in den Beſitz beider verwaiſ'ten Burgen und vereinigte ihr Gebiet mit dem ſeinigen, woraus ſpäter das jetzige Rittergut Wietow entſtanden ſein ſoll.

Die Spuren alter ehemaliger Ritterſitze ſind noch heute auf dem wietower Gebiete zu erkennen. In der Nähe des jetzigen Hofes findet man namentlich einen hochaufgetragenen Hügel mit deutlichen Reſten von Wällen und Gräben. Ein zweiter ähnlicher, aber weniger gut erhaltener Hügel, der Blocksberg genannt, befindet ſich ferner noch auf dem dortigen Felde.

Von dieſem ſogenannten Blocksberge geht außerdem noch die Sage, daß ſich in der Mainacht auf ſeinem Gipfel die Hexen verſammeln und dort ihre Sitzung halten.

Schließlich muß hier endlich auch noch des ſonderbaren Ereigniſſes Erwähnung geſchehen, welches der jetzigen Beſitzerfamilie von Wietow und deren Bedienung öfter begegnet ſein ſoll, daß nämlich des Nachts zwölf Uhr, wenn der Gutsherr nicht zu Hauſe war, deutlich ein Wagen vor die Hausthür gerollt kam, ohne daß man dabei das Mindeſte ſehen konnte.

Ob dies nun mit der Ahnfrau, den erwähnten alten wietow'ſchen Rittern, oder noch mit ſonſt etwas Anderem zuſammenhängen mag, darüber weiß Niemand Beſtimmtes zu ſagen.

Druck von L. Schnauß in Leipzig.

Druckfehlerverzeichniß des erſten Bandes.

Seite	IX	Zeile	6	von oben lies:		Hinrichshagen ſtatt Heinrichshagen.
„	11	„	7	„	„	heutigen Tages ſtatt heutiges Tages.
„	18	„	7	„	„	zu Butter ſtatt für Butter.
„	18	„	11	„	„	liebe Mitbürger ſtatt lieben Mitbürger.
„	30	„	5	„	„	Unglücksfälle ſtatt Unklücksfälle.
„	30	„	17	„	„	daß, als ſtatt als.
„	34	„	22	„	„	den Hausflur ſtatt die Hausflur.
„	39	„	10	„	„	Feiertag ſtatt Feiertrag.
„	43	„	2 u. 13	von oben lies:		Kreuzthor ſtatt wocker Thor.
„	43	„	21	von oben lies:		Neu-Rehſe bei Penzlin ſtatt Neu-Rheſe bei Neu-Brandenburg.
„	50	„	6	„	„	adeliges ſtatt adeliches.
„	52	„	2	„	„	und endlich, ſtatt endlich.
„	53	„	16	„	„	ihn ſtatt ihm.
„	69	„	17	„	„	den ſtatt dem.
„	75	„	2	„	„	wider ſtatt wieder.
„	93	„	23	„	„	nun ſtatt uun.
„	105	„	3	„	„	Mecklenburg's ſtatt Meklenburg's.
„	107	„	5	„	„	Damaſt ſtatt Dammaſt.
„	111	„	23	„	„	wider ſtatt wieder.
„	115	„	14	„	„	Bewußtſein ſtatt Bemußtſein.
„	120	„	23	„	„	dumpfem ſtatt dumpfen.
„	123	„	26	„	„	vorüberſtürzend ſtatt vorüberſtrürzend.
„	123	„	27	„	„	Tiefe ſtatt Riefe.
„	127	„	5	„	„	obenhin ſtatt obenhinn.
„	130	„	17	„	„	Makel ſtatt Mackel.
„	132	„	20	„	„	Mühlenanlagen ſtatt Wühlenanlagen.

Digitized by Google

Seite	134	Zeile	24	von	oben	lies:	reges ſtatt arges.
„	159	„	23	„	„	„	un ſtatt und.
„	162	„	14	„	„	„	den ſtatt dem.
„	162	„	24	„	„	„	mäkeln ſtatt mäckeln.
„	163	„	13	„	„	„	beſchmiert ſtatt beſchmirt.
„	171	„	7	„	„	„	Johannistage ſtatt Josannistage.
„	183	„	9	„	„	„	Nachtzeit ſtatt Rachtzeit.
„	183	„	16	„	„	„	Herren ſtatt Herrn.
„	191	„	30	„	„	„	Schaalſee ſtatt Schallſee.
„	192	„	19	„	„	„	unſern ſtatt unſerm.
„	202	„	5	„	„	„	genas ſtatt genaß.
„	210	„	21	„	„	„	Verwandten ſtatt Verwandte.

Anmerk. Auf eine Berichtigung der vielen Interpunctions-Druckfehler habe ich mich nicht weiter einlaſſen mögen, da dieſelbe zu weit geführt haben würde. Daſſelbe gilt auch von mehreren Abweichungen und Verſchiedenheiten, die ſich hinſichtlich der Schreibweiſe einzelner Worte ꝛc. eingeſchlichen haben. Sollte meine Sammlung indeß eine fernere Auflage erleben, ſo wird ſelbſtverſtändlich vorher eine möglichſt gründliche Ausſcheidung ſämmtlicher Druckfehler und ſonſtiger Unregelmäßigkeiten ſtattfinden.

Dr. A. Niederhöffer.

RETURN TO → **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

1-month loans may be renewed by calling 642-3405
1-year loans may be recharged by bringing the books to the Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

JUN 25 1985 85.

RECEIVED

NOV 6 1984

CIRCULATION DEPT.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6, 60m, 1/83

Digitized by Google